



Lessing's
Leben und Werke.

Von

H. Zimmern.

Deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi.

„Der Mann steht seinen Ruhm,
Sein Ruhm ist nur sein Schatten.“

Zweite Auflage.

Mit Lessing's Bildniß.

Erster Band.

Leipzig.
H. Barsdorf.
1886.

Vorwort
zur deutschen Ausgabe.

Vorliegende Lessingbiographie erschien in der englischen Originalausgabe im November 1877 und erhob den berechtigten Anspruch die erste zu sein, deren England sich rühmen konnte. Als das Werk sich im Druck befand, erschien jedoch die verdienstvolle und durch den rühmlichst bekannten, jüngst verstorbenen A. Strodtmann in verkürzter Form ins deutsche übertragene Arbeit von James Sime: „Lessing by James Sime“, welches Werk also in Betreff der Veröffentlichung dem vorliegenden den kleinen Vorsprung von einigen Wochen abgewann.

Es ist nun jedenfalls eine beachtenswerthe Erscheinung, daß die beiden Werke, deren Verfasser ganz unabhängig von einander gearbeitet haben, gleichzeitig erschienen, und Deutschland hat auch nicht gezögert, den lebhaftesten Antheil daran zu nehmen. Es fehlt uns allerdings nicht an Schriften über Lessing, sein Leben, sein Wirken und seine Werke, aber es mangelt vielleicht doch eine Biographie für ein Publikum geschrieben, welches den von Lessing berührten

schwierigen Fragen ferner steht, welches nicht dazu kommt die einschlagenden Werke zu studiren und deshalb wünscht, dieselben möchten ganz populär und einfach wiedergebend behandelt sein.

Das verdienstvolle Werk von A. Stahr hat durch seinen Erfolg am besten bewiesen, daß es dem Bedürfniß entsprochen hat, und wenn wir H. Zimmern auch Recht geben müssen, daß Stahrs Werk mit seinem „redundant style“ und seiner „excessive panegyric“ in England kaum die günstige Aufnahme gefunden haben würde, welcher es sich hier erfreute, so müssen wir doch auch wieder hervorheben, daß Stahr so mit voller Liebe für seinen Stoff und den großen Todten, dessen Leben und Wirken er fein bis ins Kleinste verfolgt, geschrieben hat, wie es uns Deutschen eigenthümlich ist, eine Schwäche, wenn man will, aber auch eine Stärke. A. Stahrs größtes Verdienst liegt in der ansprechenden Sichtung des Stoffes, der Lebensschicksale sowie der Werke, in der Analyse besonders der philosophischen Schriften. Aber gerade hier ist Popularität außerordentlich schwierig, und wir hoffen, daß vorliegendes Buch in dieser Hinsicht nicht vergeblich gestrebt hat. A. Stahrs Stil ist oft schwer, wie es vielfach, wenn eine Fülle von Gedanken und ein erweitertes reiches Urtheil zum Ausdruck gebracht werden sollen, der Fall ist. Das Zimmern'sche Buch zeichnet sich durch klaren und einfachen Gedankengang aus, durch eine ruhige, würdige und geistvolle Auffassung der betreffenden Werke und eine scharf präcisirte Wiedergabe.

Die deutsche Bearbeitung strebte dem Vorbilde natürlich getreulich nach.

Was nun diese autorisirte Ausgabe selbst betrifft, so ist dieselbe ganz allein mit Rücksicht auf den deutschen Leserkreis vorgenommen. Nach Uebereinkunft mit H. Zimmern und im Hinblick auf den bei derartigen Werken allein richtigen Standpunkt sind biographische und sachliche Erweiterungen, Abweichungen, Auslassungen ꝛc. vorgenommen. Der „Laokoon" und die „Dramaturgie" sind unter möglichst genauer Benutzung des Zimmern'schen Textes frei ausgeführt; der „Nathan" und die „Wolfenbüttler Fragmente", sowie andere in das Gebiet der Theologie schlagende Aufsätze sind in der Analyse breiter gefaßt, die Abhandlungen darüber erweitert, im englischen Text übergangene Schriften in dem Sinn und Stil des Ganzen zugefügt.

Dabei sind die Werke von A. Stahr, Strodtmann und in erster Linie immer die Schriften Lessings selbst, sowie der reiche, jetzt veröffentlichte Briefwechsel Lessings mit seinen Freunden benutzt; bedeutsame Stellen sind zur Belebung und Illustration stets wortgetreu citirt, doch ist es vermieden durch allzugroße Passagen zu ermüden.

Somit übergeben wir die deutsche Ausgabe der Oeffentlichkeit und hoffen, daß es ihr gelingen werde, sich Freunde zu verschaffen, und ein Sporn mehr zu sein, das Interesse an unserem größten Kritiker, dem muthigen Bahnbrecher auf allen Gebieten unseres geistigen Lebens und Strebens, zu beleben, ein Interesse, das nie rege genug sein kann,

so lange wir zugestehen müssen: es ist die Zeit noch nicht gekommen, daß Lessings Einfluß sich ausgelebt hätte; noch immer beherrscht er und zwar in immer neuer, vorher noch nicht empfundener Weise uns und unser geistiges Leben, unsere Kunst und unsere Poesie, unser Glauben und unseren Glauben.

Celle.

M. Claudi.

Inhaltsverzeichniss.

Sechstes Kapitel.

Wieder in Berlin. 1752–1755.

Siebentes Kapitel.

Im alten Quartier zu Leipzig. 1755–1758.

Druckfehler: Seite 142 lies statt „eines gewissen J. A. Scaliger": „eines J. A. Scaliger."

Vorwort.

Es ist bei Abfassung dieses Werkes mein Hauptzweck gewesen, Lessing als den geistreichen Bahnbrecher der gegenwärtigen Kultur hinzustellen; zu zeigen, wie gering die Zahl der Verhältnisse ist, in welche er nicht gedrungen, oder in denen sein Einfluß nicht empfunden worden ist. Ich habe versucht ihn als den Mittelpunkt der mannigfaltigen Interessen hinzustellen, einen Pfadfinder auf dem Gebiete der Aesthetik, der Religion und der Poesie; zu zeigen, wie er sich gegen die Autorität als solche auflehnte; hinzuweisen auf die zermalmenden Hiebe, die er gegen die gallische und pseudoklassische Tradition führte. Ferner habe ich gewünscht die Aufmerksamkeit auf seine prophetische Auffassung der liberalen Theologie unserer Zeit zu lenken, wie sie in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" zum Ausdruck gelangt, ein Werk, das seines bedeutungsschweren Einflusses nirgend verfehlt.

Lessing ist Vielen nur als Theologe bekannt;

während Andere, besonders Künstler ihn allein in dem „Laokoon“ und als ästhetischen Schriftsteller kennen. Lessing der ganze Mann mit seinem ausgedehnten und allgemein-umfassenden Wissen ist dem großen Publikum fast fremd.

Es giebt verschiedene Lessingbiographien, keine indessen dürfte genügend erscheinen. Das bedeutendste dieser Werke, das von Danzel, ist eine wahre Fundgrube, doch sind die darin reich enthaltenen Nachrichten und Bemerkungen in einer so schwerfälligen und ungenießbaren Form gegeben, daß es eine geradezu grausame Zumuthung sein würde, dasselbe der Lektüre zu empfehlen. Es kann deshalb nur als ein Lager von Rohmaterial angesehen werden, unschätzbar für Denjenigen, der Specialstudien nach dieser Seite zu machen geneigt ist.

So hat es auch Adolf Stahr benutzt, um seine populärere Lessingbiographie daraus aufzubauen. Dieses Werk erfreut sich in Deutschland einer sogar wachsenden Gunst, welche es in Anbetracht seines überladenen Stils und seiner abstoßenden Lobrednerei kaum verdienen dürfte.

Neben dem wirklich wissenschaftlichen Werke von

Danzel giebt es noch eine zahllose Menge kleinerer Schriften. Es würde in der That ein halbes Menschenleben in Anspruch nehmen, wenn man die Lessingliteratur lesen wollte, und frage ich, — würde es dann zuletzt nicht besser gewesen sein den Dichter selbst studirt zu haben? — Wir würden den Freiern der Penelope gleichen, die sich mit ihren Liebesäußerungen an die Dienerinnen wandten.

Indessen möchte ich nicht in den Verdacht gerathen, als ob ich diesen Werken keinen Werth beilegte. Im Gegentheil; ich habe mich vieler derselben mit Nutzen und Freuden bedient und bin dafür zu Dank verpflichtet. Aber man wird mir zugeben müssen, daß sie nicht alle von Werth oder Gewicht sein können, wenn ich hinzufüge, daß z. B. — der Katalog über die in Betreff des „Nathan" geschriebenen Abhandlungen einen starken Oktavband bildet. Der Scharfsinn einiger von diesen Kritikern im Auslegen und Erläutern ist wahrhaft erstaunlich. Viele von ihnen bereiten dem armen Lessing ein Schicksal, wie es dem Pferde des Baron von Münchhausen zu Theil wurde. Der dasselbe verfolgende Wolf fraß sich ja, wie bekannt, in seine Beute hinein, indem er beim Schwanz anfing und beim

Kopf angekommen nun in voller Gestalt in dem Geschirr steckte. Der Baron aber trieb nicht das Pferd, sondern den Wolf in der Haut seines Thieres heim.

Doch Lessing ist nicht der einzige klassische Dichter, auf den das Wort Schillers paßt: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun.“ —

Da es nun mein Absicht nicht sein kann Lessing auszulegen, so habe ich gestrebt mich so kurz zu fassen, wie es sich mit der Würde und dem geeigneten Ton eines solchen Werkes vereinigen läßt. Ich bin bemüht gewesen, Weitschweifigkeit, den Fehler einer großen Mehrzahl unserer heutigen Biographen, zu vermeiden. Die Lebensbeschreibung eines Schriftstellers soll nur die Vorhalle darstellen, durch welche man in das Heiligthum seiner Werke gelangt. Das Ziel, dessen ich mich befleißigt, ist gewesen, in den inneren Gehalt dieser Werke einzuführen, dabei aber habe ich mich bestrebt, eine übergenaue Zergliederung derjenigen zu vermeiden, welche als bekannter angesehen werden dürfen, wie z. B. „Nathan“ und „Laokoon“, indem ich der „Dramaturgie“ und anderen Werken, die weniger volksthümlich geworden sind, eine eingehendere Behandlung widmete.

Bei der Ausführung dieser Inhaltswiedergabe, wie im Ganzen bei Abfassung des Werkes habe ich immer Lessings eigene Vorsicht und nicht hoch genug zu schätzende Lehre im Gedächtniß behalten, daß man nämlich seinen Autor nicht erschöpfen dürfe, sondern bei derartigen Schriften dem Publikum, für das man schreibt, klug und bescheiden Rechnung zu tragen habe, und ich hoffe, daß ich die Lehre nicht umsonst empfangen.

Es möchte, besonders in Rücksicht auf die schon oben erwähnte umfangreiche Lessingliteratur, im anderen Falle gewagt erscheinen die Reihe um eine Nummer zu verlängern, obgleich ich meine, daß Lessings wundervolle Vielseitigkeit es rechtfertigt, dem lesenden Publikum noch eine freie und unabhängige Auffassung, wie sie in dieser Biographie enthalten ist, vorzuführen. Dazu kommt noch, daß ich das Werk auch im Umfang so bemessen habe, wie es mir geeignet erschien, um meinem Wunsche, es einem größeren und populäreren Kreise zugänglich zu machen, die Erfüllung zu sichern. Möchte das Werk also recht viele Freunde gewinnen, die ich dann nicht mir, sondern meinem Thema verdanke!

Gotthold Ephraim Lessing.

Erstes Kapitel.

Kindheit.

1729—1741. 1.—12. Lebensjahr.

„Wozu denn lebt der Knabe? —
Ein Mann zu werden!"
B. Franklin.

Die nordische Sage erzählt, daß Thor mit einem gewaltigen Schlag seines schweren Hammers die düsteren Wolken am Himmel zertheilte, damit der volle, lichte Tag die Erde erhelle und beglücke. Es giebt Männer, welche ihrer Zeit einen solchen Dienst leisten, und wenn wir uns auch im Allgemeinen hüten müssen, den unmittelbaren Einfluß der Einzelnen auf die Schicksale der Gesammtheit zu überschätzen, so giebt es dennoch Veranlassungen genug, wo derselbe nie zu stark betont werden kann. Solch einen Einfluß übte Lessing auf Deutschland aus.

Zwischen Luther und Lessing liegt das dürre Brachfeld von mehreren Jahrhunderten; dem mächtigen Geiste des Letzteren war es vorbehalten geblieben, die Kluft zu

überbrücken, welche den Geist des Mittelalters von der modernen Zeit trennte.

Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 zu Kamenz, einem Städtchen in der sächsischen Provinz Ober-Lausitz geboren. Die Familie konnte, obgleich bürgerlicher Abkunft, ihren Stammbaum bis zum 16. Jahrhundert zurückführen, und es ist äußerst interessant zu beobachten, daß Gottholds Vorfahren sämmtlich Männer von markiger Kraft, schlichtem Sinn und aufgeklärtem Denken waren. Sie bekleideten entweder als lutherische Geistliche oder Magistratsbeamte öffentliche Aemter, doch wog das geistliche Element immer vor.

Theophilus Lessing, der Großvater unseres Gotthold, war Bürgermeister zu Kamenz und starb daselbst in seinem achtzigsten Jahre kurz vor der Geburt seines berühmten Enkels.

Auch er war ein Mann mit bedeutenden Fähigkeiten. Zu Ende des dreißigjährigen Krieges geboren, waren seine gänzlich verarmten Eltern nicht im Stande, ihm, als er heranwuchs, eine größere Summe mitzugeben, als zwei Thaler, mit welchem Kapital er die Universität Leipzig bezog. Unentmuthigt und tapfer focht er indessen gegen alle möglichen Hindernisse und Entbehrungen und erlangte die Doktorwürde mit allen dazu gehörigen Ehren.

Das Thema, welches er zu seiner Antritts-Dissertation wählte, ist bezeichnend für die Familie Lessing von dem ältesten Urahn an, der, wie bekannt, die Formula Concordiae unterzeichnete, jenes Schriftstück, nach dem bei Luthers Tode die protestantische Kirche steuerlos weiter trieb, bis zu dem Verfasser des Nathan und dem Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente.

De religionum tolerantia (Von religiöser Duldsamkeit) hieß sein Thema, eine kernige Vertheidigungsrede in Sachen der Duldsamkeit nicht nur innerhalb der Grenzen des Christenthums, sondern aller Religionen.

Johann Gottfried, der Sohn des Theophilus, wurde in dieser gesunden Luft aufgeklärter Denkungsart erzogen, aber es ist noch besonders dabei zu beachten, daß man im Hause seiner Eltern das Höchste stets mit Ehrerbietung behandelte und sich dem alten Glauben nie fremd stellte.

Auf der Universität studirte Gottfried neben Griechisch, Latein, Französisch und Englisch (letzteres eine seltene Zugabe damaliger Bildung), Philosophie und Theologie. Am Ende seiner Studienzeit kehrte er zu den schon früher berücksichtigten orientalischen Sprachen zurück, um die biblischen Bücher kritisch durchforschen zu können. Er strebte nach einer Professur. Als ihm aber in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre die Stelle eines Katecheten und zweiten Geistlichen in seiner Vaterstadt

angetragen wurde, sah er in diesem Ruf eine göttliche Fügung und hielt es für seine Pflicht das Anerbieten anzunehmen. Fortan war er in der Erfüllung seiner Obliegenheiten als Geistlicher unermüdlich thätig. Trotz aller Pflichten, die sein Beruf ihm auferlegte, und ungeachtet der späteren Ansprüche, die seine rasch zunehmende Familie an ihn machte, fand er noch Muße mit den bedeutendsten Theologen seiner Zeit im Verkehr zu bleiben und sich auf der Höhe fortschreitenden Wissens mit ihnen zu halten, sowie zahlreiche polemische Flugblätter zu schreiben. Daneben verfaßte er noch größere religiöse Werke und übertrug verschiedene Schriften des Erzbischofs Tillotson aus dem Englischen. Durch all diese Arbeiten läuft der rothe Faden eines bestimmten Zweckes. Gottfried Lessing war orthodox, aber nichts weniger als zelotisch; er verwarf die kleinlichen Reibereien der Parteiungen; und sein Wunsch war es, daß die verschiedenen reformirten Sekten sich auf der sicheren Grundlage der protestantischen Kirche vereinigen möchten, um so geschlossen dem Papismus entgegen zu treten. Er haßte den Indifferentismus, er verurtheilte den damals unter seinen Landsleuten gängigen Mißbrauch ganz willkürliche und persönliche Beweisgründe abzuleiten. Ueberdies fürchtete er den übertriebenen Eifer und hielt in dieser Beziehung dafür, daß die englischen

Theologen die goldene Mitte gefunden hätten. Selbst die Freidenker wollte er mit Achtung behandelt wissen, ein Grundsatz, mit dem er sehr von den herrschenden Anschauungen abwich, und durch welchen er bewies, daß er seiner Zeit bedeutend vorausgeeilt war. In diesem Sinne bearbeitete er den Tillotson; er beabsichtigte die Uebersetzung gewissermaßen als Vorwort für eine Sammlung ähnlicher Streitschriften zu benutzen, in welchen er protestantische Grundsätze klar legen wollte. Sein Sohn war gerechtermaßen stolz auf dieses Werk; in späteren Jahren schrieb er darüber an einen Freund: „Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre! Er ist einer von den ersten Uebersetzern des Tillotson." Theophan, der Held in Lessings Erstlingsdrama: „der Freigeist", der ehrwürdige Geistliche, welcher durch seine moralische Vortrefflichkeit das odium anti-theologicum des Freidenkers Adrast entwaffnet, er der dramatische Vertreter des Hall'schen Grundsatzes, daß neun Zehntel des Christenthums Herzenssache ist, repräsentirt das Bild seines Vaters.

Nächstenliebe, Gerechtigkeitssinn, Liebe zum Wissen und eine große Gleichgültigkeit gegen irdische Güter und den Luxus, welchen der Reichthum gewährt, ein ausgeprägter Familienstolz, eine leidenschaftliche Neigung

fast zu impulsiv auf den ersten Eindruck hin zu handeln, das sind die Charakterzüge des Vaters. Seine „Irascibilität", wie er selbst eine starke Geneigtheit zu auflodernder Hitze nennt, vererbte er auf den Sohn. Gleich dem Vater pflegte auch dieser bei der geringsten ärgerlichen Erregung leidenschaftlich an der Unterlippe zu nagen. Mit stiller Sorge bemerkte der Vater diesen vererbten Charakterzug und thränenden Auges beklagte er sein ungestümes Temperament. „Ich bitte Dich, Gotthold," pflegte er traurig auszurufen, „nimm Dir ein Beispiel an mir und beherrsche Dich; denn ich fürchte, — ach, ich fürchte — und ich hätte mich so gern in Dir gebessert gesehen."

Seine Schriften zeichneten sich durch eleganten Stil aus, er hielt ihn frei von Gallicismen, von all den Unarten und Sprachfälschungen, die man sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts leider in so ausgedehntem Maße erlaubte. Er legte besonders Werth auf historische Genauigkeit, und kritische Untersuchungen waren ihm der Prüfstein ächter Gelehrsamkeit.

Die erste Erziehung und den Anfangsunterricht seines Sohnes leitete er selbst. Wenn wir nun seine Eigenart so kennen, fällt es nicht schwer zu folgern, welcher Art der Einfluß war, den er auf Gotthold ausübte, und daß die reine Luft, welche in dem Eltern=

haus wehte, die richtige Atmosphäre für den nachherigen Kritiker war.

Der allgemeinen Annahme, daß berühmte Männer von bedeutenden Müttern abstammen, entgegen, wirkte auf diesen Knaben mehr der väterliche, denn der mütterliche Einfluß. Lessings Mutter war eine treffliche und liebenswürdige Frau; doch ging sie in keiner Weise über die Mittelmäßigkeit hinaus. Sie war in ihren Anschauungen beschränkt, wie sich das nicht anders erwarten läßt von der Tochter und Gattin eines Landgeistlichen, die nie über die bescheidene Grenze der Kamenzer Feldmark hinaus gekommen war.

Justine Salome Feller war die Tochter des Pastor primarius Feller zu Kamenz, ihr Gatte war ihres Vaters Nachfolger im Amt. Ein Jahr nach seiner Ernennung zum Diakonus führte Lessing seine Gattin heim und ihr Hausstand wuchs ganz in der Weise, wie man es noch heute in unbemittelten Pastorenfamilien beobachten kann.

Frau Lessing verehrte ihren Mann als ein höheres Wesen und war ihm ein braves, ergebenes Weib, aber es fehlte ihr die geistige Fähigkeit, das eigentliche innere Leben ihres Mannes zu verstehen. Dazu kamen die Sorgen für eine zahlreiche Familie, die bei bescheidenen Mitteln schwer durchzubringen war, sodaß Zeit wie

Veranlassung zu geistigem Aufschwung fehlte. Ihr Einfluß auf den Sohn ist daher gleich Null.

Da sie indessen die Zügel des häuslichen Regimentes in fester Hand hielt, konnte sie ihm mitunter Hindernisse in den Weg legen, und sie that es in aller Liebe für den Sohn, dessen innerstes Sein und Leben ihrem Verständniß stets und völlig fremd blieb. Gotthold war der älteste Sohn seiner Eltern, und obgleich dem Pfarrhaus nur zu bald und sicher ein voller Kindersegen entgegenreifte, so waren doch, als Gotthold sich noch im jugendlichen Alter befand, die Mittel nicht so beschränkt, die Zeit seines Vaters nicht so überaus in Anspruch genommen und die Sorgen noch nicht so drückend, wie sich Alles leider nachher gestaltete. Der Vater konnte sich der Führung des Knaben annehmen, sodaß derselbe von dem fleißigen und gelehrten Vater die ersten Kenntnisse in den humanistischen Studien empfing. So nahm er den fruchtreichen Keim der innigen Liebe für dieselben schon früh in sich auf, so erwuchs jene gemeinschaftliche Vorliebe des Lehrers und Schülers für die klassischen Wissenschaften, in der sie sich später bei allen auseinandergehenden Anschauungen immer wieder zusammen fanden.

Ein ernster frommer Sinn war der Grundton in der Familie. Dem kleinen Gotthold wurde schon

Beten gelehrt, als er kaum stammeln konnte, die Bibel und seines Vaters Katechismus waren seine Lesefibeln, und im Alter von fünf Jahren wußte er ganz genau, *was*, *wie* und *warum* wir glauben sollen. Für die Morgen- und Abendgebete lernte er viele geistliche Lieder auswendig, und da die deutsche Sprache sich in diesen Dichtungen am reichsten und kraftvollsten äußerte, so erwachte in dem Knaben frühzeitig ein feiner, verständnißvoller Sinn für Volkspoesie. Oft erzählten die Eltern nachher den andern Kindern, wie leicht und fröhlich Gotthold lernte, und wie er, lange bevor er lesen konnte, mit Entzücken und nur des Zeitvertreibs wegen, die Blätter eines Buches umwendete. Es ist leicht zu erkennen, daß auch hier des Vaters Beispiel den Knaben beeinflußte. In seinem fünften Jahre erhielt er einen Privatlehrer, nämlich seinen Vetter Christian Mylius, und schon dieser Umstand beweist, daß die Familie noch nicht unter dem Druck pekuniärer Verlegenheiten litt. Die Eltern wünschten den Sohn frühzeitig zur Universität zu befördern und ihre Ansichten liefen hier in erfreulicher Harmonie zusammen. Denn als Tochter eines Pastoren, als Gattin eines Geistlichen hielt es Frau Lessing für ihre moralische Pflicht dafür zu sorgen, daß mindestens der erste Sohn in die traditionellen Fußstapfen der Väter

trat und das geistliche Gewand anlegte. Zu Erreichung dieses Zieles erschien den Eltern kein Opfer zu groß.

Gottholds ersichtliche Begabung und seine Vorliebe für die Studien waren eine reiche Quelle wahrer Freude für sie, und als Mylius im Jahre 1737 von Kamenz fortkam, schickte man, damit nichts versäumt werde, den zarten, achtjährigen Knaben auf die lateinische Schule des Ortes. Er zeichnete sich bald aus und fing an, seine Anschauungen in einer Weise zu erweitern, daß seines Vaters Absichten schon hier eine Kreuzung erlebten. Der Rektor der Schule, ein gewisser Heinitz, war erst kürzlich an die Anstalt befördert worden. Er war ein noch junger Mann mit offnem Kopf und der regsten Theilnahme an allen wissenschaftlichen und literarischen Studien. Auch mit dem „jungen Deutschland“ der damaligen Zeit stand er in Verbindung und pflog regen Verkehr mit Leipzig, dem Hauptlager der jugendlichen Feuerköpfe. Zum Entsetzen des Kamenzer Pfarrhauses vertheidigte er die verabscheute Schaubühne, pries sie als Erziehungs- und Bildungsmittel und hob den bedeutsamen Einfluß derselben in Bezug auf deklamatorische Vervollkommnung hervor.

Die Stadt nahm das tiefste Aergerniß daran, der Gemeinderath erfuhr die strengsten Verweise, und Pastor Lessing bezeichnete den Rektor von der Kanzel

als gefährlichen Lehrer der Jugend. Die Folgen waren unausbleiblich. Nachdem Lessing diesen Schritt gethan, mußte er seinen Sohn natürlich von der Schule nehmen. Derselbe hatte indessen, dank seiner frühen Reife, schon von den umfassenderen und weitblickenderen Anschauungen seines Lehrers in sich aufgenommen; es scheint fast eine scherzhafte Laune des Schicksals zu sein, daß der nachherige Reformator der Bühne und Vorfechter für dieselbe aus der Schule genommen wurde, damit nicht Ideen in ihn hineingetragen würden, welche später zur hundertfältigen Frucht in ihm reiften.

So wirkten schon zu dieser Zeit die Umstände, dem Bäumchen die bestimmte Form zu geben. Im Jahre 1739 berührte ein Künstler, und nach Lessings eigenem Zeugniß keiner von untergeordneter Bedeutung, auf seinen „Kunstreisen" auch das ablegene Städtchen Kamenz, und er erhielt den Auftrag die beiden ältesten Söhne des Pastors zu malen. Der Künstler wollte Gotthold mit einem Vogelbauer verewigen, aber dieser Vorschlag erregte den innersten Unwillen des Kleinen. „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, sagte er, oder ich will lieber gar nicht gemalt sein!"

Die Aeußerung seines Wunsches war so entschieden, daß man denselben rücksichtsvoll respektirte, und der

zukünftige Bibliothekar wurde nun mit einem offnen Buch in der Linken portraitirt, während er mit der Rechten auf einen wahren „Opferhaufen“ von Büchern zeigt, der zu seinen Füßen aufgethürmt liegt und hinter dem er förmlich vergraben steht. Theophilus, der zukünftige Seelenhirt, ist schwarz gekleidet; er versorgt ein Lämmlein, das sich zutraulich an ihn schmiegt. Gotthold im Gegentheil trägt modische rothe Gewänder. Er hat ein offnes Kindergesicht, hohe, auch in die Breite gehende Stirn, wohlgestalteten Mund, eine starke energische Nase. Man kann das Gesicht nicht schön nennen, aber es liegt in Form und Ausdruck desselben eine angenehme Lebhaftigkeit, etwas Sprechendes und eine große, natürliche Offenheit.

Der Maler wurde für den Knaben als Zeichenlehrer angenommen und brachte demselben seine ersten Fertigkeiten in der Kunst bei; daneben aber führte er ihn auch schon tiefer in die Grundsätze, auf denen sie beruht.

So konnte selbst in dem kleinen Kamenz mit seinen engbeschränkten Interessen und seinem geistig dürren Boden das Samenkorn eingesenkt werden, aus dem die Saat polemischer, ästhetischer und dramatischer Frucht erwuchs, Arbeiten, welche so gewaltige Umwälzungen auf den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens hervorbringen sollten.

Zweites Kapitel.

Knabenalter.

1741—1746. 12.—17. Lebensjahr.

„Charakter bedeutet Natur in der höchsten Form. Ein gütiges Schicksal trägt Sorge dafür, daß die zu dem Höchsten Auserlesenen dem Leben im Schatten der Verborgenheit entgegenreifen, daß nicht ein hundertäugig Athen jeden ursprünglichen Gedanken, jede heimlich gewagte Regung des jungen Genius erspäht und unzart verräth."

Emerson.

Indem Lessings Vater sich so moralisch verpflichtet hielt, seinen Sohn von der lateinischen Schule seiner Vaterstadt fortzunehmen, suchte er für denselben um eine Stelle auf der Meißener Fürstenschule von St. Afra nach. Bis Gotthold dort aufgenommen werden konnte, verweilte er bei einem Verwandten, dem Pastor Lindner zu Putzkammer, welcher ebenfalls Schüler der erwähnten Anstalt gewesen war, und den zukünftigen Afraner zweckdienlich vorbereiten konnte. Am 21. Juni des Jahres 1741 wurde Lessing dann in St. Afra als Alumnus eingeschrieben, ein Ereigniß, welches man ein Jahrhundert später in der Anstalt und zwar in würdigster Weise feierlich beging.

Meißen ist bekannt wegen seiner Porzellan-Manufakturen, in denen die geschätzten Dresdener Waaren gefertigt werden. Vor hundert Jahren genoß es noch der weiteren Berühmtheit, der Sitz einer der drei großen sächsischen Fürstenschulen zu sein, die der protestantische Vorfechter, Kurfürst Moriz, aus den Gütern aufgehobener Klöster gegründet hatte. Die Anstalt bewahrte immerhin einen klösterlichen Anstrich, und die neuen Einrichtungen erinnerten stark an die alten aus den Zeiten des Mönchslebens in diesen Mauern. Die Zöglinge erhielten sowohl Beköstigung wie Kleidung ohne Vergütung zu leisten, und wenn auch einige reichere Schüler ein mäßiges Eintrittsgeld zahlten, so wurde doch die größere Anzahl frei auf Ernennung von wohlwollenden Patronen aufgenommen. Die ursprüngliche Absicht des Gründers war darauf gerichtet gewesen, tüchtige Vertreter und Vertheidiger der Reformation heranzubilden; nachdem die evangelische Sache siegreich erstarkt war, und man solcher Streiter nicht mehr bedurfte, entwickelte die Schule sich zu einer Bildungs- und Pflanzstätte für Theologen und lutherische Geistliche.

Natürlich zielte die ganze Lebensweise auf Erreichung dieses Zweckes; sie stand dabei in genauer Uebereinstimmung mit dem Grundsatz Luthers, daß

alles Studiren und Lernen, alle Sprachkenntnisse und andern Wissenschaften nur ein Bollwerk des Glaubens abgeben dürfen, welches zum Schutz und Frieden desselben aufzurichten sei. „In streng christlicher Gelehrsamkeit zur Ehre Gottes und seines Evangeliums Verbreitung“: so lautete das Motto der Anstalt. Für Lessing war das geistige Leben in St. Afra nur eine Fortsetzung seines bisherigen, denn es wurde hier in dem Geiste und der doktrinären Anschauung gelehrt, welcher sein Vater huldigte. Pastor Lessing hatte mit besonderem Bedacht die Meißener Schule gewählt, um die Absichten, welche er in Bezug auf seinen Knaben hegte, der Verwirklichung bestens entgegen zu führen. Zwar scheint Gotthold weniger an das Ziel einer späteren theologischen Laufbahn gedacht zu haben, denn er folgte bei seinen Studien lediglich seiner Neigung; obgleich es immer noch ganz unbewußt geschah, wenn, und daß er sich ab und an verleiten ließ, sein Hauptstudium ein wenig nachlässiger zu behandeln. Eine derartige scheinbare Sorglosigkeit in Bezug auf seine Zukunft ist für Lessing höchst charakteristisch. Er ließ die Dinge unabhängig von seinen Ansichten darüber ihren eigenen Verlauf nehmen; er griff nie eigenmächtig in dieselben ein, sondern verfolgte ruhig ihre natürliche

Entwicklung, unbesorgt um etwaige sich ergebende, selbst weniger angenehme Folgen.

Die hervorstechendsten Züge seines Charakters waren eben ein starkes Unabhängigkeitsgefühl und ein festes Selbstvertrauen. Treu und ohne auch nur zu schwanken hielt er an dem für recht Erkannten fest; er handelte gut um des Guten willen. Dabei durfte er seinem Selbstbewußtsein dreist nachgeben, durfte mit vollem Vertrauen seinen Neigungen und Trieben folgen, denn seine edel angelegte Natur, sein sicherer Sinn trafen unbewußt das geeignet Richtige; sein feiner natürlicher Takt ließ nie eine Disharmonie zwischen seinem Thun und dem Leben aufkommen.

In St. Afra war er allen äußeren Sorgen entrückt, Sorgen um das Leben, wie sie sich in dem mit Kindern so überreich gesegneten Pfarrhaus zu Meißen schon fühlbar geltend machten. Durch zweckentsprechende Einrichtungen und eine vernünftige wirthschaftliche Führung der Anstalt wurden alle Unterschiede zwischen Arm und Reich aufgehoben. Einhundert und zwanzig Knaben lebten hier unter ganz gleichen Bedingungen zusammen, eine kleine Republik in bester Form. Ihre Anschauungen und Meinungen lagen innerhalb der Grenzen ihrer Schule, die geschäftige Welt draußen mit ihren Interessen, Genüssen und Ansprüchen war

ihnen unbekannt, oder wurde von ihnen unbeachtet gelassen. Man besprach und bestritt die gesellschaftlichen und politischen Zustände von Griechenland und Rom eifriger als die Verhältnisse des sächsischen Vaterlandes. Der größten Berücksichtigung erfreuten sich natürlich die alten Sprachen, und das Lateinische überwog bei weitem, da Griechisch nur zur Erläuterung und zum besseren Verständniß des neuen Testamentes diente. Moderne Sprachen und Mathematik standen allerdings auf dem Schulprogramme, aber es blieb für derartige Disciplinen nur sehr wenig Zeit übrig, da Latein, Bibelerklärung und gottesdienstliche Uebungen die meisten Stunden des Tages ausfüllten; denn das ganze Leben stand streng unter dem beherrschenden Einfluß religiöser Regeln und Gebräuche. Eine fast unbegreifliche und rücksichtslose, nur in der Zeit selbst zu fassende Vernachlässigung erfuhr die deutsche Sprache und Literatur.

„Sie werden doch das, daß Sie deutsch können, nicht zu Ihrer Gelehrsamkeit rechnen?“ läßt Lessing in seinem „Jungen Gelehrten“ den Diener Anton seinen Herrn fragen und beweist dadurch, daß er es schon frühzeitig abgeschmackt genug fand, seine Muttersprache zu verachten.

Trotz solch' strenger Einrichtungen und Vorschriften

war es indessen auch hier einem fleißigen und geweckten Schüler vergönnt, die Segnungen einer öffentlichen Schule zu genießen, und angeregt durch das Leben einer größeren Zahl verschiedenartiger Jünglinge mit mannigfachen Bestrebungen und Neigungen, fiel es Lessing nicht schwer seinen zukünftigen Lebenspfad vorzuzeichnen. In den beiden ersten Jahren, welche er in St. Afra zubrachte, folgte er dem vorgeschriebenen Kursus mit gewissenhafter Pünktlichkeit, erlangte immer die ersten Nummern in den Klassen und machte ganz beispiellose Fortschritte. „Ein guter Knabe, nur ein wenig moquant," lautete das Zeugniß, welches der Schulinspektor seinem Namen zufügte, und als sein Bruder Theophilus in die Anstalt eintrat, ermahnte ihn der Rektor: „Sei so fleißig wie dein Bruder, aber nicht so naseweis." Beide Bemerkungen bekunden, daß Lessing sowohl die Fehler wie die Tugenden eines aufgeweckten Knaben besaß. Die sich entwickelnde geistige Kraft und Bedeutsamkeit ist ihrer inneren Natur nach stets angreifend; Lessing verdankte es seinem noblen Charakter, daß er frei war von so leicht und oft damit verbundener häßlicher Anmaßung. Freilich hatte der Konrektor dennoch einen kleinen Groll auf ihn. Es war nämlich Vorschrift, daß die Lehrer wechselweise und für jedesmal eine Woche in der

Anstalt wohnten, um die Morgen-, Nachmittags- und Abendandachten in Person zu leiten und zu überwachen. Am Sonnabend fand dann jedesmal eine Hauptversammlung aller Lehrer Statt, wobei auch die Klassenaufseher (welche aus der Schülerzahl gewählt wurden) zugegen waren.

Bei einer solchen Versammlung fragte nun einst der Konrektor, weshalb während der verflossenen Woche die Schüler immer und sämmtlich beim Gebet zu spät erschienen seien.

Niemand antwortete. Nur Lessing, welcher gerade „Bankältester" war, beging die Unvorsichtigkeit seinem Nachbar zuzuflüstern: „Das weiß ich."

Der Rektor hatte es gehört; vermuthlich rechnete er auf Lessings bekannte, herausfahrende Freimüthigkeit, denn er gebot ihm, es zu sagen: „Der Herr Konrektor kommt nicht mit dem Schlage;" war die sofortige Antwort, „daher denkt natürlich Jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an." — Der Konrektor, welcher die Wahrheit dieser Anschuldigung nicht wegleugnen konnte, wußte nichts Besseres zu thun, als in die erstaunten Worte auszubrechen: „Admirabler Lessing!" Von diesem Tage an behielt Lessing unter seinen Kameraden den Namen als Ehrentitel, der Konrektor aber, der ihn bis dahin seines Fleißes in den klassischen Studien

wegen, die er leitete, — stets bevorzugt hatte, trug ihn in das „schwarze Buch“ ein. Die Herbstprüfung von 1743 bewies, wie weit Lessing seine Kameraden überholt hatte, und von nun an erlaubte er sich seine Studien unabhängig und nach eigener Wahl weiter zu führen.

„Mein Fleiß bewahrte mich vor Knabenstreichen,“ schrieb er später, und dieser Fleiß war in der That im höchsten Grade erstaunlich. Den bedeutendsten Einfluß übte in dieser Zeit einer seiner Lehrer, ein gewisser J. A. Klemm, auf ihn aus. Derselbe war ein nur sehr mittelmäßiger Pädagoge, und es fehlte ihm in seiner scheuen und unbeholfenen Art, jede Fähigkeit sich einer vollen Klasse gegenüber in Respekt zu setzen. Aber er war ein gründlicher und vielseitig gebildeter Gelehrter, frei von Pedanterie und schulmeisterlicher Voreingenommenheit. Dabei besaß er ein liebenswürdiges und warmes Herz; einem Schüler, der ihn darum ansprach, bei dessen Lieblingsstudien zu helfen und ihn zu fördern, war seine schönste und reinste Freude. Lessing fand seinen Werth bald heraus. Oft saßen sie noch um Mitternacht zusammen in des Lehrers Studirzimmer, ihre Ansichten über die alten Klassiker austauschend und Zweck wie Ziel des Studiums besprechend. Dabei entdeckte Lessing nun sehr bald, wie gering sein

eigentlicher Wissensschatz erst sei, und wie unendlich viel ihm noch zu lernen übrig bleibe; er lernte einsehen, daß Griechisch, Latein und alle modernen Sprachen nur Mittel zum Zwecke seien, nur als Werkzeuge für die eigentliche Arbeit des Lernens angesehen werden müßten, nicht aber das Studium selbst vertreten könnten oder dürften. Solche Ansichten aber waren verpönte Ketzereien in St. Afra, wo der Buchstabe Alles galt und den Geist zumeist beherrschte. „Ein Gelehrter, der nichts von Philosophie und Mathematik versteht," pflegte Klemm zu äußern, „ist für mich kein Gelehrter." Mit Eifer vertiefte sich Lessing jetzt in den Euklid, in kurzer Zeit, und ohne eine Pause eintreten zu lassen, übersetzte er das zweite, dritte und vierte Buch.

Der stete Hinweis des alten Philosophen auf ein vernunftgemäßes Denken berührte ihn wie mit Zauber und errettete ihn aus der Gefahr, der auch er entgegentrieb, auf dem Flugsand wortklaubender Scholastik zu stranden. In dieser Zeit entwarf er sein erstes Gedicht: „Ueber die Vielheit der Welten." Nur einzelne Bruchtheile und eine von ihm selbst verfaßte Kritik darüber sind auf uns gekommen.

„Die neuen Theorien des Kosmotheoros (Ansichten über eine Welt-Gotteslehre) des Whiston und Huygens erfüllten meine Fantasie mit Bildern und Gestalten,

die mir um so zauberreicher erschienen, als sie völlig neu für mich waren. Ich hielt sie der poetischen Einkleidung viel geeigneter als andere philosophische Fragen, aber es fehlte mir die dichterische Kraft meinen Stoff zu formen. Ich reimte meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode zusammen, hie und da ein Gleichniß, hie und da eine kleine Abschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte." In diesen kritischen Worten ließ der Dichter sich später selbst darüber aus.

Bald fielen ihm Fontenelles „Gespräche" über denselben Gegenstand in die Hände, und beschämt über seinen all zu kühnen Versuch, ließ er seine Arbeit unvollendet. Das Bruchstück enthält jedoch immerhin einige geistvolle Wendungen, die seiner geistigen Entwickelung und dem Standpunkt, auf dem er schon angelangt war, alle Ehre machen. Die Eingangszeile des Gedichts und besonders der letzte Vers steht seinen späteren poetischen Gedanken nicht unebenbürtig zur Seite:

„Beherzter als Columb tret ich den Luftweg an,
„Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
„Mag auch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen,
„Genug: Die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen!" —

Klemm hatte eine eigene und sehr geistvolle Art die Klassiker zu studiren, er suchte in die verborgene Gedankenwelt seines Schriftstellers einzudringen und die innersten Regungen desselben zu verstehen. Daran lernte Lessing den Geist eines Schriftwerks erfassen, doch sah er bei alledem nie von dem Stil ab und gab mit Umsicht Acht auf den grammatischen Satzbau und die Sprache seines jedesmaligen Schriftstellers. So erwarb er sich jene klare und originelle Einsicht in das Leben der Alten, jenes richtige und sichere Urtheil über ihre Verhältnisse, das ihn in seinen kritischen Werken so vortheilhaft auszeichnet. Er studirte seinen Autor, das nur schulmäßige Durchlesen, wie es in St. Afra üblich war, genügte ihm nicht. „Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt," schreibt er, „ich studirte sie in den engen Grenzen einer klösterlich gehaltenen Schule ganz nach meinem Behagen; . . . . . ja, ich muß, selbst auf die Gefahr hin lächerlich zu erscheinen, gestehen, daß die Komödie von allen Dichtungsarten diejenige war, in der ich mich zuerst versuchte.

In jenen Jahren, wo ich den Menschen nur aus Büchern kannte, schilderte ich mit geschäftiger Eilfertigkeit lächerliche Narren, an deren Existenz ich nicht den geringsten Antheil hatte."

„Der junge Gelehrte" ist die einzige von all' den

dramatischen Arbeiten aus dieser Zeit, die erhalten geblieben ist; übrigens stammt nur der Entwurf zu dem Lustspiel aus Meißen.

Klemm führte ihn nun auch in die zu dieser Zeit ganz unbedeutende deutsche Literatur ein; und er scheint die verbreitetsten Tagesschriften, in deren Spalten die poetischen Zänkereien der damaligen, einander sogar hitzig gegenüberstehenden Literaten veröffentlicht wurden, fleißig und mit Interesse gelesen zu haben. Lessings Jugend fiel, wie bekannt, in die Zeit poetischer Vorbereitung, wo sich alle geistigen Fühlkräfte tastend dem Sonnentage entgegenstreckten, dessen Herannahen man ahnend fühlte, und den in seinem ganzen schimmernden Glanz heraufzuführen, dem geistvollen und klarsichtigen Jüngling vorbehalten war, der jetzt in seiner ablegenen Schulzelle die unbeholfenen Versuche seiner Vorgänger geistig und seelisch nachlebte.

Die Mode erging sich damals in Nachahmungen, und um sich derselben anzupassen versuchte auch er sich in Anakreontischen Oden, sie sind seinen gesammelten Werken eingereiht.

Aber niemals dichtete Lessing weder damals noch später nur um zu dichten. Es wohnte ihm eine lebensfrische Lust an Zweifeln und Erwägungen inne, ganz greifbar malte er sich allerlei Schwierigkeiten, Hindernisse,

hemmende Verhältnisse vor, und dann gab er seinen inneren Erlebnissen in Dichtungen Gestalt und Ausdruck.

Er zögert, tadelt sich, macht Einwendungen und kommt zuletzt zu seinem Ziel. In dieser Art war ein Neujahrsgedicht geschrieben, das er seinem Vater zum Anfang des Jahres 1743 sandte. Die Arbeit behandelte das Thema, daß ein Jahr dem andern vollkommen gleich sei; es sollte seinen Eltern die Grundlosigkeit und Nutzlosigkeit ihrer zu häufig wiederkehrenden Klagen über den Druck der Zeiten beweisen.

Der junge Philosoph verficht seine Ansichten mit scholastischer Redegewandtheit, er holt Beweise aus der Bibel herbei, bezieht sich auf Salomo und seine Eitelkeit der Eitelkeiten, und befriedigt sich zuletzt mit der Erfahrung, daß die menschliche Natur durch alle Zeiten dieselbe bleibe, so daß weder ein goldenes noch ein ehernes Zeitalter in dem Bereich der Möglichkeit liege. Derartige Bemerkungen sind allerdings Thatsachen, die man nicht anzweifeln kann, damals jedoch standen sie im entschiedenen Widerspruch mit den umlaufenden Ideen, denn man hielt für Glück, was man in dem Schimmer äußeren und gegebenen Wohlstandes erblickte und übersah, daß es doch zumeist nur ein schwer und mühevoll errungener Besitz ist. Der Aufsatz ist trotz seiner scheinbaren Altklugheit als Zeugniß der strengen,

inneren Einheit, die Lessing schon so früh errungen, wohl zu beachten. Die darin ausgesprochenen Ansichten entstammen bei ihm nicht dem Gefühl einer Schwäche, der er sich aus Bequemlichkeitsrücksichten leicht unterwirft, die Maske philosophischer Weisheit als willkommene Zierde vorlegend, sie sind vielmehr das Ergebniß eines schon gefundenen Abschlusses mit den Dingen, die man nehmen muß, wie sie eben sind. So brachte er Licht in seine eigenen Unklarheiten und entwirrte, was ihm selbst noch verwickelt erschien; sein Blick erweiterte sich bedeutsam über die Grenzen seines Schullebens hinaus, aber er erkannte auch, daß der enge Gesichtskreis von St. Afra auch bei ihm eine Neigung zur Kleinlichkeit erzeugt hatte.

Einen Fehler einsehen bedeutete für ihn, denselben bessern, und um dieses Ziel zu erreichen, entwarf er das Lustspiel: „Der junge Gelehrte", ein Stück, in dem er seine eigene Schwäche rücksichtslos geißelt. „Ich denke," schreibt er darüber, „daß ich es der Wahl meines Stoffes zu danken habe, wenn mir das Stück nicht ganz mißglückt ist. ‚Ein junger Gelehrter' war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich ganz unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten Waffen gegen dasselbe wandte?" —

Ein Brief an seine Schwester aus demselben Jahre (1743) enthält den letzten Anflug seiner Neigung zu pedantischer Lehrhaftigkeit und gelehrter Zopferei. Derselbe bietet eine komische Mischung von altmodischer Sophistik und gesundem Ernst. Derselbe lautet:

„A Mademoiselle
Mademoiselle Lessing ma très-chère Soeur
à Camenz.

„Geliebte Schwester!

„Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das Erste behaupten. Jedoch ich will auch das Andere glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses zusammen stehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen vernünftigen Brief aufsetzen soll. Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch: hätte auch das Gegentheil statt, man könnte vernünftig reden, aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernet. Du bist Deinem Lehrmeister zwar sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in

Deinem zwölften Jahre hieltest Du es für eine Schande etwas Mehres zu lernen; allein wer weiß welches die größte Schande ist? in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen als in seinem achtzehnten oder neunzehnten noch keinen Brief schreiben zu können. Schreibe ja! und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Fast Jeder wünscht zu dieser Zeit Gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was besonderes haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn Jemand zum neuen Jahr Deinen Geldbeutel mit einigen 100 Stück Dukaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin Dein

Meißen, treuer Bruder
den 30. Dec. 1743. G. E. Lessing."

Aus der Prüfung von 1744 ging Lessing wiederum als weit über der Durchschnittsziffer stehend, hervor, sodaß er im folgenden Jahre schon die höchste Klasse erreicht hatte, wo er den vorschriftmäßigen Verordnungen der Anstalt zufolge noch weitere fünfzehn Monate zubringen mußte. Er fühlte indessen, daß er der Schule entwachsen war, und es nagte an ihm, daß er in Verhältnissen verweilen sollte, die er längst überholt hatte,

und die ihm nichts bieten konnten als Langeweile. Er bat daher seinen Vater, seine Entlassung zu erwirken, zumal, da die ehrliche Antwort des Rektors sein eigenes Urtheil bestätigte. Dieselbe lautete: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, welche Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Pastor Lessing ergab sich also, wenn auch mit Widerwillen, in seines Sohnes Wunsch und wiederholte Bitten und suchte um die Erlaubniß nach, ihn fortnehmen zu dürfen. Das Oberkonsistorium gab indessen abschlägliche Antwort, und Pastor Lessing war nicht der Mann, geltende Gesetze umzustoßen, Gotthold erhielt den Bescheid, daß er seine Zeit aushalten müsse.

Sachsen befand sich damals in der Aufregung und Unruhe des zweiten schlesischen Krieges zwischen Friedrich dem Großen und der Kaiserin Marie Theresia. Im December 1745 wurde auch Meißen durch den Donner der preußischen Kanonen und den traurigen Schein von brennenden Dörfern aus seiner heiteren Ruhe aufgeschreckt. „Der alte Dessauer", mit welchem Schmeichelnamen die Preußen ihren geliebten General bedachten, hatte Meißen zur Uebergabe gezwungen, und ließ seine Truppen durch die Stadt marschiren. In den Straßen schwärmte es von Husaren und Infanterie=

soldaten; fliehende Abtheilungen streiften hin und zurück auf der Straße nach Dresden, und die Stadt befand sich in ungewohnter Aufregung. Der junge König von Preußen blieb in Meißen, in fieberhafter Unruhe neue Nachrichten erwartend. Spät am Abend des 15. December brachte ein Officier die Botschaft, daß die verbündeten Sachsen und Oestreicher sich auf der Ebene von Kesselsdorf vereinigt hätten. Die preußischen Truppen marschirten nun auf die verlassene Hauptstadt los, um den Frieden von Dresden abzuschließen, durch welchen Friedrich in den Besitz von Schlesien gelangte.

Lessing nahm lebhaftes Interesse an dem militärischen Getriebe, das so plötzlich in seine Ruhe eingebrochen war. Es war sein erster Einblick in das volle, geschäftige Leben, das selbst dem abgeschlossenen und ablegenen Schulgebäude von St. Afra nicht hatte verborgen bleiben können, so daß die einförmige Alltäglichkeit desselben nun von dem Kriegslärm gründlich umgekehrt wurde. Drei Viertel der Schüler wurden in die Heimat geschickt und kehrten aus Furcht vor Ansteckung nicht wieder zurück. Dazu kam noch, daß die Vorräthe zu mangeln begannen.

Lessing aber erhielt statt in die Heimat zurückeilen zu dürfen, von seinem Vater den Auftrag, die Tapferkeit der geschlagenen Sachsen in einem poetischen Send=

schreiben an seinen Gönner, den Oberstlieutenant von Carlowitz, durch dessen Gunst er nach St. Afra gekommen war, zu verherrlichen. Er gehorchte, aber das Gedicht fiel nicht zu des Vaters Zufriedenheit aus; sodaß er sich noch einmal daran machen mußte. Die Antwort, welche er bei Einsendung des zweiten Exemplares dem Vater sandte, dürfte wohl um so eher in dieser Biographie Platz finden, als dieselbe nicht nur ein interessantes und klares Bild von den Verhältnissen und Umständen gibt, in und unter denen Lessing lebte und litt, sondern auch einen tiefen Einblick in die Charaktere von Vater und Sohn, sowie ihre gegenseitige Stellung zu einander gewährt.

„A Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur de l'Eglise de ect.
mon très-honoré père
à
Camenz.
Franco bis dahin.

„Hochzuverehrender Herr Vater!

„Das Lob, welches Sie mir, wegen des verfertigten poetischen Sendschreibens an den Herrn Obrist Lieutenant von Carlowitz, unverdient ertheilet, soll mich, ob ich gleich wenig Lust habe, diese Materie noch einmal

in die Hand zu nehmen, anreizen nach Dero Verlangen ein kürzeres, und, wo es mir möglich ist, ein besseres zu machen. Zwar, Ihnen es frei zu gestehen, wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurf machen, daß ich sie auf eine unnütze Weise versplittert. Der beste Trost dabei ist es, daß es auf Dero Befehl geschehen.

Sie bedauern mit Recht das arme Meißen, welches jetzt mehr einer Todtengrube als der vorigen Stadt ähnlich siehet. Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne so weit von ihr entfernt, als er nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen sich Niemand sehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß schon die völlige Pest darin grassiren würde. Und wer weiß, was noch geschiehet. Jedoch, wir wollen zu Gott das beste hoffen. Es siehet aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte alles in ihr, jetzt scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es

etwas rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten darin sahe, jetzo siehet man einen Haufen Verwundeter hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Coenacul*) ist zu einer Fleischbank gemacht, und wir sind gezwungen in dem kleinen Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreist sind, haben wegen der Gefahr in Krankheiten zu verfallen, ebensowenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter, die drei eingezogenen Tische wiederherzustellen. Was mich anbelangt, so ist mir dieses um so viel verdrießlicher, hier zu sein, als Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden.

Doch ich mag von der Sache, um die ich schon so oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere auch unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden, als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschlägigen Antwort verharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohrzwang, mit welchem ich bin seit einiger Zeit befallen gewesen, macht

*) Der gewöhnliche Speisesaal der Schüler.

mich so wüst im Kopf, daß ich nicht vermögend bin mehr zu schreiben; ich schließe also mit nochmaliger Versicherung, daß ich lebenslang sein will

Dero gehorsamster Sohn

Meißen, G. E. Lessing."

d. 1. Feb. 1746.

Man sieht, daß selbst die Gefahren, denen sein Sohn durch ein Verweilen in Meißen ausgesetzt war, Pastor Lessing nicht schwankend machen konnten, sich den herrschenden Regeln zu unterwerfen. Dennoch scheint er einen zweiten Versuch gemacht zu haben, denn im Juni 1746 gewährte man dem schon längst für einen Austritt reifen Schüler die Entlassung; er durfte, nachdem er eine lateinische Abschiedsrede: „De mathematica Barbarorum" (Ueber die Mathematik der alten Völker) gehalten hatte, der Schule endlich Lebewohl sagen.

Drittes Kapitel.

Universitätsleben.

1746—1748. 17.—19. Lebensjahr.

„Sein persönliches Wohl opfert er dem objektiven Zweck; er kann eben nicht anders, weil dort sein Ernst liegt. Daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn unter allen Umständen groß."
Schopenhauer.

So konnte nun Lessing, nachdem er eines der hundert Stipendien erhalten, welche die Fürstenschule zu vergeben hatte, endlich im September 1746 die Universität Leipzig beziehen. Ein kurzer Aufenthalt in Kamenz hatte ihn im Vaterhause wieder heimisch werden lassen, zugleich aber hatte er seinen Eltern nicht vorenthalten, nach welcher Seite hin seine Neigungen und Talente ihn zogen, und daß er dem Studium der Theologie nichts weniger als geneigt sei. Diese hielten jedoch trotz alledem an ihrer ursprünglichen Absicht für den Sohn fest und erwarteten in Betreff des zu wählenden Studiums unbedingten Gehorsam von ihm. Dem Jüngling aber ging eine neue Welt auf! Bis dahin hatte er dem

abgeschlossenen Leben einer klösterlich gehaltenen Schule angehört, nun sah er sich plötzlich und ohne Uebergang in das rege und vielseitige Treiben einer größeren Stadt versetzt; denn Leipzig, obwohl an Umfang klein, besaß doch alle Vorzüge einer Großstadt. „Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute!“ läßt Göthe in seinem Faust den Studenten sagen und giebt damit in kurzer Rede die vortrefflichste Charakteristik des Ortes, wie er damals war. Die Universität behauptete einen bedeutenden Rang unter den deutschen Lehranstalten und zog viele Studirende an. Es war eine Körperschaft in mittelalterlichem Geist gehalten, nur die bestehenden Dogmen fanden Raum und Berücksichtigung, neue, aufgeklärtere Anschauungen konnten sich nicht anders als auf Umwegen einschleichen. Doch die Stadt war schon seit einem Vierteljahrhundert der Schauplatz von Gottscheds literarischer Thätigkeit gewesen.

Dazu hatte Leipzig einen sehr regen Handelsverkehr, und was noch mehr besagen will, es war der alleinige Stapelplatz des damaligen Buchhandels; alljährlich wurde hier die sogenannte Jubilate-Messe abgehalten, diese patriarchalische Art literarischen Austausches und Verkehrs, den bis zum heutigen Tage weder Eisenbahnen noch Telegraphen ganz haben verdrängen können, und der zu Lessings Zeit die Stadt zu dem

Mittelpunkt eines in seiner Art einzig dastehenden geistigen Lebens machte.

Es ist nicht zu verwundern, daß Lessing, der sich bis dahin nur in der Kleinkrämerei von Kamenz und dem Schlendrian von Meißen gekannt hatte, jetzt von all dem Neuen und so viel Bedeutsameren etwas verwirrt wurde. In St. Afra, wo der Unterschied von Reich und Arm ganz verwischt war, kannte man weder Entbehrung noch Ueberfluß, hier bot sich beides mit den begleitenden Mühseligkeiten und Verlockungen dem Jüngling in greifbarster Form dar, und er, der die Welt nur aus seinen Büchern kannte, der die Schule in der festen Ueberzeugung und mit der beschränkten Anschauung verlassen hatte, daß seine Bücher ihm alles Glück zu gewähren vermöchten, er fand sich jetzt in eine kleine, aber an Leben überreiche Welt verschlagen. Er stand in der Blüte voller Kraft und Jugend, war ausgerüstet mit einer Genußfähigkeit, die um so stärker nach außen drängte, je ungeschwächter sie noch war und je erfahrungsloser er bei seiner zum Aufnehmen empfänglichen Natur geblieben. Nebenbei hatte er sich, um seinen lebhaften Geist zu beschäftigen, mit den verschiedensten Studien abgegeben, die nach allen Seiten zu vertiefen und gründlich auszudehnen, sein sehnlichstes Verlangen war; dazu endlich waren seine Wünsche und

Neigungen mit seinen Pflichten als Sohn seiner Eltern in scharfen Widerspruch gerathen, — was Wunder, daß er sich zunächst nach allen Richtungen hin umschaute, um die ihn umgebende Welt kennen zu lernen, ehe er sich der gebieterischen Beschränkung und Hinneigung zu einer bestimmten Fakultät bequemen konnte.

Durch Klemm beeinflußt, war er ganz von Begeisterung für die wahre, echte Gelehrsamkeit erfüllt, sodaß er mit Verachtung auf die Oberflächlichkeit blickte, wie sie auch auf der Leipziger Universität zu Hause war. Die von den betreffenden Professoren behandelten Gegenstände waren nicht einmal abgegrenzt; sodaß also ein Professor den Wissenszweig nicht behielt, welchen er zumeist beherrschte. Sie lasen zunächst über ein Thema und nahmen, wenn sie, des Gehaltes wegen, in einer gewissen Ordnung aufrückten, ein anderes vor, unbeschadet, ob sie dem Gegenstande gewachsen waren oder nicht. Die unausbleibliche Folge war Oberflächlichkeit. Und so sank die Gelehrsamkeit zur handwerksmäßigen Tagelöhnerei herab, so verlor sie den eigentlichen Zweck ursprünglicher Bestimmung, hinaufzuführen in immer neue, freiere Bahnen. Es fehlte jener Zeit eben die bestimmte Klasse von Arbeitern auf dem Felde der Universalbildung, wie sie den Vertretern der Fachbildung heute gegenüber stehen. Auch die Volksbildung

hatte sich noch aus der Schulgelehrsamkeit zu entwickeln. Eine aus solchen Verhältnissen sich ergebende engherzige und schwerfällige Kleinmeisterei, welche noch durch eine lächerlich pomphafte Grandezza verschärft wurde, reizte Lessings ganze ihm innewohnende Spottsucht. —

Die Theologie wurde durch einen Wust von orthodoxen Spitzfindigkeiten in wenigst anziehender Form vertreten, und nur wenige Persönlichkeiten hatten die nöthige geistige Kraft und Begabung, um der Universität Bedeutung zu verleihen. Unter diesen sind vor allen J. A. Ernesti und J. F. Christ zu nennen. Ernesti war ein Bahnbrecher auf dem Gebiete fortschreitender Entwicklung und der Erkenntniß, daß es eine andere Art gäbe, in die Wissenschaften einzudringen, als die bisher schulmäßig gepflegte. — Er war es, der sich zuerst mit dem Kriterium philosophischer Forschungen und mit philologischen Kenntnissen an die heiligen Schriften wagte, und so den Weg anbahnte, der zu einem kritischen Studium der Bibel führte.

Tüchtig wie er als gelehrter Lateiner und Grieche war, zwang er die Behauptung durch, welche Lessing schon von Klemm gehört hatte, daß die Alten vom Standpunkte ihrer Zeit zu betrachten seien; eine Anschauung, die heut zu Tage Niemand anzweifelt, die aber in jener Zeit ganz neu war, weil man sich

noch nicht einmal zu den ersten Stufen objektiver Betrachtung hinaufgearbeitet hatte. Christ verwandelte das Studium der Sprachen in ein Studium der durch dieselben ausgedrückten Gedanken, den Inhalt unter der Form, die Gestalt unter dem Gewande erkennend. — Er ist als der erste Alterthumsforscher, auch auf dem Gebiet der klassischen Kunst anzusehen, der Vorläufer Winkelmanns. Er hatte die zu diesem Studium nöthige Bildung, war selbst eine künstlerisch angelegte Natur, dazu ein feiner kritischer Kopf und gründlicher Gelehrter. Vor allem aber besaß er den Vorzug vollkommener Unabhängigkeit des Gedankens. Nur derartige Männer zogen Lessing an, obgleich auch ihre Vorlesungen ihm nicht so ungetheiltes Interesse abgewannen, daß er sie regelmäßig besuchte.

Nicht jugendlicher Hochmuth verhinderte Lessing übrigens, sich einer bestimmten Fakultät in Stetigkeit zuzuwenden, noch weniger trug Lässigkeit Schuld daran; Arbeit war ihm Nahrung und Lebensbedürfniß. Aber es war ihm unmöglich, nach bestimmtem Plan oder festgesetzten Regeln zu arbeiten, oder überhaupt in irgend einer Weise, die er nicht billigen konnte. Für einen Jüngling, der wie Lessing so sehr zu unabhängigem Studium neigte, und in so hohem Grade befähigt war, den Kern und inneren Gehalt eines

Gegenstandes auf den ersten Blick herauszugreifen, mußte es gradezu unerträglich sein, die in den Vorlesungen homöopathisch ausgetheilten kleinen Dosen eigentlichen Wissens entgegen zu nehmen. Menschen mit mehr als gewöhnlichem Geist stehen zumeist unter der Abneigung gegen derartiges Studium.

Ihr Sinn fühlt sich von dem Verlauf der wissenschaftlich geordneten Kollegien, wie sie eben in Rücksicht auf die Durchschnittsfähigkeit der Studirenden abgehalten werden müssen, seltsam abgestoßen, und ein mittelmäßiges Buch ist ihnen oftmals von viel größerem Nutzen, als alle Vorlesungen, weil es ihrer Neigung zu sondern und ihrer Fähigkeit, sich den Inhalt desselben nach eigenem Urtheil zurechtzulegen, die nöthige Uebung gewährt. Vorlesungen ermüdeten Lessings ungeduldigen und rastlos vorwärts strebenden Geist, er häufte sich daher Bücher auf Bücher und studirte mit unermüdlichem Eifer. Wolff's Schriften sprachen ihn ganz besonders an. Dieser berühmte Gelehrte stand allerdings in dem Geruch metaphysischer Ketzerei, aber Lessing, der sich nie durch das Urtheil der Menge bestechen oder gar irre machen ließ, verstand es sehr bald, den kühnen und selbstständigen Geist, der ein Verbindungsglied zwischen Leibnitz und Kant bildet, in richtiger Schätzung zu würdigen. Außerdem, — und das war

bedeutsam, — schrieb Wolff in deutscher Sprache. Er war der erste Gelehrte, der es wagte, literarische und gar philosophische Fragen in seiner Muttersprache abzuhandeln, eine Neuerung, welche Leibnitz seltsamerweise in glattestem Latein vertheidigt hatte. Die rauhe heimische Sprache war ja, ganz in Uebereinstimmung mit Karls des Fünften geflügeltem Wort, noch „in die Pferdeställe" verbannt. In seine Bücher vergraben, ohne ein bestimmtes Studium zu verfolgen, lebte Lessing einige Monate in größerer Zurückgezogenheit, als er jemals in Meißen für sich beansprucht hatte; aber das Einsiedlerleben konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen. Die Schuppen fielen ihm von den Augen, er sah bald ein, „daß Bücher ihn wohl gelehrt, aber nie zu einem Menschen machen könnten." So wagte er sich denn von seinen Büchern fort unter seine Genossen, um augenblicklich gewahr zu werden, daß er ihnen sehr wenig glich. Seine bäurischen und ungewandten Manieren stachen stark gegen die ihrigen ab, seine Bewegungen waren ungelenk, und er fürchtete, daß sein scheues Wesen ihm das Ansehen eines Menschenfeindes verleihen möchte. Es beschlich ihn ein bis jetzt unbekanntes Gefühl von Scham; aber nachdem er einmal eingesehen, was ihm fehlte, war er auch fest entschlossen, sich das Mangelnde anzueignen, es koste,

was es wolle. Zur peinlichen Verlegenheit seines Vaters, zum Entsetzen seiner Mutter lernte er „tanzen, reiten, fechten, voltigiren" und bald überholte er seine Gefährten an Geschicklichkeit. Ermuthigt hierdurch, suchte er, da er nun nicht mehr ein so ungelenker „Landbär" war, Gesellschaft, um auch „leben zu lernen". Die Bücher mußten in die Ecke wandern, während er sich mit jugendlicher Lebenslust in die Zerstreuungen der großen Stadt stürzte, aber — die Kehrseite blieb nicht aus. Sein dürftiges theologisches Stipendium reichte nicht für die Lustbarkeiten und Vergnügungen eines flotten Kavalierlebens, er steckte bald tief in Schulden, und die unholden Rächerinnen des Leichtsinns nahten sich dem Liebling der Musen. Doch, auf ihre mahnende Stimme hören und der Schaffnerin Sparsamkeit das Regiment überlassen, lag nicht in Lessings Natur; der Vater hatte ihm zu viel von seiner eigenen Sorglosigkeit dem gleißnerischen Golde gegenüber vererbt. Nicht einmal der gänzlichen Ebbe in seiner Kasse gewährte er das kleine Recht, ihn, wenn auch nur momentan, zu erschrecken; und ganz unbekümmert um den Eintrittspreis suchte er das Theater so häufig auf, daß man ihn fast jeden Abend dort fand. —

Die Welt, welche er im Plautus und Terenz

kennen gelernt, stand nun in lebendiger dramatischer Aufführung vor ihm, und seine einmal erwachte Liebe für die Bühne nahm so vollkommen Besitz von seinem Fühlen und Denken, daß alle Vorstellungen und Bilder, die ihm in den Sinn kamen, sofort dramatische Gestaltung annahmen.

Jetzt studirte er Leben und Wirklichkeit, er hatte nur das eine Verlangen, sein Wissen durch wirkliche Erfahrungen zu erweitern und zu berichtigen. Und er war dazu berechtigt, denn er besaß die Gabe, das innere Wesen und den geistigen Gehalt jedes neuen Verhältnisses sofort zu begreifen und zu eigenem Nutzen heranzuziehen. Ohne Zweifel dürfte es auch wohl ein Fehler sein, den erziehlichen Einflüssen, wie sie auf einen bedeutenden Geist wirken sollen, zu großes Gewicht beizulegen, oder die Folgen derselben einer zu eingehenden Prüfung zu unterziehen, denn ein bedeutender Geist trägt das Gesetz seiner eigenen Schwerkraft in sich. Solch fortwährender Wechsel zwischen ausschließlichem Studium und einem farbenreichen, gesellschaftlichen Leben ist eine von Lessings Charaktereigenthümlichkeiten; gewissermaßen eine Aeußerung der inneren Rastlosigkeit, die ihn zwang, alle Wandlungen des Lebens in That und Erlebniß umzusetzen. Seine Studien selbst nahmen Leben an; er ergriff und hielt

sie ihrer selbst wegen fest, nicht weil sie ihm nützen konnten oder sollten. Er fühlte den Drang, das was er gelesen, mitzutheilen, mit den verschiedensten Menschen in Verkehr zu treten, um zu beeinflussen und beeinflußt zu werden, sowie seine Fähigkeiten durch gegenseitiges Anspornen und Anregen zu schärfen und zu stärken.

Zu Anfang seines Universitätslebens hatte er einen Stubenkameraden, der ihm gleichgesinnt schien, so lange sie zusammen in ihre Bücher vergraben ihre Welt in der Studirstube fanden; als indessen Lessing anfing, das Theater, diesen Sammelplatz des Lasters und der Verworfenheit, aufzusuchen, zog der Gefährte sich von ihm zurück und suchte eine andere, einsame Wohnung. Es war dies zu der Zeit, als Lessing die Bekanntschaft von J. C. Weiße machte, der seine Bühnenleidenschaft theilte. Kaum ein Tag verging, daß sie sich nicht sahen. Im Sommer machten sie weite Ausflüge zusammen, ihre Abende verbrachten sie in der Regel gemeinsam im Theater.

Zunächst hörten Weiße und Lessing dieselben Collegien, bald aber begann dieser von einem Studium zum andern zu springen, und oft überredete er auch Weiße zu seiner eigenen Nachlässigkeit. Nur den klassischen Vorlesungen des Professors Kästner schenkte er noch allenfalls eine fortgesetzte Aufmerksamkeit, denn

Kästner hatte, wie einst Klemm, die Stelle eines Freundes und Lehrers bei ihm eingenommen. Gleich Klemm war er ein Mann mit vielseitiger Bildung und besaß die Kunst, geistvolle junge Leute an sich zu fesseln. Er richtete eine Abendgesellschaft für die „Schöngeister" seiner Bekanntschaft ein, wo die Mitglieder in sogenannten „Disputirübungen" ihre Kräfte maßen. Männer wie J. K. und J. A. Schlegel, Zachariä u. a. gehörten eine Zeit lang diesem Kreise an. Lessing zeichnete sich vor allen Andern durch seine feurigen und häufigen Reden aus. Derartige Uebungen waren grade die rechte Nahrung für ihn; seine angeboren polemische Natur fand in dem hin und wider gehenden Austausch ein weites Feld für freie Entfaltung; eine anregende Meinungsverschiedenheit gab ihm Mittel und Gelegenheit an die Hand, die Fesseln der Ueberlieferung abzuwerfen; zu gleicher Zeit übte er dadurch seine reiche Begabung zu streng logischem Denken. Auch Christlieb Mylius, ein Bruder seines früheren Lehrers, gehörte diesem Zirkel an. Er war sieben Jahre älter als Lessing, ein Mann mit bedeutenden, aber entschieden übel geleiteten Talenten, welcher, seines zweifelhaften Charakters, seiner ungeleckten Manieren und seiner ganzen lüderlichen Erscheinung wegen auf der Universität in durchaus üblem Rufe stand. So erschien er

z. B., sei es, weil er die gesellschaftlichen Formen mit gänzlicher Verachtung mißhandeln wollte, sei es aus wirklicher Armuth, stets in niedergetretenen Schuhen und zerrissenem Rock. Er bewohnte kein bestimmtes Logis; selbst ein Pariahleben führend, verband er sich mit den Pariahs der Gesellschaft, mit Schauspielern und Schauspielerinnen. Um aber seine Persönlichkeit gänzlich und nach allen Seiten hin in Mißkredit zu bringen, genügte der Umstand, daß er, verleitet durch seine Gewandtheit in schriftlichen Arbeiten, und auch wohl, um seinen zerrütteten Finanzen etwas nachzuhelfen, die Zeitschrift: „Der Freigeist" herausgab, in deren Spalten er der Gegenwart voraneilende Meinungen an die Oeffentlichkeit brachte. Lessing ließ sich angelegen sein, daß die Zeitschrift sich frei hielt von beleidigenden Angriffen gegen Moral und Religion; aber auch er begann schon, die Ausübung christlicher Tugend als dem strengen Dogmatismus eher entgegenstehend, denn demselben geneigt anzusehen. Die Anschauung harmonirte indessen sehr wenig mit den Ansichten der Zeit, und es war für einen Jüngling in Lessings Jahren und Stellung ein kühner Schritt, sich unter die Gönnerschaft eines Mylius zu stellen, der schon zwei Jahre vor Herausgabe des „Freigeistes" den Einwohnern von Leipzig ein schlimmes Aergerniß gegeben hatte; indem er das Wunder der

Rückwärtsbewegung des Schattens auf der Sonnenuhr des Ahas, in ganz natürlichen Ursachen erklärte. Was aber kümmerte dieses den gegen Vorurtheile unempfindlichen Lessing! In seinen gesellschaftlichen, wie in allen andern Verbindungen lehnte er sich gegen die hergebrachten Fesseln auf. Auch hatte er unter dem abstoßenden Aeußern des wunderlichen Gelehrten bald den eigentlichen Werth desselben erkannt und ließ seinen Umgang gleich einem geistigen Stimmschlüssel auf sich wirken. Mit ihm studirte er die Vertreter der englischen liberalen Theologie, ließ sich besonders in Naturwissenschaften von dem viel gründlicheren Kenner belehren und machte durch ihn die Bekanntschaft von Frau Neuber.

Diese Frau, „von männlichen Einsichten," wie Lessing sie später nennt, war die eigentliche Begründerin des deutschen Theaters, welches sie aus dem Zustande wirklicher Barbarei zu einer gewissen Höhe heraufarbeitete. Sie war die erste Schauspielerin, die überhaupt einen Begriff von Poesie und dramatischer Handlung besaß. Im frühesten Mädchenalter schon hatte sie sich einer Gesellschaft fahrender Schauspieler angeschlossen, und nachdem dieselbe sich auflöste, brachte sie eine Wiedervereinigung zu Stande, stellte sich an die Spitze und ging mit ihrer Truppe nach Leipzig, wo sie auf einem von ihr gegründeten Theater bedeutende

Erfolge errang. Auf Frau Neubers Bühne ließen Gottsched und seine Schule ihre eigenen dramatischen Dichtungen aufführen, und in Uebereinstimmung mit dem Diktator verbannte sie die bis dahin noch so beliebten Harlequinaden. Lessing fühlte sich bald in ihrem Garderobezimmer heimisch und war gern darin gesehen. Hier lernte er von den Schauspielern Bühnengewandtheit, und was Alles für ein Stück, wenn es der Aufführung sich eignen soll, dazu gehört; Dinge, die ein dramatischer Dichter wissen muß, die er indessen nie aus Büchern schöpfen kann. Doch, so jung und unerfahren er war, die Aussprüche der Schauspieler waren ihm nicht endgültig, er betrachtete dieselben vielmehr nur als Ausgangspunkte für eignes, unabhängiges Weiterforschen, und er erkannte dabei in innerer Anschauung die ersten Grundsätze der Schauspielkunst, so daß ihre Jünger sehr bald zu ihm kamen, um Rath und Anleitung bei ihm zu holen. Es verstand sich bei dem Theaterpersonal ganz von selbst, daß man sich in schwierigen Fällen an den „jungen Lessing" wandte; ein Mitglied der Gesellschaft hat später gestanden, daß er den größten Theil seiner Erfolge dem nachherigen Schöpfer des deutschen Dramas verdankt habe. Lessing pflegte ihm seine Rollen zu deklamiren und das so improvisirte Spiel auch mit den nöthigen und richtigen

Gesten zu versehen, nur um dem Kunstjünger zu zeigen, wie verschiedenartig die Auffassung sein könne. Auf die Dauer ertrug freilich Lessings leichte Börse eine so kostspielige Verbindung, wie die mit dem Theater, nicht; doch er und Weiße „wollten lieber trocknes Brot essen, ehe sie es einen Abend versäumt hätten.“ Da indessen auch diese Einschränkung nicht genügte, so übersetzten sie, um sich freien Eintritt zu verschaffen, einige französische Dramen, und unter denselben „Marivaux' Hannibal“, ein Muster von eleganten Alexandrinern, und mit ängstlicher Beobachtung der damals in Frankreich gestellten „Drei-Einheits-Forderung“ geschrieben. Weiße versuchte sich auch in einem selbstständigen Lustspiel, dessen Inhalt er auf Petronius' „Matrone von Ephesus“ gründete; und Lessing, der die Verwickelungen sehr liebte und sich davon angespornt fühlte, unternahm es, denselben Gegenstand zu bearbeiten. — Ja, es scheint, daß die unbedeutende, etwas zügellose Farce eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hat, denn er machte drei verschiedene Entwürfe, von denen indessen keiner das Original erreichte, weil der Verfasser versuchte, dem Gegenstande, der zugestandenermaßen nur ein kleines und freigehaltenes jeu d'esprit ist, eine moralische Lehre mit auf die Wanderung zu geben.

Die Entwürfe dieses Lustspiels sowie einer großen Anzahl anderer beabsichtigter Stücke sind noch vorhanden. Lessing pflegte nämlich die Aufzüge und Auftritte seiner Stücke mit großer Sorgfalt aufzustellen und vorzuarbeiten; die Ausführung und Ausfüllung nahm er dann erst vor, wenn das betreffende Drama in die Presse sollte; denn obgleich er mit erstaunlicher Leichtigkeit Entwürfe ausdachte und skizzirte, so bereitete die Ausarbeitung ihm doch Mühe und Schwierigkeiten. Mehr als fünfzig Bruchstücke sind auf uns gekommen, und viele derselben datiren aus dieser Zeit. Er nahm sich die englischen Dramatiker zum Muster und dachte über ein Lustspiel nach, dessen Stoff er Wycherly's „Frau vom Lande" zu entnehmen beabsichtigte.

Nebenbei schrieb er für zwei von Mylius herausgegebene Zeitschriften. Eine derselben brachte nur Aufsätze aus dem Bereich der Naturwissenschaft, Mylius' Lieblingsstudium. Um dem Ernst dieser wissenschaftlichen Beiträge aus Mylius' Feder das nöthige Gegengewicht zu halten, lieferte Lessing Anakreontische Verse und bewies in anmuthiger Parodie, daß Anakreon ein großer Naturforscher gewesen sei, der seine Entdeckungen tiefsinnig und poetisch unter den Namen Liebe und Wein verborgen habe. Die witzreichen und sprühenden Verse erregten die ganze

Aufmerksamkeit, welche sie verdienten. Für das andere Blatt lieferte er verschiedene lyrische Dichtungen, in Verse gebrachte Theorien über die Freuden des Lebens, nach dem Muster des Catull und Martial. Alle diese Poesien tragen, obgleich sie Nachahmungen sind, schon den Stempel seiner besonderen Originalität an sich, welcher sie weit über die mittelmäßigen Leistungen seiner Zeitgenossen emporhob. Allerdings reihte er sich damit den Anakreontikern seiner Zeit ein, die dem übertriebenen Mysticismus der Klopstock'schen Schule gegenüberstanden. —

Die Jünger des alten genußfrohen Hellenen, welche sich so anerkennenswerth mühten, in seiner Form zu beweisen, daß ihnen die Anmuth und sinnlich liebenswürdige Glut ihres Meisters fehlte, standen indessen trotz der langweiligen Unschuld ihrer fleißig gedrechselten Verse in unverdient üblem Geruch; wurden doch Gleims „Schäfergedichte" in Hamburg anno 1740 öffentlich verbrannt. Sich für einen Anhänger dieser Schule erklären, hieß also, der öffentlichen Meinung in's Gesicht schlagen, und Lessing trat daher auf sehr verschrieenem Wege in seine literarische Laufbahn ein. Aber er wollte sich in jeder Form poetischer Arbeiten versuchen, um die Natur derselben genau kennen zu lernen. Nunmehr fand er auch Gelegenheit, seine Schularbeit:

„Der junge Gelehrte“ auf die Bühne zu bringen. Der einfache Plan des Lustspiels beruht auf Thatsache. Ein junger Gelehrter Damis, der in gelehrte Kleinigkeiten versunken hinlebt, hat der Berliner Akademie einen Aufsatz über Monaden vorgelegt und erwartet zuversichtlich, den Preis zu bekommen. Der Freund aber, dem er die kostbare Abhandlung anvertraut, hat, weil er fand, daß Damis das Thema gänzlich mißverstanden hat, dieselbe gar nicht abgegeben. Die Enttäuschung des „hoffnungsbeseelten jungen Gelehrten“, als er diese Nachricht erleben muß, ist höchst ergötzlich geschildert, und eine kleine Liebes-Intrigue, in die er gegen seinen Willen gezogen wird, belebt und verwickelt die Handlung in angenehmer Art. Das Stück war natürlich unreif. Lessing war noch zu sehr Neuling. Und so waren seine Personen nichts als reine Theaterfiguren, die Welt seiner Dichtungen eine Theaterwelt, wo das blinde Ungefähr eigenwillig herrscht. Er zerriß die Verwickelungen mit plumpem Griff, statt sie fein und geschickt zu entwirren, die hergebrachten französischen Faktota mußten die Diener liefern, die Scenen waren schleppend. — Sein Dialog zeichnete sich freilich durch Lebhaftigkeit und flüssigen Stil schon vortheilhaft aus, es herrschte aber eine zu ausgeprägte Neigung zur Karrikatur vor. Und doch besaß das

Stück bei all diesen Fehlern seinen Werth und ein besonderes Verdienst. Es war in Prosa geschrieben; an Stelle der hochtrabenden Alexandriner war die einfache Sprache des Lebens getreten. Damis, der Pedant, ist mit Talent und Geschick gezeichnet. Unnatürlich, ein reiner Auswuchs, wie er uns erscheint, war er dennoch ein typischer Charakter, wie man sie täglich in den Straßen von Leipzig wandern sehen konnte, eine Figur, zu der zu verknöchern, auch Lessing Gefahr gelaufen war. Und dies machte das Stück zu einem Spiegel der Wirklichkeit. Die Dramen der Gottschedianer waren Erzeugnisse der Feder, nicht des Genies. Es war eine Unmöglichkeit, sich in den Fesseln des herrschenden Geschmacks, wie er in der literarischen Welt Anerkennung und Gehorsam forderte, frei zu bewegen.

Und trotzdem zeigte Lessing's Stück unverkennbare Spuren von Unabhängigkeit. Vielleicht unterwarf er gerade deshalb den Versuch, nicht ohne ein gewisses Mißtrauen, dem Urtheil und der Kritik von Frau Neuber. Zu seinem Erstaunen lobte sie das Stück nicht nur, sondern sie brachte es sogar in die Probe, prophezeite ihm die Zukunft eines großen Dramatikers und ermuthigte ihn, auf der Bahn fortzuschreiten.

Wer war glücklicher als Lessing? — Es kam ihm gar nicht in den Sinn, was seine guten Eltern zu

alledem sagen würden. Er hatte sich seine eigene Philosophie zurecht gelegt, nach der seine Arbeiten für die Bühne ihm ebenso nützlich und jedenfalls unterhaltender vorkamen als Predigten; aber sein Vater wollte von dieser Philosophie nichts wissen, und seine Mutter verdammte sie durchaus. Lessing mochte sich vielleicht mit der trügerischen Hoffnung geschmeichelt haben, daß man in Kamenz nichts von seinem Theaterleben erfahre, als er plötzlich und zwar höchst unsanft aus seinem Irrthum gerissen wurde.

Einige „gute Freunde" hatten dem Vater eine übertriebene Schilderung von dem Leben seines Sohnes zukommen lassen, und die Folge davon traf Lessing in Gestalt eines kräftigen, väterlichen Handschreibens. Der Inhalt desselben bestand in einer Strafpredigt über die Vernachlässigung seiner akademischen Studien, über den entehrenden Umgang mit „Komödianten", sowie die gottlose Freundschaft mit dem Freigeist Mylius; der Schluß brachte dann eine ernste Mahnung, das dic cur hic, das: Warum bist du dort? nicht seinen Lieblingsneigungen zu opfern. Daneben mag ihm sein Vater auch noch vorgestellt haben, daß der Magistrat von Kamenz ihm höchstwahrscheinlich das Stipendium entziehen werde, wenn er fortfahre, seine Zeit, statt

dieselbe für das Studium der Theologie zu verwenden, in der bisherigen Weise zu verschwenden.

Der Brief verdroß Lessing im höchsten Grade. Er stürzte zu Weiße, warf das Schreiben vor ihn auf den Tisch und rief: „da, lies den Brief, welchen ich eben von meinem Vater bekommen habe." — In seinem ersten Aerger wollte er dem Magistrat von Kamenz ein Exemplar der eben herausgekommenen Zeitung schicken, in welcher sein Stück „Der junge Gelehrte", und zwar mit dem vollen Namen des Autors, G. E. Lessing aus Kamenz, angekündigt war. Weiße beruhigte ihn und bat ihn inständig, einen solchen Schritt ungethan zu lassen, und dieses eine Mal folgte er dem Rath des Freundes.

Was er seinem Vater antwortete, wissen wir nicht; der „junge Gelehrte" aber wurde im Januar 1748 aufgeführt und errang großen Beifall. Dieser Erfolg würde ihm ohne Zweifel eine reiche Entschädigung gewährt haben für den Kummer, den er bei der Unzufriedenheit seines Vaters mit seinem Handeln empfand, wäre ihm nicht zu derselben Zeit eine andere Kränkung zu Theil geworden.

Es war eine alte Sitte in Sachsen, daß die Eltern ihren Kindern zu Weihnacht eine eigene Art Kuchen, genannt: „Butterstriezel" schenkten. Auch Frau Lessing

schickte ihrem Sohn einen solchen Kuchen durch einen Freund, der zur Neujahrsmesse nach Leipzig ging, wobei sie den Ueberbringer zugleich bat, alles, was er über ihren Sohn erfahren könne, genau zu beachten und ihr mitzutheilen. Der gute Freund besaß zu viel Frömmigkeit, als daß er mit Schauspielern oder Schriftstellern gesprochen hätte, bei denen er Lessings Lob ohne Zweifel gehört haben würde. Desto eifriger hörte er auf das Stadtgeschwätz und erfuhr nun, daß der Sohn seines Pastoren ein Theaterschreiber geworden sei und nur mit Leuten von zweifelhaftem Charakter verkehre; aber nicht nur das, er hatte sogar die traurige Nachricht mitzutheilen, Lessings Verdorbenheit gehe so weit, daß er seinen mütterlichen Weihnachtskuchen über einer Flasche Wein mit Schauspielern getheilt habe.

Als seine Mutter solches hörte, weinte sie bitterlich und gab ihren Sohn für Zeit und Ewigkeit verloren. Selbst sein aufgeklärter Vater betrachtete ihn als am Rande des Verderbens stehend und hielt es für das beste, ihn dem dortigen verderblichen Leben durch einen Gewaltstreich zu entreißen. Er schrieb also dem Jüngling ohne weiteres: „Setze dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komme zu uns. Deine Mutter ist todtkrank und verlangt dich vor ihrem Ende

noch zu sprechen." — Der erschrockene Sohn, obgleich er den wahren Zusammenhang ahnte, machte sich ohne Verzug auf; nicht so viel Zeit nahm er sich, die nöthigen Winterkleider mit auf den Weg zu nehmen. Das Wetter war milde gewesen, schlug aber plötzlich in strengen Frost um. Da erwachte die Zärtlichkeit der Mutter, und so sehr sie auch seine Heimberufung betrieben hatte, wünschte sie doch jetzt, daß er nicht kommen möge. Sie sorgte um ihn, sie erinnerte sich jetzt seines guten, liebevollen Herzens, seines kindlichen Gehorsams und des Mangels an Rücksichtnahme auf sich selbst, so daß er auch diese Reise auf alle Fälle unternehmen würde. Sie machte sich Vorwürfe, dachte nun, es wäre doch wohl besser gewesen, er hätte seinen Umgang mit Freigeistern und Komödianten fortgesetzt, als daß er in der Post zu Tode fröre. Kaum konnte sie die Stunde erwarten, in welcher man seiner Ankunft entgegen sehen durfte, und suchte ihre Besorgniß durch den Ausruf zu beruhigen: „Er wird nicht kommen; in schlechter Gesellschaft lernt sich der Ungehorsam." Aber — zur bestimmten Zeit trat er halberfroren in's Zimmer. Er war gekommen, und die Freude über die glückliche Ankunft des geliebten, zweimal als verloren aufgegebenen Sohnes milderte den Groll, welcher diese Herberufung veranlaßt hatte. Die Mutter warf ihm

seine Folgsamkeit gar vor: „Aber warum kommst Du auch bei diesem schrecklichen Wetter?" „Liebe Mutter, Sie wünschten es," erwiderte er ganz harmlos, während er am ganzen Körper vor Kälte zitterte. „Es ahnte mir wohl, daß Sie nicht krank seien, und ich bin herzlich froh darüber." — Kurz, aus dem Verweise, den man ihm zugedacht, wurde ein herzlicher Empfang, und wenn die Eltern ihrer Mißbilligung seiner Lebensweise gelegentlich Worte liehen, waren es nur freundliche Einwendungen, wie es bei der Verschiedenheit der Auffassung, welche sie in Betreff des Theaters hatten, unvermeidlich war. Der Vater hatte nur den gegenwärtigen Stand des Theaters im Auge, der Sohn dachte an ein verbessertes, ideal hinaufgeführtes. Doch mußte Pastor Lessing erkennen, daß sein Sohn wesentlich zur Unabhängigkeit gereift war, und ließ sich deshalb weislich auf Erörterungen ein, statt die väterliche Autorität geltend zu machen. Jeden Tag brachte er vor, was er gegen Poesie, gegen die Bühne sagen konnte, wogegen dann der Sohn seine Meinung vertheidigte. Daß sie nicht ernstlich aus einander gingen, war dem Humor Lessings zu danken, mit dem er seines Vaters zu großen Ernst entwaffnete, und obgleich derselbe so vollständig von seines Sohnes Anschauungen abwich, besaß er doch zu viel gesunden Sinn, um sie

als ganz thöricht zu verurtheilen. Mit Vergnügen bemerkte er auch, daß seines Gotthold sittlicher Charakter ganz unverdorben geblieben war, und daß er in allen Zweigen des Wissens die bedeutendsten Fortschritte gemacht hatte. Nicht so leicht war es, die Mutter zu beruhigen oder gar zu erweichen; ihr Geist war nicht so tief als der ihres Gatten; dazu halfen auch gute Freunde die Schwierigkeiten mehren, indem sie ihr durch Wort und Geberden ihr tiefstes Mitgefühl ausdrückten, daß sie das Unglück habe, solch einen freidenkenden Sohn zu besitzen. Als alles nicht verschlagen wollte, machte Gotthold ihr eine Predigt, um ihr zu beweisen, daß er, wenn er nur wolle, noch jeden Tag Prediger werden könne.

Bis Ostern blieb Lessing in Kamenz und benutzte seine unfreiwillige Muße in bester Weise. Er plünderte die Pfarrbibliothek, welche dafür, daß sie einer Landstelle zugehörte, nicht unbedeutend war. Zumeist waren es theologische Schriftsteller, welche er las, deren Meinungen und Lehren er dann mit seinem Vater diskutirte. Dabei erkannte dieser mit Befriedigung des Sohnes geistvolles Interesse an allen Zweigen des Wissens, und daß derselbe ganz anders war, als er sich die Poeten in seiner Vorstellung ausgemalt. Er hatte gemeint, Dichter behandelten das Wissen und Lernen

mit Geringschätzung und vermöchten nur über nichtige Dinge oberflächlich zu reden. Daß übrigens Lessing seine Leipziger Interessen nicht aus dem Auge ließ, oder gar vergaß, erhellt aus seinen poetischen, nebenbei geführten Beschäftigungen. Er entwarf das Lustspiel: „Die alte Jungfer," und schrieb einige Anakreontische Gedichte.

Als er eines Tages nicht zu Hause war, kam seine Schwester über diese poetischen Sündenblätter, las sie und warf sie sofort in's Feuer. Nachher, als Lessing dieselben vermißte, verrieth ihm ein kleiner Bruder den Staatsstreich der energischen Schwester, und wohl nur wenige Brüder hätten im gleichen Falle einen derartigen Eingriff so gutmüthig aufgenommen wie Gotthold. Nachdem sein erster, aufwallender Groll vorüber war, begnügte er sich damit, ihr aus Rache eine Handvoll Schnee in den Busen zu werfen, um, wie er sagte, ihren frommen Eifer etwas abzukühlen, ohne es ihr weiter im mindesten nachzutragen.

Ehe Lessing nach Leipzig zurückkehrte, erklärte er noch einmal ganz entschieden, daß er der Theologie durchaus abgeneigt sei; um den damit heraufbeschworenen Sturm aber zu beruhigen, versprach er, die Schulstudien, d. h. die Philologie, fleißig zu verfolgen, und sich für die akademische Laufbahn und den zukünftigen

Professor vorzubereiten. Hiermit war der Vater zuletzt zufrieden. Er bezahlte seines Sohnes Schulden und sandte ihn mit guten Rathschlägen ausgerüstet nach Leipzig zurück.

In der That besuchte Lessing nun die Kollegien auch regelmäßiger, seine literarischen und dramatischen Interessen gab er aber keineswegs auf. Seine Eltern hatten allerdings versucht, ihm das Versprechen abzugewinnen, daß er jegliche Verbindung mit dem Theater aufgeben wolle, aber er hatte es bestimmt verweigert, und seine lange Abwesenheit hatte seine Vorliebe für das Drama nur verstärkt. Morgens wohnte er den Proben, abends den Vorstellungen bei. So eifrig studirte er die darstellende Kunst, als ob für ihn in Leipzig ein Lehrstuhl in der dramatischen Kunst errichtet werden solle.

Angeregt durch ein Lustspiel des Menander begann er den „Weiberfeind", und außerdem machte er sich zum ersten Mal an die Tragödie mit seinem „Jehanghir". Beide Dichtungen würden vollendet sein, wenn nicht dem Theater das Unglück zugestoßen wäre, daß es aufgelöst werden mußte. Frau Neuber verlor nämlich mehrere ihrer besten Kräfte, ihr überlegener Einfluß begann zu schwinden, und sie sah sich bald genöthigt, ihre Gesellschaft zu entlassen. Für Lessing war dies

in mehr als einer Beziehung ein harter Schlag. Er hatte sich für mehrere Mitglieder der Gesellschaft verbürgt, und diese verließen jetzt Leipzig, ohne ihre Schulden zu berichtigen. Die Gläubiger wendeten sich also an Lessing, der ihre Forderungen nicht zu befriedigen vermochte. Die von den Schauspielern versprochenen Abzahlungen blieben aus, und es blieb Lessing nichts anders übrig, als Leipzig heimlich zu verlassen. Kurz zuvor hatte auch Mylius Leipzig mit Berlin vertauscht, und Lessing war schon von ihm gebeten worden, ihn zu besuchen, um eine Sonnenfinsterniß, welche im Juli stattfand, mit ihm gemeinsam zu beobachten. Diesen beiden Umständen kam noch ein dritter, treibender Grund in Gestalt eines zärtlichen Interesses zu Hülfe, das er für die Schauspielerin Fräulein Lorenz empfand. Dieselbe hatte ihm längst ein wärmeres Gefühl eingeflößt, sodaß an seiner so ausgeprägten Neigung für das Theater, neben den unsterblichen Jüngerinnen des Apoll, auch wohl der kleine, vielgewaltige Liebesgott Theil hatte. Fräulein Lorenz war eine der ersten gewesen, welche Frau Neubers Gesellschaft verließen, und seit Leipzig sie nicht mehr in seinen Mauern barg, hatte die Stadt für Lessing jeden Reiz verloren. Niemand wußte um seine Absicht. Eines Tages, als Weiße bei ihm vor=

sprach, war der Vogel ausgeflogen. Er hatte freilich die Nachricht hinterlassen, „daß er für eine paar Tage verreist sei.“ —

Mit einem Vetter, der ihn zufällig besuchte, war er nach Wittenberg gegangen. Es war seine Absicht, nur wenige Tage dort zu verweilen, um zur rechten Zeit „mit der Sonnenfinsterniß“ in Berlin einzutreffen. Die bei solchen Widerwärtigkeiten unausbleiblichen Erregungen, Befürchtungen und Aergerlichkeiten hatten ihn indessen zu sehr gepackt, er wurde auf der Reise krank, ein widriges Mißgeschick, das die Verwirrung seiner Verhältnisse noch beträchtlich steigerte, und —, wie er selbst in einem Briefe an seine Mutter bekennt, ihm das Leben zu einer unerträglichen Last machte. Zum Glück fand er bei seinem Vetter ein Unterkommen, und während er nun gezwungen war, länger in Wittenberg zu bleiben, faßte er den Entschluß, seine Studien hier fortzusetzen. Er wendete sich mit offenem Geständniß an seinen Vater und erhielt auch die Einwilligung, sodaß er im August 1748 wirklich eingeschrieben wurde. Doch er sah bald die Unmöglichkeit, seine Absicht auszuführen. Die Krankheit und seine unheilvollen Schulden, die ihn mit theuren Ketten an Leipzig knüpften, hatten seine Geldquellen gänzlich erschöpft, er mußte sich entschließen, sein erstes Vorhaben wieder

aufzunehmen, und er ging also nach Berlin. Mit seiner Abreise von Wittenberg können wir sein Studentenleben als beendet ansehen. Er war fest entschlossen, sich jetzt ohne fremde Hülfe durch die Welt zu fechten und seine Laufbahn nach eigner Wahl zu verfolgen. Seine Stipendien, so lange er sie noch zu erwarten hatte, sollten zur Abtragung seiner Schulden verwendet werden, denn dies war ein größerer Ehrenpunkt für ihn, als die Fortsetzung eines Studiums, das ihm weder Nutzen noch Freude gewährte.

Viertes Kapitel.

Erster Aufenthalt in Berlin.

1748—1751. 19.—22. Lebensjahr.

„Er haßte bis zum Uebermaß,
Mit einem ungeduld'gen, unduldsamen Spott,
Die hohlen Puppen einer hohlen Zeit." —

Berlin zeichnete sich zu jener Zeit in vielen Beziehungen vor andern deutschen Städten vortheilhaft aus. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes hatte der große Kurfürst an die flüchtenden Hugenotten eine Aufforderung ergehen lassen, sich in seinen Landen eine neue Heimat zu gründen. Denn sein scharfes Auge hatte den Werth derselben als fleißige Ansiedler erkannt, und er hoffte, daß ihre verständige und kluge Geistesrichtung auf seine noch etwas barbarischen Unterthanen einen erziehlichen Einfluß ausüben möchte. Seine Regierung und die seiner Nachfolger fiel in jene Zeit, als sich der Einfluß und die Ueberlegenheit Frankreichs in Deutschland so nachtheilig geltend machte. Allerdings zeichnete sich Friedrich Wilhelm I. (sein Großsohn)

zufolge eines wahrhaft deutschen Gemüthes vortheilhaft unter seinen fürstlichen und regierenden Brüdern aus. Leider aber besaß er nicht zugleich die Fähigkeit gegen ihre sklavische Nachahmung französischer Sitten und Gebräuche, gegen die Sucht überall ein Klein-Versailles einzurichten, mit Erfolg anzukämpfen. Und so wuchs auch unter seiner Regierung die Vorliebe für Alles, was von Frankreich kam und dem Siècle de Louis XIV angehörte. Auch er konnte sein Volk nicht vor der unglücklichen Krankheit, der Gallomanie schützen, die der Entwickelung des ächt deutschen Geistes Jahrhunderte hindurch bedenkliche Hindernisse bereitet hat und die Söhne Germanias damals wahrhaft blind machte gegen vaterländische Sitten, vaterländische geistige Erzeugnisse, deutsche Arbeit, kurz gegen das gesammte Deutschthum in Wesen und Form.

Vergebens stritt und rang Friedrich Wilhelm I. mit der ganzen, starken Kraft seines frommen Gemüthes, seines starken nationalen Gefühls gegen die Tyrannei französischer Mode und gallischer Sprache. Er mußte den für ihn doppelt grausamen Schmerz erfahren, daß sein eigner und einziger Sohn der herrschenden Richtung seiner Zeit in dem bekannt hohen Grade huldigte. Es war des Königs täglicher, gebieterischer Befehl, den er mit rauher Strenge auszuführen strebte, daß seine

Kinder Deutsche und nicht Franzosen werden sollten, er hoffte, sie würden die frechen Fremden einst aus dem Lande treiben. Und dann wurde Friedrich der Große der gelehrigste Schüler der französischen Philosophie jener Zeit, deren Hauptvertreter er ermuthigte, denen er mit deutscher Gastfreundschaft die Thore seiner Hauptstadt öffnete. Das Ansehen und die Herrschaft, welche der letztere durch den Vertrag von Aix-la-Chapelle und die darauf folgenden acht Friedensjahre erworben, gaben ihm Zeit und Gelegenheit, seinen poetischen Neigungen nachzugehen. Er errichtete eine ganz aus Ausländern, und besonders Franzosen, zusammengesetzte Akademie der Wissenschaften. Indem er vollkommene Redefreiheit gestattete, verlieh er seiner Stadt Berlin einen bis dahin noch unbekannten geistigen Charakter. — „Meine Unterthanen mögen schreiben, reden, denken, und in Betrachtung nehmen was sie wollen," pflegte er zu sagen, „es kümmert mich nicht, wenn sie nur gehorchen." „In meinem Lande kann ein jeder nach seiner Façon selig werden," so lautete ein anderer Lieblingsausspruch von ihm, der ja geflügeltes Wort geworden ist und im Munde des Volkes fortlebt. — Die Hauptstadt eines solchen Regenten versprach ein demselben verwandtes, geistiges Aufstreben, eine neue, verheißende Aera nach der langen Dürre, die in

Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege einen geistigen Nothstand erzeugt hatte. Diese günstige Aussicht und dazu Mylius Einladung bewogen Lessing, sein Glück hier zu versuchen. Er langte im December 1748 an, ein Jüngling von nur zwanzig Jahren, ohne Gönnerschaft, ohne Freunde, außer dem einzigen, so arg verschrieenen Mylius, ohne Hülfsquellen und Geldmittel; aber er war im Besitz des ganzen unverminderten Schatzes seiner weitgehenden Hoffnungen und der Vollkraft jugendlicher Ausdauer. Als seine Eltern von seinem Aufenthalte in der preußischen Hauptstadt erfuhren, waren sie entsetzter darüber, als sie gewesen waren, da sie von seiner Beschäftigung als Lustspieldichter und seiner Verbindung mit Schauspielern hörten. Was wollte er in diesem Treibhaus des Irrglaubens, wo er allen gottlosen Zerstreuungen und Versuchungen ausgesetzt war, wo, zum Uebermaß alles Unheils, ein leibhaftiger Mephisto ihm als Freund und Hüter zur Seite stand? Sie stellten unter der Hand Nachfragen über ihn an, und die Antworten erschienen ihnen durchaus nicht beruhigend. Da forderten sie denn, daß er zurückkomme. In Bezug hierauf schrieb er im Januar 1749 einen langen Brief an seine Mutter, die er ganz richtig für die wahre Urheberin dieser Vorwürfe und Aufforderungen erkannte. Er entschuldigt zunächst sein

langes Schweigen mit dem Umstand, daß er der Mutter nichts Angenehmes mitzutheilen gehabt habe; die Eltern aber seiner Klagen und Bitten ebenso überdrüssig sein müßten, als er müde sei, dieselben vorzubringen. Er wirft dann einen Rückblick auf sein Leben in Leipzig und giebt die Gründe an für seine Uebersiedelung nach Berlin. Nachdem er darauf seine Absichten und Aussichten für die Zukunft kurz berührt, schreibt er jene Worte, die man nicht ohne das tiefste Mitgefühl liest: „Ich hätte schon längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anlangt, ein besseres Ansehn hätte geben können. Es ist dies in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen traut. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie die Gütigkeit gehabt, mir eine neue Kleidung zu versprechen. Sie mögen daraus schließen, ob meine letzte Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht, wem zu Gefallen hier in Berlin wäre." Dieser Satz bezieht sich natürlich auf Mylius und der Eltern Abneigung gegen ihn. Ob sie ihr Vorurtheil gegen diesen Menschen nie ablegen wolle? fragt er die Mutter und versucht, sie noch einmal zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er durchaus nicht an Mylius gebunden sei, daß dieser ihn nicht so sehr beeinflusse, als sie

denke, und nie mehr, als er selbst wolle. Für den Augenblick sei er ihm allerdings zu großem Dank verpflichtet, denn er allein habe ihm ja in seiner bittern Noth Unterhalt und Unterkunft gewährt; zudem gereiche es ihm zu hoher Freude, daß er gefunden: dieser so ungerecht geringgeschätzte Freund habe, und zwar unter geachteten und hochstehenden Persönlichkeiten, Gönner und warme Anhänger in Berlin. Er wiederholt, daß er also die Stadt verlassen wolle, im Fall sie es fortgesetzt wünschen, daß er dann aber um eine kleine Summe Geldes bitten müsse. „Nach Hause komme ich nicht," fährt er fort. „Auf Universitäten gehe ich jetzt auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden nicht mit meinen Stipendien können bezahlt werden und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein, wo ich will, allezeit schreiben und nie die Wohlthaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich finde an allen drei Orten sehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich!" — Ob diese Zeilen seine Eltern

beruhigten! Man darf sie nicht zu strenge beurtheilen. Es war ihnen nicht möglich, die Verhältnisse, welche hinter den engen Grenzen ihres Kamenzer Lebens lagen, mit freiem Blick zu überschauen, und sie konnten ja auch nicht wissen, daß ihr häßliches Entlein, um das sie schwere Sorge trugen, in einem Schwanenei gelegen hatte. Lessing wartete nun auf Antwort und bemühte sich, unter Mylius Hülfe fleißig, einen Lebenserwerb zu finden.

Rüdiger, der Verleger der „Berliner Zeitung", deren Redakteur Mylius war, beauftragte Lessing, seine Bibliothek aufzustellen, und bot ihm dafür freien Tisch und eine mäßige Remuneration. Die Bibliothek war werthvoll, und Lessing bereicherte seine Kenntnisse nach dieser Seite hin bedeutend. Er übersetzte den vierten, fünften und sechsten Theil von Rollin's „Geschichte von Rom" und lernte gleicher Absichten wegen die spanische und italienische Sprache.

An seine Gedichte legte er die vollendende Hand und begann mehrere neue Stücke. Auch entwarf er einen kritischen Aufsatz: „Ueber die Pantomimen der Alten", zu dem er durch das Auftreten einer Balletgesellschaft angeregt war, deren Vorstellung in einer Kritik fälschlich Nachahmungen der alten, klassischen Pantomime genannt waren. Inzwischen hatte nun seine Andeutung,

das katholische Wien zu besuchen oder gar zu seinem Aufenthaltsort zu machen, die Eltern in Kamenz höchlich beunruhigt. Sie fürchteten schon, daß ein solcher Wechsel der erste Schritt zum Uebertritt in die alleinseligmachende Kirche sein könnte. Nochmals erfolgte also die Anforderung an ihn, nach Haus zu kommen und dort zu bleiben, bis sich in Göttingen, wo ein Freund von Pastor Lessing, ein gewisser Mosheim Rektor war, eine Stelle als Hauslehrer für ihn gefunden habe. Der Brief war mit neun Thalern beschwert, um den beabsichtigten Eindruck zu machen und den gehörigen Nachdruck zu geben. Lessing's Antwort darauf datirt vom 11. April 1749; dieselbe gewährt auch hier wieder den klarsten Einblick in die Verhältnisse, mit denen er zu kämpfen hatte; wir lernen daraus seine Auffassung des Lebens, wie es sich für ihn gestaltet, lernen seinen Charakter und den geistigen Standpunkt, zu dem er nun schon gereift war, kennen. Briefe und zumal derartige, wie der vorliegende, sind nach Stil und Inhalt die wahrsten Aeußerungen eines Charakters und Geistes, und deshalb möge auch dieser Brief hier wörtlich folgen. —

„Hochzuverehrender Herr Vater!"

„Ich bin einige Tage in Frankfurt gewesen, und das ist die Ursache, warum ich Dero Brief mit Ein=

schluß von 9 Thalern etwas später erhalten habe und jetzo erst im Stande bin, darauf zu antworten.

Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hause kommen soll. Sie fürchten, ich möchte in der Absicht nach Wien gehen, daselbst ein Komödienschreiber zu werden. Sie wollten wissen, ich müßte hier Herrn Rüdiger zur Frohn arbeiten und dabei Hunger und Kummer ausstehen. Sie schreiben mir sogar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterschiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geschrieben hätte. Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie Sich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen Sie, wie einen solche ungegründete Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meisten wundern, wie Sie den alten Vorwurf von den Komödien haben wieder aufwärmen können? Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder lesen wollte, habe ich Ihnen niemals versprochen, und Sie haben Sich gegen mich allezeit viel zu vernünftig erzeigt, als daß Sie es je im Ernst verlangt hätten. Wie können Sie schreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Komödien gekauft hätte? Da doch unter den daselbst befindlichen Büchern nicht mehr als höchstens zwei sich befinden können. Der größte Theil derselben be-

steht aus statistischen Schriften, die Sie ganz natürlich hätten schließen lassen können, daß ich künftig gesonnen sei, eben so viel in der Welt und in dem Umgange der Menschen zu studiren, als in Büchern. Meine Korrespondenz mit Komödianten ist ganz anders als Sie Sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geschrieben, welches der Direktor von allen Theatern im Oestreichischen ist, ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande macht, und mir noch in einer Zeit genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche, oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben, und ich glaube, es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch an mehreren Orten, als Kamenz kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich auch nothwendig alle kennen, die meine Arbeit von diesen haben aufführen sehen. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe z. B. von Kopenhagen, weisen, die nicht von Komödianten geschrieben sind, zum Zeugnisse, daß mein Briefwechsel nicht blos die Schauspiele zum Grunde habe, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehestens nach Paris, an den Herrn Crebillon schreiben, sobald als ich mit der Uebersetzung seines Catilina zu Stande bin. Sie sagen,

daß Ihnen meine Manuscripte zeigten, daß ich viel angefangen und wenig fortgesetzt hätte? Ist das so ein groß Wunder? —

Musae secessum scribentis et otia quaerunt.

Aber,

Nondum Deus nobis haec otia fecit.*)

Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreuet ist, (ich will meine Schauspiele nicht dazu rechnen, weil sich doch die meisten einbilden, das wären Sachen, die eben so wenig Mühe erforderten, als sie Ehre brächten) so würde es bei alledem doch noch was austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringste davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger als meine Schauspiele anstehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beständig Komödien geschrieben hätte, ich wollte jetzt in ganz andern Umständen sein. Die von mir nach Wien und nach Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gütigkeit, Sich noch ein paar Monat zu gedulden, dann sollen Sie sehen, daß ich in Berlin nicht ganz müssig gewesen bin oder nur für andere arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem Sie solche Nachrichten

*) Ländlicher Stille Genuß und Jahre gemüßigen Lebens
Fordern die Musen, — noch nie hat mir ein Gott dies gewährt.

bekommen haben? daß ich weiß, an wen und wie oft Sie meinetwegen nach Berlin an Personen geschrieben haben, die nothwendig durch Ihre Briefe einen sehr üblen Koncept haben von mir bekommen müssen? Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinem Besten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht Schuld geben, der mir daraus entstanden ist. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, so bitte ich Sie inständigst, Sich alle ersinnliche Mühe deswegen zu geben. Ich verspreche es Ihnen, bei Gott, daß ich, sobald es gewiß ist, alsobald nach Hause kommen oder gleich von hier aus dahin gehen will. Wissen Sie aber gar nichts gewisses für mich, so ist es ja besser, daß ich hier bleibe, an einem Orte, wo ich mein Glück machen kann, gesetzt, ich müßte auch warten. Was soll ich zu Hause? Ich habe also das Geld, das Sie mir zu schicken die Gütigkeit gehabt haben, nebst dem, was ich zum Theil für meine neue Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt; und ich befinde mich wieder in dem Zustande, mich bei allen sehen lassen zu können, und diejenigen, deren Dienste ich suche, selbst anzugehen. Dieses war nöthiger, als daß ich Sie mit meiner unnöthigen Gegenwart zu Hause beschweren sollte. Es fehlt mir jetzt nichts, als meine Wäsche und

meine Bücher. Ich habe Ihnen den Catalogum schon davon überschrieben und erwarte sie mit größtem Verlangen. Sie können leicht erachten, wie beschwerlich es sei, sich mit geborgten Büchern zu behelfen. Ich bitte Sie also noch um diese einzige Gefälligkeit. Ich kann nicht zweifeln, daß Sie das Friesische Stipendium nicht noch erhalten sollten, und die Fracht kann so viel nicht austragen. Eine gute Kleidung ohne genügsame Wäsche ist so viel als keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu lassen, ist es alsdann noch nichts mit meinem Unterkommen geworden, so will ich alles thun, was Sie verlangen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Rede eines Vaters bei dem Plauto mittheile, welcher gleichfalls mit seinem Sohne nicht durchaus zufrieden war.

Non optuma haec sunt neque ut aequum censeo
Verum meliora sunt, quam quae deterrima.
Sed hoc unum consolatur me atque animum meum,
Quia, *Qui nihil aliud, nisi quod sibi soli placet*
Consulit adversum filium, nugas agit.
Miser ex animo fit: secius nihilo facit,
Suae senectuti is acriorem hyemem parat etc. *)

*) Das Beste ist es nicht, auch nicht das Rechte,
Ich weiß — doch ist es auch das Schlechtste nicht.
Eins tröstet mich und hält den Muth mir aufrecht,
— Der Vater, der nur, was ihm selbst gefällt,

Die Gedanken sind so vernünftig, daß die Ihrigen nothwendig übereinstimmen müssen. Was hat die Frau Mutter Ursache, sich so über mich zu betrüben? Es muß ihr ja gleichviel sein, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn sie es mir wirklich gönnt, wie ich es gewiß glaube. Und wie haben Sie Sich vorstellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, meine Religion daselbst würde verändert haben? Daraus kann ich schließen, wie sehr Sie gegen mich eingenommen sein müssen. Doch Gott, hoffe ich, soll mir Gelegenheit geben, sowohl meine Liebe zu meiner Religion als gegen meine Eltern deutlich genug an Tag zu legen. Ich verbleibe

Berlin, den 11. April 1749. Dero gehorsamster Sohn L."

Trotz des aufrichtigen Tones, der diesen Brief durchweht, schenkten die Eltern dennoch ihren heimlichen Berichterstattern fortgesetzt mehr Glauben, als den Versicherungen und Geständnissen ihres eigenen Sohnes. Der Vater schrieb ihm sofort eine Antwort voll von Vorwürfen, worin er seine Zweifel in Bezug auf Gott=

Räth seinem Sohn, thut eben weise nicht;
Er schafft sich Leid, und thut es zwar auch dann noch,
Wenn er sich sagt, daß er sein Alter trübt.

hold's Rechtgläubigkeit und Sittenreinheit deutlich genug zu erkennen gab. Zuletzt versetzte er ihm dann noch den Haupttreffer, daß er ihm spöttelnd vorwarf: er gedenke höchst wahrscheinlich ein deutscher Molière zu werden. Dies aber war der schlimmste aller Vorwürfe, den Seine Ehrwürden für den Sohn bis zum krönenden Schluß aufbewahrt hatte. Wie wenig mochte er die Antwort erwartet haben, die sein Sohn ihm darauf gab, und die in noch klarerer Weise bekundet, daß Lessing sich im Bewußtsein seiner geistigen Begabung nicht so aussichtslos hielt, wie er vor den Eltern augenblicklich dastand. Er zögerte keinen Tag nach Empfang der väterlichen Philippika, auf dieselbe zu antworten, und nachdem er mit einigen weniger interessanten Worten auf des Vaters Brief eingegangen, fährt er fort:

„. . . . . Meine Koffer erwarte ich mit großem Verlangen und ich bitte nochmals inständigst, alle die Bücher hineinzulegen, die ich in einem meiner Briefe benannt habe. Ich bitte mir auch das vornehmste von meinen Manuscripten mit aus, auch die einigen Bogen, Wein und Liebe. Es sind freie Nachahmungen des Anakreon, wovon ich schon einige in Meißen gemacht habe. Ich glaube nicht, daß mir sie der strengste Sittenrichter zur Last legen kann.

Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.*)

So entschuldigt sich Martial im gleichen Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringsten damit harmonire. Die Dichtungen verdienen auch nichts weniger als den Titel, den Sie denselben, als allzu strenger Theologe, geben. Sonst würden die Oden und Lieder des größten Dichters unserer Zeit des Herrn von Hagedorn noch eine viel ärgere Benennung werth sein. In der That ist nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poesie zu versuchen, die Ursache ihres Daseins. Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, so wagt man sich oftmals in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kann, da man sich in einer andern vielleicht bis zu einer bewunderungswürdigen Höhe hätte schwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieser Arbeit abgebrochen habe und es müde geworden bin, mich in solchen Kleinigkeiten zu üben. Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. Die Wahrheit zu gestehen, so habe ich zwar große Lust, ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwei

*) Ernst ist mir das Leben, meine Muse scherzt.

Stücke, die auch die größte Lust ersticken können. Seneca giebt den Rath:

> Omnem operam impende, ut te aliqua dote notabilem facias.*)

Aber es ist sehr schwer, sich in einer Wissenschaft notabel zu machen, worinnen schon allzu viele excellirt haben. Habe ich denn also sehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugendarbeiten etwas gewählt habe, worin noch sehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte versucht haben? Und wäre es nicht thöricht, eher aufzuhören, als bis man Meisterstücke von mir gelesen hat? Den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könnte, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollen? Halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie, wenn ich eine auf die Freigeister und auf die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden vieles

*) Verwende allen Fleiß darauf, dich durch irgend ein Talent notabel zu machen.

von ihrer Schwäche fahren lassen. Ich verbleibe nebst ergebenstem Empfehl an die Frau Mutter

Berlin, den 28. April 1749.

Dero gehorsamster Sohn Lessing."

Auch dieser Brief, so ernst derselbe gehalten, so sehr die Wahrheit darin, und zwar für jeden vorurtheilslosen Leser unwiderstehlich, zu Tage tritt, konnte den Eltern ihren entehrenden und bitter kränkenden Verdacht nicht nehmen, Lessing mußte noch einmal zur Feder greifen, und seine Worte zeigen, wie tief verletzt er in seinem innersten, edelsten Gefühl war, und daß er nur der Nothwendigkeit wich, wenn er den Eltern gegenüber seine eigene Vertheidigung übernahm, zu der sein Stolz sich sonst wohl nicht herabgelassen haben würde. —

Der Brief wurde am 3. Mai 1749 geschrieben und lautet folgendermaßen:

„Hochzuehrender Herr Vater,

Ich habe den Koffer mit den specificirten darin enthaltenen Sachen richtig erhalten. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Gütigkeit, und ich würde in meinem Danke weitläufiger sein, wenn ich nicht, leider, aus allen Ihren Briefen gar zu deutlich

schließen müßte, daß Sie eine zeitlang her gewohnt sind, das Allerniedrigste, Schimpflichste und Gottloseste von mir zu gedenken, sich zu überreden und überreden zu lassen. Nothwendig muß Ihnen also auch der Dank eines Menschen, von dem Sie so vortheilhafte Meinung hegen, nichts anders als verdächtig sein. Was soll ich aber dabei thun? Soll ich mich weitläufig entschuldigen? Soll ich meine Verläumder beschimpfen und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewissen, soll ich Gott zum Zeugen aufrufen? Ich müßte weniger Moral in meinen Handlungen aufzuwenden gewohnt sein, als ich es in der That bin, wenn ich mich so weit vergehen wollte. Aber die Zeit soll Richter sein! Die Zeit soll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse, und oft, ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und

Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen, ebenso wie ihr Vermögen, aber sie bezeugen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eines der vornehmsten Gebote des Christenthums: Seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben.

— — — — — — — —

Werde ich denn niemals des Vorwurfs los werden können, den Sie mir wegen Mylius machen? —

Sed facile ex Tuis querelis querelas matris agnosco, quae licet alias pia et integra in hunc nimio flagrat odio. Nostra amicitia nihil unquam aliud fuit, ad huc est et in omne tempus erit quam communicatio studiorum. Illane culpari potest? Rarus, imo nullus mihi cum ipso sermo intercedit, de parentibus meis, de officiis quae ipsis vel praestanda vel deneganda sint, de cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via amplificanda, ut habeas quem in illo seductorum et ad minus justa instigatorem meum timeas.

Cave, ne de muliebri odio nimium participes. Sed virum te sapientem, scio, justum aequumque: et satis mihi constat te illud, quod scripsisti, amori

in uxorem amore tuo dignissimam, dedisse. Veniam dabis me haec paucula latino sermone literis mandasse, sunt enim quae matrem ad suspicionem nimis proclivem offendere possint. Deum tamen obtestor me illam maxumi facere, amare et omni pietate colere."

(Aber in Ihren Klagen kann ich diejenigen meiner Mutter ohne Mühe wiedererkennen, denn wie gütig und gerecht sie auch sonst ist, hier hat sie ein ungerechtfertigtes Vorurtheil und Mißtrauen gefaßt. Unsere Freundschaft hat weder früher noch jetzt eine andere Bedeutung gehabt, als die geistigen Austausches, und etwas anderes wird sie nie sein. Finden Sie das tadelnswerth? Selten, ja ich darf behaupten, nie, wechseln wir ein Wort über meine Eltern, über die Pflichten, welche ich Ihnen schuldig bin, oder weigern könnte, gegen sie zu erfüllen, über Gott und unser Verhältniß zu ihm, oder über Frömmigkeit im Allgemeinen; wir reden auch nicht über die verschiedenen Wege, auf denen man sein Glück machen kann, wie Sie zu denken scheinen, wenn Sie fürchten, daß er mich zu unrechtem Thun und Handeln versuche und verführe.

Ich denke, Sie sollten nicht in die Vorurtheile Ihrer Gattin verfallen. Doch ich kenne Sie als einen

einsichtsvollen, gerechten und wohlgesinnten Mann, und ich bin versichert, daß, was Sie mir schrieben, Ihnen aus Liebe zu einer Ihrer Neigung durchaus würdigen Frau in die Feder lief. Verzeihen Sie, daß ich diese Zeilen lateinisch abfasse, ich besorge, daß meine Worte der Mutter zu nahe treten und ihrem, nur allzuregen Verdachte Nahrung geben könnten. Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich es nie an der schuldigen Achtung, Liebe und Ehrerbietung gegen sie fehlen lassen werde.)

Welch eine edle Gesinnung bekundet sich in diesem Briefe; wie fein und großherzig vertheidigt er sich, alle Mittel verschmähend, die seine Verläumder so bereitwillig gegen ihn in Anwendung gebracht! Er weiß, daß die ihm innewohnende Kraft eines Tages für ihn zeugen wird, und überläßt es, stolz sich selbst vertrauend, der Zeit.

Und dann die zarte Rücksicht auf seine Mutter, die ihn so gar nicht versteht! Wahrlich, dieser Brief sollte Platz finden in der Pädagogik unserer heutigen Zeit, daß man den Kindern die rechte Ehrfurcht gegen ihre Eltern, daß man wahre Feindesliebe daran lehrte! Damit war nun dem unerquicklichen Briefwechsel die spitzigste Schärfe gebrochen und die späteren uns aufbewahrten Antworten verrathen sogar eine gewisse Theilnahme des Vaters an des Sohnes literarischen

Beschäftigungen. Allerdings waren diese anderer Natur, als die bisher gelieferten dramatischen und poetischen Arbeiten, denn der Umstand, daß Berlin kein Theater hatte, drückte Lessings dramatische Schaffenslust bedeutend herab, besonders als er mit dem ihm eignen scharfen Blick nur zu bald entdeckte, daß Berlin nicht der Boden war, in dem die Blume der Poesie gedeihlich fortkommen konnte. Gelehrte Untersuchungen und kritische Abhandlungen entsprachen dem herrschenden Geiste viel mehr, denn der prüfende Verstand läßt der Phantasie, der Dichtung freundlicher Meisterin, in den Köpfen der Norddeutschen im Allgemeinen nicht allzuviel Raum zur Entfaltung. Wenn er nun, dachte Lessing, diese Vorliebe für kritische Aufsätze ausbeutete, derartige Arbeiten in Bezug auf das gering geachtete Drama lieferte und durch historische, auseinandersetzende Rückblicke auf die Entwickelung des Drama im Publikum ein Interesse für die bestehende Bühne erweckte? „Nichts," so begann er seinen Federkampf, „ist charakteristischer für einen Volksgeist als sein Drama." „Wer aber den deutschen Geist nach seiner Bühne beurtheilen wollte, der würde finden, daß wir die Fähigkeit besitzen, uns die Erzeugnisse anderer Nationen mit Leichtigkeit anzueignen." „Wir haben," fährt er fort, „nur wenige Stücke, die wirklich unsere eigenen sind, und selbst in

diesen herrscht immer ein fremdes Element vor.“ Seine eigenen dramatischen Arbeiten waren von Frau Neuber günstig beurtheilt, und er hatte selbst geäußert, daß man ihn nur in irgend einer Weise loben müsse, um seinen Eifer, dieses dramatische Schaffen fortzusetzen, in's unendliche zu steigern. Mit dem Hinblick auf das seinem Volke Fehlende, und in dem Gefühl seiner eigenen Kraft, sann er daher nunmehr Tag und Nacht, wie er in einem Fache, worin sich noch kein Deutscher vortheilhaft hervorgethan, nationale Kraft bethätigen könne. — Seinem Vaterland ein originales Drama zu schaffen, war das edle Ziel seines Strebens, aber er sah, daß es zuvor nothwendig war, sein Volk gewissermaßen in die Natur des Drama einzuführen, und ihm zum Verständniß der höchsten Vollendung desselben zu verhelfen.

Im Verein mit Mylius begann er eine Vierteljahrsschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“, welche Untersuchungen, historische Aufsätze, Abhandlungen über Kunst, Dichter und Schauspieler bringen und sich überhaupt mit allen Zweigen der dramatischen Dichtung beschäftigen sollte. Auch wollten sie das Wesen und die Bedeutung derselben durch Uebersetzungen der besten, fremden Schriftsteller erklären und erläutern.

Griechen und Römer und nach diesen Engländer und Spanier sollten besonders berücksichtigt werden. „Shakespeare, Dryden', Wycherly, Vanbrugh, Cibber, Congreve, sind uns fast nur dem Namen nach bekannt, und doch verdienen sie unsere Bewunderung eben so sehr als die gerühmten, französischen Dichter." So begann Lessing seine Kritik über französische Anmaßung und deutsches Vorurtheil, und bald folgte die Bemerkung, daß, wenn Deutschland in Betreff des Drama seiner natürlichen Neigung nachgehe, seine Bühne viel mehr der englischen gleichen würde, als der französischen. Dieser Ausspruch war zugleich der erste Schritt, mit dem er sich von dem bis jetzt für unverletzlich gehaltenen Gesetz der drei Einheiten entfernte.

Die erste Nummer des Blattes erschien im Oktober 1749 und war begleitet von einem Vorwort, worin Zweck und Ziel der Zeitschrift klargelegt waren. Das jugendliche Unternehmen enthüllt deutlich, mit welch durchdringendem Scharfsinn Lessing arbeitete, indem er augenscheinlich dem Zufall nachgab; aber die Zeit sollte ihn und andere erst die volle Bedeutung seines thatkräftigen Vorgehens lehren in dem Streit, den er zu Deutschlands Heil und Ruhm auszufechten hatte. — Der zu wissenschaftlich gestellte Plan trug den Keim der

Zerstörung allerdings von vornherein in sich, letztere wurde aber noch beschleunigt durch eine Uneinigkeit zwischen den Herausgebern. Mylius hatte nämlich behauptet, daß es kein gutes italienisches Drama gäbe, und Lessing erachtete ihr ganzes Unternehmen durch eine solche, nur der Unwissenheit zur Last fallende Behauptung beschimpft. Würde nicht jeder, der etwas von italienischer Poesie verstand, ihnen zurufen: „Wenn Ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt, als die Bühne der Italiener, so haben wir uns feine Dinge von Euch zu versprechen!" Er zog sich also von dem Blatt zurück, und da er die Seele des Unternehmens gewesen war, so hörte es alsbald gänzlich auf. Aber der Zweck, den er dabei im Auge gehabt, blieb ihm frisch im Gedächtniß, und er fuhr fort, Studien und Forschungen nach dieser Seite hin zu machen.

Seine Beiträge hatten ihm in Rücksicht auf die darin enthaltene, unabhängige Anschauung eine gewisse Berühmtheit erworben, und der Versuch reizte zu zuverlässigeren und sichereren Bestrebungen. Lessing fand die Kunst allerdings in Fluß und Bewegung, aber es fehlte ihr ein bestimmter Zweck in Bezug auf Aesthetik, sowie das Leben selbst; sie hatte nur müssige Kopien lebenentbehrender Werke aufzuweisen und besaß

dabei eine gänzliche, fast erhabene Unwissenheit in Bezug auf die Möglichkeit edlerer Ziele. — Das Theater war bedeutend beeinflußt von dem englischen Drama des siebzehnten Jahrhunderts, welches durch herumziehende Schauspielertruppen eingeführt war. — Der deutsche Geist griff aber nur die Regellosigkeit und Roheit der Komödien jener Zeit heraus, und diese arteten bald in die Harlekinaden und Fastnachtsspiele aus, die Unzierde der Bühne und das Entsetzen der Theologen. Klerikale Eiferer hielten diese Feindschaft fest, auch nachdem Gottsched die derben Possen von der Bühne verbannt hatte, und man den Grund somit als aufgehoben betrachten konnte. — Der Leipziger Kunstrichter hatte ja die Bühne so gründlich gereinigt, daß ihr nichts geblieben war als die herkömmliche Form, in der das antike Possenspiel und die italienische Komödie erschienen, aber er hatte sich doch wenigstens harmlos gemacht. Lessing, der in Widerstandsleistungen, wie die eben erwähnten, persönliche Erfahrung hatte, vertrat die Sache sehr eifrig zu Gunsten des Theaters und äußerte die kühne Meinung, die tiefsten philosophischen wie religiösen Fragen können so dargestellt werden, daß sie des Eindrucks nicht verfehlten; ja er ging so weit zu behaupten, daß es der Beruf der Komödie

sei, eine Schule für Volksbildung und Erziehung zu werden.

Deswegen bestand er eben darauf, daß an Stelle der hohlen Begriffsdichtungen der Gegenwart eine gesunde Auffassung des wirklichen Lebens treten müsse; daher verwies er auf die römischen Bühnenstücke, deren Vorwürfe dem bekannten, umgebenden Leben entlehnt seien. —

Sei es nun, daß Lessing zu viel von der ihn umwehenden, französischen Luft geathmet, oder sei es, daß er sich in der Sprache üben wollte, er begann zwei Lustspiele in derselben: Jadis und Palaion. Zu gleicher Zeit entwarf er verschiedene andere in deutscher Sprache. Aber er schreibt selbst nachher darüber: „Ich weiß nicht mehr, was ich mit diesem Geschreibsel machen wollte, ich schrieb immer sehr rasch und verließ mich auf mein Gedächtniß, jetzt sehe ich, daß ich mich selbst dabei getäuscht habe!" —

Während des Jahres 1750 hatte er eine provisorische Anstellung bei einem Baron von der Golz, und er schien in Berlin so festen Fuß zu fassen, daß sein Vater ihm den Vorwurf machte, er verliere seinen Plan in Bezug auf Göttingen aus den Augen.

„Sie thun mir Unrecht," erwidert er darauf, „wenn Sie glauben, daß ich meine Meinung wegen

Göttingen schon wieder geändert hätte. Ich versichere Ihnen nochmals, daß ich morgen dahin abreisen wollte, wenn es möglich wäre. Nicht weil es mir eben schlecht in Berlin ginge, sondern weil ich es Ihnen versprochen habe. Denn in der That, ich habe große Hoffnung, daß sich mein Glück hier bald ändern wird. Die Bekanntschaft des Herrn von der Golz hat mir nicht wenig genützt, mich hier auf einen sichern Weg zu bringen. Denn, außer, daß ich etliche dreißig Thaler dabei gewonnen habe, so hat er mir bei unterschiedenen von seinen freunden Zutritt verschafft, welche mir wenigstens einen Haufen Versprechungen machen. Auch diese sind nicht zu verwerfen, wenn sie nur nicht immer Versprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung drauf und habe meine Sachen so eingerichtet, daß ich auch ohne sie diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe . . . . . . Wer Ihnen geschrieben, daß es mir schlecht ginge, weil ich bei Herrn Rüdiger nicht mehr den Tisch und andere Einnahmen hätte, der hat Ihnen eine große Lüge geschrieben. Ich habe mit diesem alten Manne nie länger etwas wollen zu thun haben, als bis ich mir seine große Bibliothek recht bekannt gemacht

hätte. Dieses ist geschehen, und wir waren also geschiedene Leute. Der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Groschen 6 Pfennig eine starke Mahlzeit thun.

De la Mettrie, von dem ich Ihnen einige mal geschrieben habe, ist hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrift l'homme machine hat viel Aufsehen gemacht. Ich habe eine Schrift von ihm gelesen, welche Antisenèque ou le Souverain heißt, und die nicht mehr als zwölfmal ist gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abscheulichkeit derselben urtheilen, daß der König selbst zehn Exemplare davon in's Feuer geworfen hat." —

Dieser Brief, wie er im Auszug dasteht, giebt Zeugniß, daß Lessing ein ganzer Mensch war, dem leben geistig schaffen hieß und der die Umstände nie Herr über sich werden lassen wollte. —

Zu dieser Zeit trat ihm auch durch einen Zufall, den man je nachdem günstig oder ungünstig nennen kann, der von der Huld des großen Königs getragene, französische Philosoph und Dichter, der größte und kleinste Mann seiner Zeit, persönlich nahe.

Lessing war gleich zu Anfang seines Aufenthaltes in Berlin mit dem französischen Sprachlehrer, nachherigen Geheimsekretair des Herrn von Voltaire,

Richier de Louvain bekannt geworden, und er hatte die Bekanntschaft zunächst aus Rücksicht auf sein Studium der französischen Sprache und später aus Interesse für den jungen, liebenswürdigen Franzosen selbst, fortgesetzt.

Als Richier in die Dienste des berühmten Dichters trat, war dieser gerade in den mißlichen Rechtsstreit verwickelt, der seinem Nachruhm einen so üblen und fatalen Beigeschmack gegeben hat. Der berühmte Vorfechter für Aufklärung und Wahrheit hatte sich, durch schmutzige Gewinnsucht verleitet, hinreißen lassen, der Redlichkeit geradezu Hohn zu sprechen und Wuchergeschäfte gemeinster Art zu treiben. Friedrich der Große hatte nämlich im Dresdener Frieden zur Schutznahme seiner Unterthanen einen Paragraphen aufgestellt, demzufolge die sächsische Regierung sich verpflichtete, ihr eigenes, im Umlauf befindliches Papiergeld, sogenannte Steuerscheine, wenn dieselben von preußischen Unterthanen eingebracht würden, zum vollen Kurswerth einzulösen. Da nun diese Scheine in Sachsen bedeutend niedriger standen, so bedurfte es nur des gewinnsüchtigen Gedankens eines weniger rechtlich gesinnten Geschäftsmannes, um eine Spekulation in diesen Papieren zu unternehmen, die um so einträglicher sein mußte, je mehr der Betreffende darin umsetzen konnte und mochte.

Voltaire war, wie er bewies, der kluge Spekulant und daneben noch ganz besonders beflissen, seine Stellung als begünstigter Gast, ja als Freund des Königs gleichsam wie eine Brustwehr für sich zu benutzen. Sein Streben ging aber wie immer, so auch hier in's Große. Ein jüdischer Bankier Abraham Hirsch diente ihm als Unterhändler und reiste in seinem Auftrage nach Dresden, um dort eine bedeutende Summe, für die er von Voltaire theils Wechsel auf Pariser Bankhäuser, theils Baarzahlung empfangen, in sächsischen Steuerscheinen anzulegen. Der besonders dunkle Punkt ist dabei der Umstand, daß er des Juden Furcht mit der Vorspiegelung beschwichtigte, als wisse der König von dem Handel und billige denselben. —

Doch wie gewöhnlich, so folgte auch hier der scheelblickende Neid nur zu bald den Spuren des in Aussicht stehenden Gewinnes. Ein jüdischer Händler, Ephraim war sein Name, der dem Glaubensgenossen das Geschäft nicht gönnte, benutzte die unersättliche Habgier des französischen Philosophen, um seinen Konkurrenten zu verdächtigen und ihm bessere und gewinnreichere Ausführung des Geschäftes vorzuspiegeln. Er erreichte auch, daß Voltaire den Accept seiner eigenen Wechsel auf Paris verweigerte und Hirsch dadurch das ihm ertheilte Geschäft wieder abnahm. Dieser kehrte

natürlich in sehr herabgestimmter Laune zurück und drohte mit einer Klage. Da aber Voltaire den heiklen Handel der Oeffentlichkeit gern entziehn wollte, verstand er sich zu einem Vergleich, und kaufte sogar, um Hirsch zu versöhnen, für eine bedeutende Summe Diamanten von ihm, die schon, als Sicherheit für die dem Gekränkten zuvor anvertrauten Gelder, in seinem Besitz waren. Kaum aber war dies geschehen, als Ephraim wieder als böses Prinzip dazwischen fuhr, und Herrn von Voltaire glauben machte, daß ihn Hirsch mit den Diamanten betrogen habe. Zwar hatte Voltaire die Edelsteine vorher von einem Hofjuwelier abschätzen lassen, aber Ephraim erklärte diese Schätzung für unrichtig und ließ eine zweite von Leuten vornehmen, die er durch Bestechung gewonnen. Darauf hin verfuhr Voltaire mit dem armen Hirsch, dem Opfer des häßlichen Konkurrenzhasses ganz gewaltthätig. Er mißhandelte ihn, behielt Schmucksachen, die er zur Ansicht hatte, zurück und ließ ihn zuletzt, als der gequälte Jude mit Klagen drohte, verhaften, wozu er sich den Befehl durch seinen Einfluß erschwindelt hatte. Der Vater des Verhafteten erschrak so über diese dem Sohne widerfahrene Ungerechtigkeit, daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte. —

Voltaire aber, noch nicht zufrieden mit dieser

Strafe, klagte gegen Hirsch, leugnete die Angelegenheit mit dem Papiergelde, und schreckte um dieses durchzusetzen, nicht vor einer Fälschung seiner eigenen Handschrift zurück. —

Der Beklagte gerieth außer sich, er beschuldigte jetzt seinerseits den Kläger, daß dieser die ihm als Pfand übergebenen Juwelen betrügerisch vertauscht habe, und versprach den Beweis dafür. — Voltaire hielt es indessen für besser, diesen Beweis nicht vorbringen zu lassen, sondern ihn lieber durch einen Vergleich zu Gunsten des Juden zu verhindern. Und da der letztere klingende Münze lieber nahm, als Rache oder den Beweis, daß seine Ehre zu stark angetastet, er auch zudem und bei allem immer der Hehler neben dem Stehler war, so kam der Vergleich zu Stande und Voltaire entschlüpfte viel zu glimpflich. — Aber die Gunst des großen Königs, der den Dichter als Menschen von so zweifelhaftem Charakter nicht achten konnte, hatte er verloren. „Voltaire bestiehlt die Beutel der Juden, aber er wird wohl mit einem Salto mortale herausvoltigiren," schrieb Friedrich an seine Schwester. Ihm selbst aber gratulirte er mit den sarkastischen Worten: „Weil Ihr den Prozeß gewonnen habt, so wünsche ich Euch Glück dazu. Es ist mir lieb, daß diese häßliche Geschichte einmal zu Ende ist. Ich hoffe, daß Ihr keine

Händel weiter haben werdet, weder mit dem alten noch mit dem neuen Testament, denn dadurch wird immer Eure Ehre verletzt, und mit allen Euren Talenten, die Ihr als der größte Geist Frankreichs aufzuweisen habt, bedeckt Ihr die Flecken nicht, mit denen Ihr Euren Ruhm schändet.“ —

Bei dieser Angelegenheit war nun Lessing in so fern betheiligt, daß er Herrn von Voltaire als Uebersetzer seiner von ihm selbst in französischer Sprache verfaßten Eingaben, Vertheidigungen 2c. diente, denn der französische Philosoph wußte wohl, in welch trübem Lichte er stand und wollte sich deßhalb nicht von Berliner Sachwaltern vertreten lassen. —

Lessing mischte sich zur Zeit gar nicht hinein, aber wir wissen aus damals von ihm verfaßten Epigrammen, die er, seinem feinen Takt folgend, erst später und zwar ohne Namen herausgab, und ebenfalls aus dem Schlußsatz einer Fabel des Phädrus, die man unter seinen Papieren fand, zu Genüge, wie dieser in Geldangelegenheiten so überaus noble Mann darüber dachte. Der ebenerwähnte Satz lautet nämlich: „Die eigentliche Moral der Fabel ist diese, daß es eine sehr kitzliche Sache ist, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beide Theile als Betrüger bekannt sind. So hätte man z. B. bei dem Prozesse, welchen vor einigen Jahren Voltaire und

der Jude Hirsch hier hatten, sehr wohl zu dem Juden sagen können:

Tu non videris perdidisse quod petis*)

und zu Voltaire:

Te credo surripuisse, quod pulchre negas!" **)

Schärfer, geradezu vernichtend verurtheilt Lessing ihn in seinem Epigramm Nr. 17 Buch II. „Auf . . . ." worin er den Grund, warum es dem Juden von Berlin nicht gelungen, Frankreichs Witzigsten der Witzigen zu schnellen, in folgenden Schlußzeilen angiebt:

„Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V. . . war ein größerer Schelm als er."

Wir können uns solcher schriftlichen Urtheile Lessings aus dieser Zeit um so mehr freuen, als derselbe der Oeffentlichkeit gegenüber bei dieser Gelegenheit so schweigsam war und mit dem Gast des königlichen Schlosses in täglichem Verkehr stand. Denn es kommt noch hinzu, daß die Zeit nicht fern war, wo Lessing selbst unangenehme Erfahrungen an dem unredlichen Charakter des Dichters der Henriade und

*) „Du forderst, scheint es, was du nicht verloren hast!" —
**) „Du, glaub' ich, hast gestohlen, was du listig leugnest."

Pucelle machen sollte, und um Lessing's Verhalten dabei, sowie auch seine nachherige Stellung als Kritiker der Voltaire'schen Poesie in das rechte und geeignete Licht zu stellen, war es nöthig, die etwas weitere und eingehendere Schilderung der vorstehenden Thatsachen und Verhältnisse zu geben, sowie seine Meinung über den Fall Hirsch-Voltaire durch die angezogenen Dichtungen darzuthun. —

Bevor jedoch dieser fatale Zusammenstoß der beiden Geister geschildert werden kann, erübrigt es, zunächst Lessing's Pläne und Arbeiten, die er in diesem Jahre faßte und lieferte, näher zu betrachten. —

Verschiedene Projekte beschäftigten ihn während dieser Zeit. Durch seine journalistischen Versuche hatte er sich eine gewisse Stellung erworben, und als Mylius, eines Streites wegen, von der „Berliner Zeitung" abtrat, wurde die Redaktion derselben Lessing angeboten.

Er lehnte den Antrag unter dem Vorwande ab, daß er keine Neigung habe, seine Zeit mit politischen Kleinigkeiten zu vergeuden; denn die „Nachrichten" waren in jenen Tagen einer strengen Censur unterworfen, und bedeuteten nichts anderes als unwichtigen Klatsch, wie man solchen in französischen Zeitungen unter dem Titel „faits divers" findet. — Rüdiger

überlebte Mylius' Abgang nur kurze Zeit, und das Blatt ging in die Hände seines Schwiegersohnes über, der es nach seinem eigenen Namen „Vossische Zeitung" nannte. Unter diesem Titel erscheint dieselbe noch heute als das Organ der Fortschrittspartei. —

Lessing übernahm den literarischen Theil und damit auch die Verpflichtung, über alle Fragen, die Deutschland berührten und bewegten, eine Meinung abzugeben. Diese Kritiken, welche nur wenig mehr waren, als kurze Ankündigungen, konnten sich von der gewöhnlichen Art im Grunde nur gering unterscheiden, aber Lessing wendete hier dasselbe Verfahren an wie bei seinen poetischen Versuchen. Er gab die Nachrichten allerdings in bekannter Form, da dieselben indessen von seiner geistigen Auffassung beherrscht waren, so schuf er ein wirklich Originelles auch auf diesem Gebiete.

Seine kleineren Gedichte, die zu Ostern 1751 anonym unter dem Titel „Kleinigkeiten" veröffentlicht waren, unterwarf er nun seiner eigenen Recension. Er beurtheilte sie ohne falsche Bescheidenheit und mit der sicheren Kenntniß ihrer Fehler wie Vorzüge.

„Ist der Verfasser zu tadeln," fragte er, „daß sein Geschmack vor drei Jahren noch nicht so geläutert war, als er vielleicht jetzt ist?" —

Aber diese dürftigen Aufsätze in den Spalten des

Feuilleton der Vossischen Zeitung genügten nicht ganz dem Bedürfniß des lesenden Publikums, das sich dem Einfluß einer Bewegung nicht entziehen konnte, welche dem alten Stillstand ein frisches und fruchttreibendes Leben mittheilte. Es war dies der schon im Jahre 1740 begonnene und noch in voller Stärke hin und wider wogende Streit der Schweizer= und Leipziger Schule. Verstärkt wurde die Bewegung noch durch das fast forcirte, geistige Leben, welches Friedrich der Große seiner Hauptstadt einzuimpfen bemüht war. Denn indirekt beförderte auch Friedrich den Wachsthum einer nationalen Literatur, indem er seinem Volke von der Energie seines eigenen Charakters mittheilte, und ihnen etwas gab, worauf sie stolz sein konnten. Die Folge zeigte sich in einem allgemeinen Regen und Bewegen, das auch bei Lessing sich rückwirkend geltend machte und die Entstehung einer monatlichen Beigabe zu der Vossischen Zeitung hervorbrachte, welche den vielversprechenden Titel trug: „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.“ Die kritischen Abhandlungen darin erschienen unter Lessings Redaktion und waren fast alle von ihm verfaßt.

Hier hatte Lessing freien Spielraum und hier entfaltete er nun auch zum ersten Male die ganze, volle Kraft eines Genius, der ihm den Ruhm eintrug, der erste Kritiker Europas zu sein, ein Ruhm, den ihm

Macaulay zuerst zuertheilte, und den ihm jetzt Keiner mehr streitig macht.

Die Aufsätze sind verschiedener Ursachen wegen höchst bemerkenswerth.

Lessing bekundet darin zuerst die so selten gleichmäßige Vertheilung seiner geistigen Kräfte, seine verschiedenartigen und umfassenden Kenntnisse, einen originellen, dem Stoff sich stets genau anpassenden Stil, und jene Sicherheit in der Behandlung seiner jedesmaligen Vorwürfe, wie sie nur aus seinem eingehenden Interesse für die zu erörternden Gegenstände entspringen konnte. Diese Erstlingskritiken des kaum zweiundzwanzigjährigen Jünglings sind bewunderungswürdiger, als seine späteren Werke, denn sie sind nicht gleich jenen die Aussprüche des gereiften Mannes, der über die verschiedenen Fragen gedacht und Erfahrungen gesammelt hat, sondern die Aeußerungen eines dem drängenden Genius nachgebenden begeisterten Jünglings, der den Ueberfluß seiner Gedanken und Meinungen mit einem Ernst und einer Mäßigung abgab, daß man ihn in dem Zeitalter der Rhetorik noch anerkennender dafür rühmen muß. Mit einem kühnen Schritt stellte er sich über alle Streitigkeiten der Parteien; er versicherte, daß er keiner der beiden Schulen angehöre, in homerischer Sprache um eines Kopfes Länge sich über

seine Zeitgenossen erhebend. — Schon diese Arbeiten beweisen, daß es Lessings einzig bestimmtes Prinzip war, bei seinen literarischen Bestrebungen sich an keine Prinzipien zu binden.

Frei von allen Vorurtheilen, von la morgue littéraire, folgte er nie einer literarischen Clique, hat er nie an der Spitze einer solchen gestanden. Er verschmähte den Geist der Kameradschaft, der Freieste der Freien konnte einer bindenden Genossenschaft sich nicht einfügen. Wie er nur sich selbst bestimmte, lehrte er, daß ein wahres Genie seinen Weg stets allein aus sich heraus finde und dann nur diesen Pfad verfolge.

„Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf seine eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.“ —

Nach diesen Aeußerungen, die von Lessing bei Gelegenheit einer Kritik des Klopstock'schen Messias gemacht wurde, glaubten die Schweizer seltsamer Weise, daß sie

Lessing als einen der Ihrigen betrachten dürften, aber sie sollten bald erfahren, daß er die Sache von einem viel weiteren Gesichtspunkte anschaute.

„Ach arme Poesie!“ ruft er in einem seiner Gedichte aus, „anstatt Begeisterung und Göttern in der Brust, sind Regeln jetzt genung! Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen der jungen Dichter Hirn statt Geist und Feuer füllen.“

Von dem Genius aber, wie er ihn sich vorstellt, giebt er ein treffliches Bild in dem Vers:

„Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß;
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher;
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul und Bücher,
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt;
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.“ —

Somit gab Lessing seiner Kritik eine ganz bestimmte Richtung, und diese lief direkt auf die beiden streitenden Schulen von Nord- und Süd-Deutschland aus. Dabei aber ist es seine ganz besondere und eigenartige Stärke, daß er nicht nur als Aesthetiker beurtheilte, und somit einen Einfluß auf Form und Geschmack ausübte, sondern daß er auch durch sein tiefes und gründliches Eingehen auf den Inhalt der Poesien und Schriften, welche er kritisirte, alle Gebiete der Kultur und des Lebens heranzog. So wirkte er auf sein Volk

in nationaler Beziehung, so beeinflußte er seine Zeitgenossen in ihrer Stellung zum Christenthum. Ueberall wo ihr Gefühl träge war, rüttelte er sie auf, stärkte sie in ihrer Schwäche und berichtigte ihre Irrthümer.

Gegen Gottsched, der in Sachen des Geschmacks ganz diktatorisch verfuhr und mit souveräner Nichtachtung dessen, was die Schweizer, Bodmer und Breitinger äußerten, seine Mittelmäßigkeiten, ja oft Geschmacklosigkeiten als klassisch und geltend hinstellte, gegen den berühmten Professor ging er mit einer Kühnheit vor, über die alle Welt in Erstaunen gerieth und vor der Gottsched selbst zitterte.

Diese Kühnheit war um so größer, als Gottsched seit zehn Jahren in der literarischen Welt als das allein geltende Schulhaupt dastand, dessen Aussprüche Gesetze waren. „Wird die Nachwelt," so frägt er in dem Aprilheft seiner Monatsschrift, einen Gottsched und einen Klopstock in eine Klasse bringen? Gewiß nicht." Und dann geht er zu einer Gedichtsammlung, — kalte Reimübungen —, des Herrn Professor Gottsched über, die er kurz zuvor in einer Nummer der Vossischen Zeitung kritisirt und mit den Worten angekündigt hatte: „Das Aeußere dieser Gedichte ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünschen, lange Zeit machen

mögen. Eine gleiche Angabe über das Innere zu machen, geht über unsere Kräfte. Die Gedichte kosten 2 Thlr. 4 gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche und mit 4 gr. ungefähr das Nützliche." —

Für Gottsched knüpfte er noch den wohlgemeinten Rath daran, die undankbare Dichtkunst zu verlassen, und der Welt keine Gelegenheit zu geben, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen anderen zeigen könne, welche ihm alle Hochachtung erwerben müssen. Ebenso sicher richtet er die Geschosse seiner Kritik aber auch gegen die Schweizer und die geschmacklose Nachäfferei der Dichter, welche sich um Klopstock schaarten und ihn doch nicht verstanden. Er lacht über ihre Leidenschaft für das Neue, es sei, wie es sei — verspottet ihre Vorliebe für das Mystische und Dunkle, denn „was sie nicht verstehen, nennen sie erhaben, was ihnen aus dem Gesicht ist — erscheint ihnen gleich hoch." — Ebenso rasch ist er dann wieder bei den Plattheiten und armseligen Anmaßungen Gottscheds und der sklavischen Nachbeterei seiner Anhänger. Den einen gegenüber erhebt er den Anspruch der Verständigkeit und Klarheit, gegen die andern hält er die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der schöpferischen Phantasie für die ächte Poesie aufrecht.

Den Leipzigern, die nur die Vergangenheit, das

Alterthum schätzen, vertheidigt er zur Lehre und Berichtigung die Zukunft; den Zürichern sucht er klar zu machen, daß auch vor ihnen die Poesie schon ächte und würdige Jünger hatte. Die Stärke der einen Partei war ja die gänzliche Schwäche der andern und diese Einseitigkeit führte beide zum Uebermaß. Das erkannte Lessing; ruhig und fest zwischen den durch Leidenschaft verblendeten Schulen stehend, beurtheilte er beide mit genialer Ueberlegenheit, sodaß er den Kampf anschaute, als ob diese Erscheinung in der Entwickelung geistiger Kultur, deren Zeitgenosse er war, schon ein halbes Jahrhundert zurück liege. Die im Feuilletonstil gehaltenen Aufsätze sind, so fragmentarisch sie erscheinen, dennoch durch einen Gedanken verbunden, gleichsam einen rothen, durchlaufenden Faden. Nach einigen auf den Titel bezüglichen Worten und der Bemerkung, daß viele dies Königreich des Witzes auf ihrer Karte nicht finden würden, bleibt er zunächst bei J. J. Rousseau stehen. Dieser hatte die Welt in unangenehmes Erstaunen gesetzt, indem er die von der Akademie zu Dijon gestellte Frage: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen, in einer von jener Akademie gekrönten Abhandlung mit Nein beantwortet hatte. Ein solches Paradoxon mußte erschrecken und abschrecken.

Lessing gesteht, daß er sich einer heimlichen Ehrfurcht nicht verwehren kann einem Manne gegenüber, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit geht. — Er hält es für das Beste einen Auszug von Rousseau's Rede zu geben und nachdem er solches in fließender Uebersetzung gethan, wirft er mit klaren, schlagenden Gründen das ganze Kartenhaus der paradoxen Beweisführung um, und zeigt, daß das Wachsthum der Wissenschaften, die Entwickelung der Künste, und der Verfall der Sitten wie Staaten zwei ganz getrennte Erscheinungen seien, welche wohl zusammen fallen können, aber nie als Ursache und Wirkung betrachtet werden dürfen. Alles strebt hier auf Erden einem Gipfelpunkt zu, ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat, und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er aber, so stürzt er nicht, weil diese ihn untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist; und weil er eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größeren Geschwindigkeit wieder abnehmen muß, als er gestiegen war.

„Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet?"

„Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen.

Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind. — Mit einem Wort: Rousseau hat Unrecht, aber ich wüßte Keinen, der mit einem größeren Schein des Rechtes Unrecht hat.“ —

So hat er gleichsam spielend die erschreckten Kulturvölker beruhigt. — Aber er läßt dem Genfer Philosophen dennoch volle Gerechtigkeit widerfahren. „Wie glücklich wäre Frankreich, wenn es viele derartige Prediger hätte!“ ruft er aus. „Welcher Damm wird die Laster, die bei ihnen Artigkeiten werden, aufhalten?“ Und nun sprudelt es wie ein Gießbach aus seinem entrüsteten Herzen; nun sind die Schleusen durchbrochen, und die spülenden Wasser stürzen gegen die zucht- und sittenlose Poesie unserer westlichen Nachbaren, gegen die sinnberückende und wollüstige Malerei, die Schilderungen, unter denen das Laster reizend erscheint.

Die frivolen, französischen Theaterstücke, die von Gottsched und seinen Nachahmern als mustergültig hingestellt wurden, entgehen natürlich seiner geißelnden Feder dabei nicht.

Ganz unbemerkt kommt er dann auf Klopstock's Messias. Dieses Epos hatte die Welt im Sturm erobert. — Die Schweizer beanspruchten Klopstock für sich, ja sie begrüßten den Dichter des Messias als ihren Messias. Sie hielten dafür, daß er in seinen

Dichtungen das zeige und angewendet habe, was sie für die wahre Poesie forderten. Und dieses war ja in Bezug auf Form Vermeidung des Reim's, in Bezug auf Inhalt Stoffe, aus dem Bereich des Wunderbaren und Malerischen. „Unabhängigkeit des Genies!" mit dieser Forderung entschuldigten sie ihre Fehler, wenn sie anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanhaft schrieben. —

Sie lehnten sich den Leipzigern gegenüber an die englische Poesie und erzeugten im Gegensatz zu der Gallomanie Gottsched's eine Anglomanie. — Für Klopstock wollten sie einen Platz neben Milton frei gelassen wissen, seine Dichtungen stellten sie den großartigen Erzeugnissen der gereiften Muse dieses Sängers an die Seite. — Die Leipziger dagegen, welche in dem Epos alle ihre Regeln verletzt und über den Haufen geworfen sahen, waren in ihrem Tadel gerade so maßlos, wie die Schweizer in ihrer Bewunderung. Lessing traf die Sache mit einer Sicherheit in's Herz, die nur das Genie erreicht. —

Er drückt seine Freude darüber aus, daß Deutschland endlich einen schöpferischen Geist besitzt, dem sein Werk von der wahren Begeisterung für einen würdigen Stoff eingegeben ist.

Hier erkennt er den ächten nationalen Dichter mit

dem vollen Glauben an seine Muttersprache. Er lehrt die Hoheit des Versmaßes, welches der Dichter seinem Stoff entsprechend gewählt, verstehen. Einzelne Stellen giebt er wieder, um die Vortrefflichkeit der Gleichnisse, die Feinheit der Schilderungen, die Angemessenheit der Redefiguren und Kunstformen daran zu zeigen. Aber immer nur so viel, wie nöthig, um ein Interesse für das betreffende Gedicht zu erregen. Stets bedenkt er, daß der Leser von vielen Auszügen beleidigt werden könnte, als sollte er sich mit abgerissenen Stücken begnügen. Der Stoff des Epos ist ihm ein sehr gelegener, um seinen Landsleuten ein Wort in Sachen der wahren Religiosität zu sagen. —

„Wenn der Verfasser des Messias kein Dichter ist (wie die Leipziger behaupten), so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der anderen Seite sie in all dem Glanze vorzustellen, wo sie unsere Ehrfurcht verdient. Dies hat der Dichter gethan."

„Er weiß seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, „gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser

Urtheil schlägt sich allzeit auf die Seite des Wunsches. Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglück Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben." — So flogen die Pfeile links und rechts aus seinem Geschoß auf „die Gebildeten unter den Verächtern der Religion," gegen die Kunstrichter auf ihrer erträumten Höhe. Und noch ist sein Köcher nicht leer, er hat noch scharfe Waffen gegen die Beschützer der französischen Dichter zu richten. Denn während am Hofe zu Berlin die „Fremden" vergöttert wurden, fand der fromme Sänger des Messias nur in der Hauptstadt des dänischen Königs ein Asyl und die Muße, deren er zur Vollendung seines Epos bedurfte.

„Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten eine Seltenheit," ruft Lessing aus, „aber diese Seltenheit wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen." —

Neben all dem Lob, welches er so direkt und indirekt dem Messias zollte, war er indeß nicht blind

gegen dessen Schwächen, die er furchtlos aufdeckte, ja von der Abgötterei, die mit dem Verfasser dieser Dichtungen getrieben wurde, war er weit entfernt. Die hervorragendsten Fehler: Dunkelsinn und hohler Schwulst in der Sprache, in die der Dichter manchmal verfällt, sowie Trivialitäten im Gedankengang fordern sein Urtheil heraus. Ebenso erfahren die überschwenglichsten Oden Klopstock's eine scharfe Kritik, und in dem Sinngedicht:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn Jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Doch fleißiger gelesen sein!" —

spricht er ein Urtheil aus, das Wahrheit geworden. —

Die Fluth langweiliger Nachahmer des Klopstock, welche alsbald heranströmte, staute er mit gewaltiger Kraft auf und ließ ihren Dichtungen unbarmherzige Abfertigung widerfahren. Sie erhielten den gerechten Spottnamen „Seraphische Schule."

Lessing ist nicht nur unparteiisch gegen die Fehler der Deutschen, er ist es auch gegen die der Franzosen. In Berlin konnte er freilich alle Tage hören, wie man den eignen Werth nur zur Verherrlichung der blind bewunderten Nachbarn schmälerte. Nichts desto weniger ließ er sich dadurch in seiner anregend wirkenden Kritik nicht entmuthigen.

Er erklärt Fénélon's Ansichten über Regierungskunst für die Grundsätze eines Schulmeisters.

Von seinem klassischen Standpunkte aus will er die Politik nur von Politikern und die Staatskunst nur von praktischen Staatsmännern und Fürsten behandelt wissen. Bei Gelegenheit der Regeln über die schönen Künste kommt er auf ein Werk des Franzosen Batteux zu sprechen, der diese Regeln auf einen Grundsatz beschränken wollte und darüber ein Werk veröffentlicht hatte. Dieser Grundsatz hieß, „die schöne Natur." — Das war eine Lehre, die Lessing gefiel. An denselben Batteux hatte Diderot „ein Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch derer, welche hören und reden," gerichtet.

Dieses Werk bietet ihm eine gangbare Brücke, um zu Diderot zu gelangen. Er charakterisirt die Art dieses Schriftstellers an dem erwähnten Schreiben, und nennt ihn dann am Ende „einen von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten. Sie führen uns „„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit,"" wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichtes zum düsteren

Throne der Lüge leiten. — Gesetzt auch ein solcher Weltweiser wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiligt haben. Der Schade ist klein. Seine Träume und Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen."

So musterte Lessing in äußerlich unverbundenen und innerlich zusammenhängenden Abhandlungen in oft feuilletonistisch leichtem Gesprächsstil das ganze Gebiet der laufenden, ästhetischen Interessen.

Dann aber wurde er gewahr, daß er in dem ganzen verflossenen Jahre Gedanken und Ideen ausgegeben habe, ohne andere, neue dafür einzutauschen. Der Gelehrte in seiner Natur beansprucht wiederum sein Recht und fordert eine Zeit stillen Studiums. Berlin war für ihn ein einigermaßen zerstreuender Ort. Der mittellose Jüngling, welcher von seinem Witz und seinem Kopf leben mußte, hatte ja die verschiedenartigsten Verbindungen anknüpfen müssen. Diese Fesseln wünschte er abzuwerfen und für eine Zeit in Zurückgezogenheit zu leben. —

Vor seiner Abreise hatte er indessen noch jene Erfahrung verdrießlichster Natur zu überwinden, die ihn

freilich bekannter machte, als alle seine Schriften, die aber seinem guten Namen einen empfindlichen Makel anzuhängen drohte.

Voltaire, der nunmehr seinen Prozeß beendigt hatte, lebte in dem stillen Potsdam, um sein Age de Louis XIV zu vollenden. Nun kam Lessing zufällig zu seinem Freunde Richier, als dieser mit Auswahl der ersten vollendeten Exemplare beschäftigt war, welche der König schon vor Veröffentlichung des Werkes haben sollte. Lessing begann zu lesen und es nahm ihn so gefangen, daß er Richier um die Erlaubniß bat, die noch nicht gelesenen Bogen mit nach seinem Hause nehmen zu dürfen. Er gab das Versprechen, sie in dreien Tagen wieder zurückzugeben und sie außerdem Niemand zu zeigen. —

Richier erlaubte dies, ohne Voltaire etwas davon zu sagen. Ein Freund von Lessing sah die Schrift und wünschte sie ebenfalls zu entlehnen. Lessing, abgeneigt, zu verweigern, was ihm selbst gewährt, gab sie unverzeihlicherweise hin. Dieser Freund war Hofmeister bei dem Grafen Schulenburg und eine Gräfin Bentinx, die vertraute Freundin des Verfassers, erspähte das Buch, als sie in dem Schulenburg'schen Hause einen Besuch abstattete. Erzürnt, daß Voltaire einem Fremden bewilligt haben könnte, was er ihr

abgeschlagen, eilte sie zu dem Philosophen und bat um Aufklärung. Voltaire gerieth in den äußersten Zorn. Er schickte und ließ Richier holen, dieser gestand den ganzen Zusammenhang und eilte zu Lessing, um die betreffenden Bogen zu beschaffen. Aber, schlimm genug für beide! Lessing war plötzlich und nach seiner Art ohne vorherige Anzeige abgereist und hatte die Blätter mit nach Wittenberg genommen.

Voltaire, der sich in seiner Wuth nun gar nicht mehr kannte, zwang Richier einen Brief an Lessing zu schreiben, den er ihm selbst diktirte. Er beschuldigte Lessing betrügerischer Absichten, und daß er sein Buch entweder nachdrucken lassen oder es ohne Erlaubniß übersetzen wolle. Der Brief ist verloren gegangen, aber aus Lessing's in französischer Sprache geschriebener Antwort läßt sich der Inhalt mit Leichtigkeit nachweisen. Diese Antwort kam zufällig nicht an dem Tage an, wo Voltaire sie erwartete, und nun schrieb er eigenhändig einen zweiten Brief. Unter einer höflichen Form ist derselbe so voll von beleidigenden Folgerungen, daß Lessing's ganze angeborene Irascibilität dadurch erregt wurde. Er schrieb ihm einen Brief, den Voltaire, wie er später äußerte, „schwerlich an das Fenster gesteckt haben werde."

Mit dieser Antwort sandte er das Werk an Richier

zurück, in dessen erstem Brief er die Hand Voltaires ohne Mühe entdeckt hatte. —

Ueber die Angelegenheit zirkulirten natürlich in Berlin die verschiedenartigsten Geschichten, und sie blieb für einige Zeit Tagesgespräch. — Lessing hatte sich inzwischen im December 1751 ganz unbefangen in Wittenberg niedergelassen.

Zwei Jahre nur waren verflossen seit er Wittenberg verlassen, und doch, von welcher Wichtigkeit und Bedeutung war diese Zeit für seine geistige Entwickelung gewesen!

Fünftes Kapitel.

Wieder in Wittenberg.

1751—1752. 22.—23. Lebensjahr.

„Dann sprich: er war so klug, wie brav;
Voll weisen Sinn's und kühner That,
Denn in dem Grund der Dinge fand
Er stets für sich den rechten Pfad."
Wordsworth.

Zwei Naturen waren bei Lessing stets im Streit: der wissenschaftlich gebildete Gelehrte sehnte sich nach einem zurückgezogenen Leben, um ungestört seinen Studien nachgehen zu können, und der Weltmann empfand das lebhafte Verlangen mit Seinesgleichen in Verkehr zu treten, um Erfahrungen zu machen, und zu sammeln. Dieser Streit „der beiden Seelen in seiner Brust" erreichte oft seinen Höhepunkt, gewissermaßen die Krisis, und endigte dann in einer plötzlichen Flucht, wie seine diesmalige Abreise von dem fröhlichen Berlin nach den friedlichen Wittenberg. Sein Bruder Theophilus studirte auf der Universität dieser Stadt. Zu ihm zog Lessing und die beiden theilten mit einander, was sie hatten, aßen und fasteten zusammen, wie es gerade kam; denn wenn der jüngere Bruder wenig hatte, so hatte der ältere noch weniger. Er nahm das alte Studienleben wieder auf,

ohne aber irgendwelche Kollegien zu besuchen; er verbrachte seine Tage entweder in seiner einfachen Wohnung oder auf der Universitätsbibliothek. Zutritt zu derselben hatte er durch seinen Freund J. J. Schwarz erlangt, ein Theologe, der in Wittenberg das Amt eines Unterbibliothekars bekleidete. Für Lessing war diese Erlaubniß von unschätzbarem Werth, und er studirte mit solchem Eifer, daß er sich in Wahrheit rühmen durfte: es sei kein Buch in den Repositorien der Bibliothek, welches er nicht in Händen gehabt habe. —

Nach der aufreibenden Arbeit seines Berliner Journalistenlebens, genoß er die Wonne solcher gelehrten Forschungen mit um so größerem Behagen, als er diese Studien ganz in seiner eigenartigen Weise betrieb. Dabei blieb er den engherzigen Interessen der Species Bücherwurm ebenso fern, wie den dunkel verworrenen Spekulationen der Fach-Gelehrten. Sein geschäftiger Geist konnte unmöglich einem Gegenstande Zeit und Weile opfern, während die ihm eigenthümliche Sinnesrichtung ihn seine Studien stets mit dem Orte, wo, oder den Verhältnissen, unter denen er gerade lebte, in Verbindung bringen ließ. — Es folgte natürlich hieraus, daß er mit seiner allesumfassenden Wißbegierde auf einer ausschließlich theologischen Universität, die zu gleicher Zeit die Wiege der Reformation war, auch in das

Heiligthum jener Gelehrsamkeit drang, die alle Bibliotheken durchforscht hatte, und von welcher die ganze Bewegung ausgegangen war.

Der scharfe Gegensatz des herrschenden Tones in den beiden Städten Berlin und Wittenberg würde ihm indessen auch an und für sich schon genügenden Stoff zum Nachdenken geliefert haben. Er fand hier den Sektengeist des Lutherthums, der sich bis zur Unduldsamkeit steigerte, ein System von kirchlichen Dogmen, bei denen die Möglichkeit einer rein sittlichen Religion auch ohne ein bestimmtes Glaubensbekenntniß und starre Formeln als unbekannt ausgeschlossen war. In Berlin regierte dem entgegen ein von oben herab begünstigter, philosophischer Skepticismus. Der Geist eitler Spottsucht, welcher demselben von Voltaire mitgetheilt war, scheute nicht zurück, Fragen von höchster Bedeutung für die Menschheit zu entweihen und herabzuziehen. Das deutsche Gemüth, in der ihm angeborenen, ernsten Tiefe, erträgt es aber nicht, Dinge, welche seinen Vätern heilig waren, verspöttelt zu sehen, und so fühlte der bessere Theil in Deutschland sich auch hier tief verletzt. Und das mit Recht, denn selbst wenn wir auch zugeben, das ganze Gebäude christlicher Anschauung habe den Aberglauben zur Unterlage, worauf es steht, so hat es doch Jahrhunderte hindurch un-

zähligen Gläubigen als Bollwerk gedient, das man nicht mit der Trompete des Spottes umblasen kann.

Lessing, dessen unabhängige, theologische Anschauungen und Meinungen noch in der Bildung begriffen waren, wurzelte im Christenthum, und deshalb gerade verstand er so ganz den Prozeß des Ueberganges aus einem alten Glauben in einen neuen, freieren, wonach seine Zeitgenossen, ob auch unbewußt, verlangend strebten. Er war ein Freigeist in des oft mißbrauchten Wortes wahrem und gutem Sinne, einer der nicht sklavisch nachdenken konnte und wollte, was Andere vorgedacht. Seine Ansichten veränderten und erweiterten sich nach Art der wahrhaft Freidenkenden im Fortschritt der Zeit. In Wittenberg nun gab er dem, was sich in seinem Geist gebildet, zuerst Ausdruck und Gestalt. Man neigte damals im Allgemeinen dazu, zwischen Offenbarung und Vernunft einen Vertrag zu schließen, dessen geistreiche, theologische Sophismen eine seltsame Aehnlichkeit mit den Anschauungen bieten, wie sie heute in England sich geltend machen. Lessing aber liebte die Wahrheit um ihrer selbst willen mit zu leidenschaftlicher Glut, um auf diesen Standpunkt leichtbefriedigter Gläubigkeit hinab zu sinken. Er mußte forschen. „Nicht der Irrthum an sich," sagte er, „bringt den Menschen ins Unglück, sondern der Irr-

thum der Sektirer, oder auch die Wahrheit derselben, wenn überall die Wahrheit einer Sekte angehören kann."

Seine Feinde waren Dogmenthum und Unduldsamkeit, ob sie unter der Maske des Nationalismus oder in dem Gewande der Orthodoxie umhergingen. Denn jede Sekte, die von Duldung nicht wissen wollte, war für ihn ein Papstthum. Und dieses lutherische Papstthum der Unduldsamkeit fand er in Wittenberg in stärkster Form vertreten. „Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eigenen Religion schon hinreiche, daß es nicht nöthig sei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an anderen aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen."

Mit einem kindlich frommen Gefühl für den Glauben, in welchem er erzogen war, mit einer angeborenen Ehrfurcht vor der Religion wagte er sich voll jugendlicher Kraft und mit einem für seine Jahre seltenen Scharfsinn an theologische Forschungen. Und nicht das Kleinste oder Geringscheinendste verschmähte er in seinen kritischen

Untersuchungen. Eine Sache geringfügig nennen, erklärte er, sei viel öfter das Geständniß eigener Schwäche in der Erkenntniß derselben, als eine richtige Schätzung ihres Werthes. Ja, es könne geschehen, daß ein Gelehrter, welcher den andern unhöflich genug für unbedeutend erkläre, in seinem Fache selbst nur ein Schwätzer sei. „Alles, was außer seinem Bereich liegt, gilt ihm für klein, nicht, weil es ihm wirklich unbedeutend erscheint, sondern weil er es überhaupt nicht sieht, da es über seinen Gesichtskreis hinaus geht. Seine Augen mögen so scharf sein, wie sie wollen, eines fehlt ihnen, um sie zu wirklich guten Augen zu machen. Unbeweglich stehen sie in seinem Kopf, wie dieser unbeweglich auf dem steifen Nacken ruht. So kann er nur die Dinge gerade vor sich sehen. Er kennt nicht die raschen Seitenblicke, welche zur Uebersicht des Ganzen durchaus nöthig sind. Man müßte eine Maschine haben, um den schwerfälligen Mann in eine andere Richtung zu bringen, und wenn er endlich einmal seitwärts gerückt ist, so hat er den vorigen Gesichtspunkt wieder verloren."

Bei solcher Beachtung auch des Kleinen ließ sich Lessing aber nie durch zu genaue Prüfung blenden, so daß er den Schwerpunkt und Hauptbegriff des Ganzen übersehen hätte. Indem er sich belehrte, schaffte er; schreiben und denken, in sich aufzunehmen und zugleich neue und

selbstständige Arbeiten unternehmen, immer reichere Kenntnisse erwerben und Streitschriften verfassen: diese Thätigkeiten waren für ihn gleichbedeutend. Daher hat er mehr Bruchstücke, als vollständige Werke hinterlassen. Sein Gedanke war seiner Feder immer voraus. Es geschah ihm, daß, während er über einen Gegenstand mit der Feder in der Hand nachdachte, er seine früheren Ansichten verwarf oder gänzlich änderte. Aber wohin er sich auch wendete, er erweckte neue Gedanken und streuete die Saat der Wahrheit aus; worauf er seine Thätigkeit richtete, immer sühnte er ein Unrecht oder vernichtete ein falsches, angemaßtes Ansehen; in welches Gebiet er immer eintrat, er brachte neues Leben mit sich. — Nicht die zerstörende Satire war sein Ziel; nachdem er den alten Bauplatz gereinigt und geebnet hatte, errichtete er ein neues Gebäude. Die sklavische Nachahmung fand in ihm einen strengen Richter, für die großen Werke des Alterthums forderte er die höchste Achtung. Er fand die Theologie in dem Zustande unfruchtbarer Verknöcherung. Auch hier neues Leben zu erwecken war sein Wunsch und Streben. Nun war es eine seiner hervorragendsten Eigenthümlichkeiten, daß seine theologischen und ästhetischen Interessen immer Schritt mit einander hielten. Unvermeidlich mußte er sich deshalb in dieser Krisis seines Lebens Bayle zum Vorbild nehmen.

Der Einfluß, welchen dieser französische Gelehrte auf sein Jahrhundert ausübte, war ein sehr bedeutender, ja man könnte behaupten, daß er seiner Zeit den bestimmten Charakter des Protestes gegen die Ueberlieferung aufgedrückt habe. Sein historisch-kritisches Wörterbuch, das nicht den Skepticismus einflößen, wohl aber zum Zweifel anregen sollte, dieses große und freie Denkmal gelehrten Scharfsinns war für Lessings Geist wie geschaffen. Er unternahm es, nach solchem Vorbild zu arbeiten, und wie Bayle von dem Wörterbuch des Moréri ausgegangen war, um eine möglichst große Menge von Irrthümern, welche er darin gefunden, anzusammeln und daneben Abschweifungen in Bezug auf andere Schriftsteller zu machen, — so nahm Lessing ein ähnliches Werk vor, das trotz aller Fehler und Versäumnisse sehr nützliche „Gelehrten-Lexikon" des Dr. Jöcher. Er kritisirte die Fehler desselben und begann die zahlreichen Auslassungen durch Beigaben zu verbessern, von denen er einige Bogen veröffentlichte. Als Jöcher Kenntniß davon nahm, wendete er sich an den Rektor der Universität, um über den vermessenen, jungen Mann, der sich unterfangen hatte, seine Irrthümer öffentlich zu verbessern, Erkundigungen einzuziehen. Die von dem Rektor gegebene Auskunft muß befriedigend gelautet haben, denn Jöcher richtete an

Lessing ein höfliches Schreiben, in welchem er sein Bedauern ausdrückt, daß derselbe ihm nicht Mittheilung über seinen Supplementband gemacht habe. Dabei unterließ er nicht, seine Geneigtheit zu bekunden, die schon gesammelten Materialien anzukaufen. Freilich konnte er sich nicht enthalten, dem jungen Kritiker vorzuwerfen, daß er wohl etwas weniger scharf in seinen Kritiken hätte vorgehen können.

Der Erfolg solcher Unterhandlung war, daß Lessing von seinem Unternehmen absah. Leider entstand das für ihn ehrenrührige Gerücht daraus: er habe versucht, von Dr. Jöcher, unter der Drohung, ihn in den Augen der gelehrten Welt lächerlich zu machen, eine größere Summe Geldes zu erpressen. Da dieser zweite Angriff auf seine Rechtlichkeit dem ersten, bei Gelegenheit des Streites mit Voltaire gewagten, so rasch folgte, fühlte sich Lessing durch das boshafte Gerede tief gekränkt. Nichtsdestoweniger fuhr er fort, in Bayles Weise zu arbeiten, indem er gleich diesem kurze, gelehrte Aufsätze schrieb, worin er sich nur gelegentlich des Philosophenstils bediente, während er in denselben freien Spielraum fand, seine Ansichten und Meinungen zu erörtern. Wie Bayle und Voltaire pflegte er die Stellung eines Gegners einzunehmen. Er verstand es in dieser Weise die entgegenstehende Meinung zur Entwickelung seiner eigenen

klar und eingehend auseinanderzulegen. Seine Kritik, obgleich dieselbe kühner war, als die Voltaires, zeigte sich weniger zerstörend und umstoßend. Sein Skepticismus zielte ähnlich dem des Bayle eher auf einen Aufschub des Glaubens, und ließ dem Wunsch volle Freiheit, wenn möglich einen gemeinsamen Boden zur Versöhnung zu finden.

Das „Ecraser l'infame“ mit der Waffe des Hohnes; das Betreffende in's Lächerliche zu ziehen, und damit zu kritisiren war in seinen Augen ein Geständniß der Schwäche. Nur die unerschrockene von leichtfertiger Religionsverächterei freie Erörterung liebte er. Mit Bayle hielt er an der Anschauung fest, daß die Philosophie der Religion keine Stütze bieten könne, aber in seinen Schlußfolgerungen wich er von ihm ab, da die Endzwecke der Philosophie und der Religion verschieden seien.

Das Ziel der Vernunft ist die Wahrheit; der Religion kommt es auf sittliche Führung an. Bayle behauptete, die Philosophie habe mit der Beweisführung von religiösen Wahrheiten nichts zu thun, weil, wenn die historischen Grundlagen des Christenthums einmal festgestellt seien, das Uebrige als Glaubenssache sich der Erkenntniß der Philosophie entziehe. Nicht so Lessing. Indem er zugestand, daß das Eindringen des Ueber=

sinnlichen in das Gebiet des Christenthums dessen ursprüngliche Einfachheit zerstört habe, hielt er fest, daß selbst, wenn es seines übernatürlichen Charakters entkleidet wäre, sein Dasein sich glänzend rechtfertige durch die Lehre und thätige Ausübung der allumfassenden Liebe, in der sein wahres Wesen beruhe.

Lessings Ansichten weichen von denen aller damals existirenden Schulen so gänzlich ab, daß keine Partei recht wußte, wohin sie ihn bringen sollte; eine Einreihung, die auch bis heute noch nicht gelungen ist. Sein reiner, wahrhaft frommer Sinn überflog die Grenzen aller Glaubensbekenntnisse. Er widersprach den Schutzrednern, welche die Wahrheiten des Christenthums gegenüber den Freidenkern zu vertheidigen suchten; und er bekämpfte die Freigeister, welche ihre eigene Vernunft an Stelle des Glaubens treten ließen. Die Wolffianer, denen es gelingen sollte, Dogmen durch mathematische Lehrsätze zu erklären, durften sich seiner Zustimmung so wenig rühmen, wie die lutherischen Theologen, für welche es keine andere Quelle gab, als den todten Buchstaben, ihn in ihre Genossenschaft einzureihen vermochten, — Neologisten und Semi-Naturalisten, keine Gesellschaft zählte ihn zu ihrem Jünger. Lessing selbst aber wußte nichts von alledem. Er arbeitete und dachte in seiner originalen Weise, unbesorgt um das Ziel.

Ein interessantes Schriftstück aus dieser Zeit ist ein Aufsatz über die damals neu gegründete Sekte der Herrnhuter. — In Lessings Augen war es das größte Verdienst des Gründers dieser Sekte, des Grafen von Zinzendorf, daß er die Religion von der Theologie geschieden hatte. „Der Mensch wird zum Thun, nicht zum Vernünfteln geschaffen, und es ist Sache der Religion, ihm hierin beizustehen.“ Nachdem er einen raschen Ueberblick der Geschichte der Philosophie und des Glaubens giebt, zeigt er, wie das Christenthum, als es nicht mehr unterdrückt wurde, sich bemüht habe, den Glauben auszuschmücken und die göttlichen Wahrheiten mit menschlichen Beweisen zu stützen. Die Reformation habe diesen Zustand allerdings gebessert, aber nicht gründlich, und die Gegenwart zeige eine so seltsame Mischung von weltlicher und theologischer Weisheit, daß es jetzt eben so schwer sei, einen ächten und wahren Christen zu entdecken, als in den dunklen Zeiten. Graf Zinzendorf gebühre das Lob, weiter gegangen zu sein, als die Reformatoren, indem er die Religion vereinfacht und verinnerlicht habe. Er predige Liebe und Barmherzigkeit und befördere so den Fortschritt, denn Bekenntnisse und Lehrsätze seien nur Formen der Religion. So war Lessing schon bei der reineren Anschauung angelangt, daß alle Bekenntnisse

gleich zu schätzen seien, weil sie ja nur der volksthümliche und allgemeine Ausdruck der einen, wahren Religion sind. —

Noch deutlicher zeigte sich Bayle's Einfluß in einigen kurzen Abhandlungen, die ebenfalls in Wittenberg geschrieben, wenn auch nicht veröffentlicht wurden. Lessing nennt sie „Rettungen", denn in allen sucht er den Ruf dessen, über den er schreibt, zu retten.

Die eine derselben, welche sich mit Hieronymus Cardanus beschäftigt, ist die bedeutendste. Dieser ungewöhnlich scharf denkende Mann war einer Stelle in seinem Buche „De Subtilitate" wegen öffentlich gebrandmarkt worden und zwar von Seiten eines gewissen J. A. Scaliger, der seinen ganzen Zorn über ihn ausgeschüttet hatte. Die übel ausgelegte Stelle verzeichnete eine Vergleichung, welche Cardanus zwischen den vier Bekenntnissen, dem Heidenthum, Judenthum, Muhamedanismus und Christenthum angestellt hatte, ohne sich übrigens zu Gunsten einer derselben auszusprechen. Solches galt seinen Zeitgenossen einer Erklärung völliger Gleichgültigkeit gegen das letztere gleich. Lessing dagegen behauptete, daß Cardanus entschieden dem Christenthum zuneige, daß er dem Islam sogar nicht volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. — Nachdem er Cardanus von dem Schandfleck befreit,

schreibt er selbst eine kurze Abhandlung zur Vertheidigung des muhamedanischen Glaubens.

Ein zweiter, Lessings Ansicht nach, ebenfalls ungerecht beurtheilter Mann war Cochlaeus, ein katholischer Geistlicher, welcher eine polternde Schmähschrift gegen die Heirath Heinrich des Achten veröffentlicht hatte. Er war allgemein bekannt, denn er sollte die für Luther so ehrenrührige Behauptung verbreitet haben, daß dessen großes Werk keinem würdigeren Beweggrunde entsprungen sei, als dem kleinlich eifersüchtigen Neid, welchen die Augustiner Mönche gegen die Dominikaner gehabt hätten. Weshalb darüber streiten? fragt Lessing. „Gesetzt, es wäre so, daß die Augustiner Mönche ihren Dominikaner Brüdern den zugestandenen Ablaß nicht gegönnt hätten; obgleich die Wahrheit solcher Beschuldigung mehr als zweifelhaft ist, das Werk der Reformation verliert deshalb nicht an Werth, und die Katholiken können das Gute, welches sie gestiftet, selbst nicht leugnen." —

Sehr bezeichnend für Lessings nachahmungswürdigen Gerechtigkeitssinn ist der Eingang zu dieser „Rettung". Er gesteht gerne zu, daß Cochlaeus ein Mann sei, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken könne, weil derselbe sich gegen Luther nicht als einen wahrheitsliebenden Streiter, sondern als einen unsinnigen Lästerer erwiesen habe.

Dennoch aber sei er nach reifer Ueberzeugung zu dem Schluß gekommen, daß es auch hier seine Pflicht sei, denselben von der ungerechten Beschuldigung zu reinigen.

„Durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit läßt sich sein Ansehen sicherer untergraben als durch ihre abgelernten Ränke, und man darf auch dem Teufel nicht zuviel thun!“ —

Ebenso zeigt der Schluß Lessings klare Art, zu urtheilen. Er läßt sich nicht täuschen und will es auch nicht, denn er sieht in den Menschen immer nur Menschen, also auch Fehler. „Ich weiß wohl, daß es eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unser Glück ist befördert worden, giebt; allein ich weiß auch, daß diese Dankbarkeit, wenn man sie übertreibt, zu einer Abgötterei wird. Billig bleibt Luthers Andenken bei uns im Segen; allein die Verehrung soweit treiben, daß man auch nicht den geringsten Fehler auf ihm will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt, meinem Urtheil nach, viel zu ausschweifend sein.“ Lessing lebte zu sehr und mit zu klarem Bewußtsein auf Erden und im Leben, um sich in Gottes verborgene Absichten hineindrängen zu wollen.

„Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, welche Gott zu seinen Zwecken gebraucht? — Er wählt

überhaupt fast immer nicht die untadelhaften, sondern die bequemsten. Mag doch die Reformation also den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid ebenso glückliche Folgen hätte! Wie er überhaupt die ganze, dem Cochlaeus zur Last gelegte Beschuldigung behandelt wissen möchte, lehrt er in recht anmuthiger Weise an der Erzählung eines neueren Schriftstellers, der vor nicht langer Zeit einen witzigen Einfall gehabt und gesagt habe: Die Reformation sei in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, in dem liederreichen Frankreich das eines Gassenhauers gewesen. „Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen," fuhr er fort, „als ob ein Einfall widerlegt werden könnte! Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr sein oder nicht. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche Alles zu ihrem Zwecke zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel der Menschen ein Lob des Höchsten geworden!" —

So hätte man, wenn der Ausspruch wirklich gethan, auch diesen auffassen sollen. Statt den Mann zu verfolgen, dessen Unschuld Lessing erwies, hätte man die Sache im Auge behalten und was dabei vorfällt nicht persönlich nehmen müssen. —

Der nächste Gegenstand, dem Lessing seine Aufmerksamkeit zuwendete, waren die Rettung des Simon Lemnius und die des Inepti Religiosi (von der Einfalt der Religion) und seines unbekannten Verfassers. Beide waren seiner Ansicht nach von sämmtlichen Anhängern der Reformation mit ungebührlicher Strenge behandelt worden. Was den Ersteren betraf, so war Luther selbst der ungerechte Richter. Lemnius hatte ziemlich mittelmäßige, lateinische Epigramme geschrieben, in denen er die Hauptvertreter der neuen Bewegung angriff. Luther und er geriethen scharf an einander. Und Lessing erkannte deutlich, daß Lemnius dem heftigen Temperament Luthers zum Opfer gefallen war. Es war ihm nur zu klar, daß die Thatsachen von damaligen Geschichtschreibern ver- und entstellt waren, um Luthers Ruf unangetastet aus dem Streit hervorgehen zu lassen. Der Grund genügte ihm, um für Lemnius einzustehen. Er bewies, daß Luthers ungerechte Verfolgung denselben zu seinem späteren, angreifenden Werke getrieben habe. Es ist Lessing überhaupt ebenso

wohl darum zu thun, Luther des Charakters der Unfehlbarkeit zu entkleiden, einen Anspruch, welchen protestantische Eiferer noch heute für ihren Reformator erheben, — wie den Lemnius zugleich freizusprechen. „Selbst wenn Luther in diesem besonderen Falle zu tadeln ist, was verschlägt es auch groß. Bleibt er nicht trotz alledem einer der größten Männer, welche die Welt kennt? — Luther steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That sonst der Gefahr nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschlichkeit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle zusammengenommen." — —

So beginnt Lessing die in Briefform geschriebene Rettung des Lemnius. Im späteren Verlauf, wenn er das Leben und die Schicksale desselben in höchst anziehendem Stil erzählt und dabei Luthers hitziger und leidenschaftlicher Verfolgung gedenken muß, entfährt es ihm unwillkürlich: „Gott! wie tief erniedrigt Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber," fügt er gleich zur Entschuldigung, ja zur Vertheidigung hinzu, „war ein minder heftiges Gemüth geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte?

Gewiß, nein! Bewundern wir also jene weise Vorsicht, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu gebrauchen weiß!" —

Zum Schluß finden sich dann noch die bedeutungsvoll mahnenden Worte: „Da Luther nur ein Mensch war, ist kein Grund vorhanden, warum der Protestantismus für immer auf dem Standpunkt stehen bleiben sollte, wo er denselben verließ!" —

Vor Luthers Größe und Bedeutsamkeit, vor seinem Werke und wie er es durchgeführt, hatte er die höchste Achtung, aber ebenso scharf tadelte er seine gewaltthätige Unduldsamkeit, sein starres Festhalten und Bestehen auf eigener Anschauung, dieser Same des lutherischen Papstthums, der heute zu trauriger Frucht gereift, an welche kommende Geschlechter noch die Sichel vernichtender Kritik legen müssen. —

Noch eines Bruchstückes aus dieser Zeit müssen wir erwähnen. Obgleich es nur ein Bruchstück ist und Lessing den Versuch bald nach der Abfassung einen „launenhaften Einfall" nannte, über den er hinaus sei, so beweist doch die Thatsache, daß er die Arbeit vornahm, deutlich, wie sehr er zu dieser Zeit in theologische Fragen und Interessen vertieft war. Er schreibt selbst darüber: „Der beste Theil meines Lebens — ob zum Glück oder zum Unglück? — fiel in eine Zeit, wo Ver-

theidigungsschriften in Sachen christlicher Wahrheiten, so zu sagen, Mode waren. Ist es zu verwundern, daß meine Studien sich dahin neigten; und daß ich bald nicht ruhen konnte, bis ich jedes neue Ereigniß auf diesem Gebiet erreicht und verschlungen hatte!“ —

Der Aufsatz: „Das Christenthum der Vernunft“ versucht die Lehre von der Dreieinigkeit auf philosophischem Wege zu erklären. Er hält sich dabei an die Theorien der spekulativen Theologen, denen Leibnitz die Wege damit gebahnt, daß er den Versuch machte, den Glauben zu rechtfertigen, indem er ihn zu einer Wissenschaft erhob. Der Aufsatz ist nie veröffentlicht, und dieser Umstand zeigt, daß Lessing ihm gar keinen Werth beilegte. Indessen verdient das Bruchstück der Berücksichtigung, weil man daran hat beweisen wollen, daß er den orthodoxen Anschauungen gehuldigt habe.

Viel wahrscheinlicher ist, daß die Abhandlung nur als polemisches Exercitium verfaßt wurde, wie sie Lessing gerne hatte, und daß er das Christenthum zu vertheidigen wünschte, wie er Cardanus, Lemnius u. a. vertheidigt hatte. Zeit seines Lebens hat er sich zum Beschützer der Verfolgten aufgeworfen, und das Christenthum litt damals ebenso viel von seinen Freunden wie von seinen Widersachern. Daß er die Sache aufgab, verträgt sich mit seinem Charakter und seinem Wesen

sehr wohl. Seine theologischen Studien zeigten ihm ja nur zu bald, wie schwach die Verfechter des Glaubens waren, und wie derartige Vertheidigungen der Angelegenheit, welcher sie nützen sollten, eher schadeten als dienten. Er erkannte, daß Religion Sache des Gemüthes, nicht des Verstandes ist, eine Erkenntniß, mit der er unter seinen Zeitgenossen allein und unbegriffen stand.

Er hielt sich fortgesetzt für einen Christen, ob auch sein Christenthum so groß und weit war, daß selbst der Vernunftglaube Raum darin fand, wenn er nur mit Duldsamkeit verbunden war.

Furchtlos zu forschen, historisch und logisch zu kritisiren und zu schlußfolgern, ohne Grenzen, ohne Aufhören, das war der Maßstab seines theologischen Bekenntnisses. Da er die finstersten und verworrensten Winkel der Theologie durchforschte, fand er, daß sie nur Schimmel und Staub bargen, und er wendete sich deshalb zu fruchtbareren Gefilden. Erst in seinem späteren Leben, als sein Urtheil gereifter und sein Wissen noch umfangreicher geworden war, nahm er diese Studien wieder auf und erwies sich als den kühnsten und besten Streiter, der jemals die Fahne der Aufklärung erhoben und die Fackel der Erleuchtung vorgetragen hat. —

Solche theologische Studien nahmen seine Zeit

jedoch längst nicht ganz in Anspruch. Seine geliebten römischen Dichter beschäftigten ihn immer nebenbei und besonders Martial, dessen Epigramme ihn zu eigenen Versuchen auf diesem Gebiet anregten. —

Lessing war es natürlich, seine Gedanken mit schlagender Kürze, in ganz unerwartet feinen Satzbildungen und mit großer Schönheit auszudrücken. Er verleugnet darin sein Deutschthum, oder besser, er stellt sich darüber. Denn die gedrungene Form des Ausdrucks ist uns Deutschen im Grunde fremd. Lessing aber liebte brachylogische Rede und pflegte sie. Sowohl seine Prosa wie seine Verse tragen dies Gepräge. Die stahlscharfe Kürze gelang ihm vorzüglich und er vermochte mit wenigen Worten dem Gedanken eine weite Aussicht zu eröffnen. Sein Bruder erzählt, er sei in Wittenberg so ausschließlich mit dieser anmuthigen Redeform beschäftigt gewesen, daß er sich für gewöhnlich in Epigrammen ausdrückte. Er widmete dem Gegenstand ein gründliches Studium und las alle alten und modernen Epigrammen-Dichter. Die ersteren übersetzte er, paßte sich ihnen an und dichtete selbst. Seine Epigramme haben verschiedene Verdienste. — Sie behandeln das Unerwartete mit großer Leichtigkeit, Kraft und Feinheit, ihr Zweck geht allerdings selten über die Satire hinaus, auch zeigen nicht alle das würzende Körnlein attischen

Salzes. Indessen fehlt es auch nicht an solchen, in denen ein schöner und edler Gedanke zum schönen Ausdruck kommt. So z. B. in folgendem.

Die Wohlthaten.

„Wär auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet schütte,
Sind beides Bütt' und Mensch nicht allzu morsch und alt,
Nur Deine Wohlthat ein. Wie bald quillt nicht ein Spalt!"

Auch dem Horaz wendet er sich mit vollem Eifer zu. Er übersetzte ihn im Verein mit Theophilus, dessen Interesse sich solchen Dichtern und Dichtungen entschieden zuwendete, und der sich später als trefflichen Uebersetzer im Lateinischen rühmlich hervorthat. Mit ihm nahm er auch den Messias von Klopstock vor und sie begannen das Epos in's Lateinische zu übertragen. Der „Messias" war nämlich von einigen Kritikern wegen Dunkelheit und Unklarheit im Gedanken und Ausdruck hart angegriffen. Lessing wollte nun durch eine lateinische Uebersetzung zeigen, daß dies nicht ganz so schlimm sei. Zum Glück war die undankbare Arbeit noch nicht weit gediehen, als sie hörten, daß ihnen ein Däne zuvorgekommen. Sie legten dieselbe daher unvollendet zur Seite.

Das Studium des Horaz brachte Lessing in sehr nahe Berührung mit der Oeffentlichkeit, denn der

römische Dichter wurde die Veranlassung zu einem Federkampf, der Lessing mehr als zwei Jahre in Schach hielt, den er in einer seiner beißendsten Streitschriften ausfocht, durch welchen sein Name weit und breit bekannt und zwar in einer Weise bekannt wurde, daß man den kühnen Kritiker fortan fürchtete. Der gewandte, römische Lyriker, mit seinem liebedurstigen und liebefreien Herzen, seiner ausgeprägten Neigung für ein friedliches Landleben, ist, wie Göthe sagt, so modern, wie nur ein moderner Dichter sein kann. Auch Lessing erkannte diese Eigenschaft und fühlte sich lebhaft angezogen. Als er deshalb, während er in Wittenberg war, die Ankündigung einer seit lange angekündigten Uebersetzung der Horazischen Oden las, durchflog er dieselben mit ebenso viel Eifer als Erwartung. Ja, diese Erwartung war um so größer, als er sich von dem Uebersetzer, einem Pastor Lange aus Laublingen Bedeutendes versprach. Galt doch derselbe in der öffentlichen Meinung für den deutschen Horaz und war doch diese Uebersetzung dem König gewidmet, der die Widmung auch huldvoll aufgenommen hatte. Schon in Leipzig hatte Lessing den Dichtungen des Lange einige Aufmerksamkeit geschenkt. Da er zudem wußte, daß der Verfasser neun lange Jahre an der Uebersetzung gearbeitet hatte, so durfte er schon ein

Werk von Bedeutung erwarten. Wie groß war daher sein Erstaunen, als er das schon im voraus genossene Vergnügen an den Dichtungen gänzlich und kläglich enttäuscht sah, denn Lange hatte eine durch die gröbsten Schülerschnitzer verunstaltete Uebersetzung geliefert. — Lessing, in seinem Liebling Horaz gekränkt, erwähnte in einem Briefe an Professor Nicolai in Halle, dessen Bekanntschaft er kurz zuvor gemacht hatte, daß er nicht übel willens sei, „die Welt auf einem fliegenden Bogen vor dem Horaz des Herrn Lange zu warnen."

Nicolai, ein Freund von Lange, der Lessings Unternehmungsgeist als Kritiker genugsam kannte, fürchtete für des Pastors schriftstellerischen Ruf, schrieb an Lessing und bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, weil er es Niemand, der noch etwa Hoffnung habe im Preußischen sein Glück zu finden, rathen wolle, Herrn Lange anzugreifen. Zugleich gab der gutmüthige, und etwas ängstliche Mann dem Kritiker einen Rath, der, so wohlgemeint er war, doch das ganze Unheil und den fatalen Streit zwischen Lange und Lessing angerichtet hat. „Indessen kenne ich einen Mann (Lange), der folgt, wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächt' ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man ihn aufmunterte, Verleger von den Bogen zu sein,

die Sie wider ihn geschrieben haben? Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt, sondern vielmehr, daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bei einer neuen Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muß sich aber auch dann gegen den Verfasser so bezeigen, wie ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht." —

Es erhellt aus diesen Worten, daß, so fein Nicolai auch seinen Vorschlag einkleidete, derselbe eine der größten Taktlosigkeiten war, die ein „guter Freund" in aller Güte begehen kann. Lessing antwortete mit einer beruhigend klingenden Ironie, die Nicolai seinerseits für Zustimmung nahm, worauf er nun zuverlässig in lauter Freundschaft so lange weiter wirkte, bis sein Vorschlag als verleumderisches, von Lange veröffentlichtes Gerücht gegen Lessings Ehre den böseſten Ausfall wagte, als habe nämlich Letzterer sich erboten, seine Kritik für genügenden Preis zu unterdrücken und zu vernichten. Dies erbitterte ihn über alle Maßen. Schon zweimal war sein Ruf angetastet worden. Es war hohe Zeit für ihn, sich von dem Makel zu befreien, daß er ein literarischer Freibeuter sei, der nur von Streitereien und Verunglimpfungen lebe. Nach einem in der Vossischen Zeitung veröffentlichten Protest gegen den

rohen, persönlichen Angriff des Pastors Lange gab er 1754 sein „Vademecum für Pastor Lange" heraus, worin er seinem Gegner eine zwar wohlverdiente, aber sehr deutsche Lektion in Betreff seines Latein gab. Er vernichtete ihn gradezu und zwar in einer Art, die nur durch den für ihn so empfindlichen Angriff entschuldigt wird. — Zum Schluß der Schrift giebt er einen Auszug aus Nicolais Briefen, und macht seiner ganzen Entrüstung darüber Luft, daß man ihn für fähig gehalten haben konnte, solchen Räubersold zu erheben. Wenn er auch des Geldes sehr benöthigt sei, schreibt er, die Mittel, dasselbe zu erwerben, seien ihm nie gleichgültig. —

Das „Vademecum" ist beachtenswerth als Beleg, in welch persönlicher Art man damals und gelegentlich auch noch heute in Deutschland literarische Streitigkeiten ausficht. Daneben aber ist es auch ein Beweis für Lessings bedeutende Sprachkenntnisse. —

Seine Freunde, wenn sie nur blind bewundern, sehen es als ein Meisterstück negativer Kritik an. Trotzdem aber möchte man beklagen, daß er sich hinreißen ließ, die gewöhnlichsten Waffen der Satire zu gebrauchen. Mit genugthuender Freude verweilt man deshalb auch bei seinen entschuldigend klingenden Worten: daß er wünsche, diese Kritik friste ihr Dasein

nur so lange, wie die fraglichen Uebersetzungen, welche ihr zum Leben verhalfen, ihm selbst könne sie nur wenig Ehre bringen. —

Heine nennt die Kritiken Lessings in einem treffenden Vergleich Bernsteinstücke, in welchen die Insekten, über die seine Abhandlung geschrieben, für ewige Zeiten aufbewahrt seien. Schade, daß derartige, lästige Fliegen mit dem Bernstein unsterblich werden! Für Lessing ist die Kritik, was Byrons Schrift „English Bards and Scotch Reviewers“ für diesen war. Als Moment in Lessings Schriftstellerlaufbahn betrachtet, ist ein Fortschritt unverkennbar. Seine Kritik ist sachlich von einer Schärfe und Genauigkeit, die seinen Gegner nicht nur trifft, sondern direkt entwaffnet; der Stil sticht außerordentlich vortheilhaft gegen die inhaltlosen Reden seines Gegners ab; es fehlt ihm nie der rechte Ausdruck und man liest die Blätter noch heute nach mehr als hundert darüber hingerollten Jahren mit einem Interesse, das sie zum größten Theil, ja lediglich der großen Sprachgewandtheit verdanken. —

Indessen waren die Dinge noch nicht zu diesem Abschluß gekommen, als Lessing im December 1752 Wittenberg verließ. Schon im April des Jahres hatte er promovirt und er führte nun den Titel eines Magisters der freien Künste. Das Jahr war in

abgeschlossenem Leben und angestrengter Thätigkeit verstrichen; nun drängte sein lebhafter Geist wieder nach größeren Verhältnissen. Berlin mit seinem breiteren Leben und seinem viel regeren Verkehr zog ihn gewaltig an, und er kehrte ohne Wissen und Zustimmung seiner Eltern dahin zurück.

Sechstes Kapitel.

Wieder in Berlin.

(1752—1755. 23.—26. Lebensjahr.)

Die Segel löse vor dem Wind, dem
Seemann gleich.
Pindar.

Wieder in Berlin angelangt, übernahm Lessing ohne Zögern zum zweiten Male die Redaktion der Vossischen Zeitung, wie ungehalten sein Vater auch darüber war, und ob er gleich die alten Klagen und Vorwürfe auf Mylius wieder vorbrachte.

Vergebens erklärte Lessing, daß es von vornherein seine Absicht gewesen sei, auf jeden Fall nach Berlin zurückzukehren, und daß seine literarischen Pläne nichts gemein haben mit denen, welche Mylius verfolge. Es dauerte eine geraume Zeit, bis Pastor Lessing sich davon überzeugen ließ. Für ihn waren Dramatiker, Schauspieler und Zeitungsschreiber gleich verdammungswürdig, obwohl er keine angenehmere und interessantere Lektüre kannte als Zeitungen. Lessings Ruf aber wuchs, wenn

auch nur sehr allmälig, so doch stetig und sicher. Sein Streit mit Pastor Lange zog die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf sich; das Recht und die höhere Begabung waren auf seiner Seite, und sogar der hochgebildete Michaelis aus Göttingen wünschte dem jungen Polemiker Glück zu seiner Kritik. Ein Lob von solcher Seite that dem oft Gekränkten natürlich doppelt wohl. Das Antwortschreiben, welches er an Michaelis auf dessen Fragen auch über seine persönlichen Verhältnisse richtete, ist höchst charakteristisch.

Nachdem er die hauptsächlichsten Vorkommnisse seines Lebens kurz erzählt hat, fügt er hinzu:

„Ich habe in der Fürstenschule zu Meißen und hernach zu Leipzig und Wittenberg studirt. Man setzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? Ich befinde mich seit 1748 in Berlin und habe mich während dieser Zeit nur ein halbes Jahr an einem anderen Orte aufgehalten. Ich suche hier keine Beförderung, lebe hier bloß, weil ich an keinem anderen größeren Orte leben kann. Wenn ich noch mein Alter hinzusetze, welches sich auf fünfundzwanzig Jahr beläuft, so ist mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen soll, habe ich der Vorsehung überlassen. Ich glaube schwerlich, daß ein Mensch gegen das Zukünftige gleichgültiger sein kann, als ich."

Es erscheint gerechtfertigt, daß sein Vater diese Sorglosigkeit nicht ganz theilte, da er nicht abzusehen vermochte, wohin seines Sohnes Irrfahrten eigentlich führen möchten. Doch verfehlte das Lob der gelehrten Professoren nicht des besänftigenden Eindrucks, und er wurde noch milder, als er hörte, daß Gottholds Dichtungen auf den Tischen der vornehmen Damen zu finden seien. — Als er dann kurz nach des Dichters Rückkehr nach Berlin den ersten Band der „Wittenberger Schriften" und eine zweite Auflage der „Kleinigkeiten" empfing, steigerte sich seine Zufriedenheit sichtlich. —

„So sind die Schriftsteller", sagt Lessing im Vorwort zu dieser zweiten Auflage, „das Publikum giebt ihnen den kleinen Finger, und sie nehmen die ganze Hand." Da seine ersten literarischen Versuche nun so mit Erfolg gekrönt seien, fährt er dann fort, so unternehme er diese zweite Auflage, der einige Abhandlungen und größere Poesien, vornehmlich dramatische Stücke, gern folgen möchten, um diese letzte und wichtigste Probe, des Druckes zu bestehen. Die Bände enthielten neben Aufsätzen und Briefen auch das Fragment „Samuel Henzi", worin er den kühnen Versuch macht, eine historische Thatsache der Gegenwart in dramatischer Form zu behandeln. Das Drama wurde von der Kritik sehr günstig aufgenommen. Der patriotische Henzi, der Held des

Berner Aufstandes vom Jahre 1749, hatte seine Liebe für Freiheit und Vaterland mit dem Tode büßen müssen, da die Berner Adelsherrschaft ihn enthaupten ließ. Sein Tod erregte Lessings innigste Theilnahme, es erschütterte ihn der Widerstreit der bürgerlichen Freiheit dem bevorrechteten Despotismus gegenüber. Daß er Namen und Schauplatz unverändert beibehielt, obgleich er selbst zugab, daß er leicht eine Aenderung hätte vornehmen können, beweist eine wachsende Unabhängigkeit.

Das Bruchstück verräth übrigens den Einfluß Shakespeares und, daß Julius Caesar nicht ohne Nutzen gelesen ist. Die unbeholfenen Alexandriner und das fast erzwungene Festhalten der drei Einheiten zeigen zwar, daß er die Fesseln hergebrachter Form noch nicht ganz abgeworfen, doch die Wahl des Stoffes, und zumal die bezeichnende Bemerkung, welche er in dem Vorwort macht, daß ein Anfänger sich besser an Gesetze und Regeln zu binden habe, die ein großes Talent unberücksichtigt lassen dürfe, gewährt die Aussicht auf baldige, gänzliche Freiheit.

Die drei Jahre, welche Lessing diesmal in Berlin zubrachte, gehören unstreitig zu den glücklichsten in seinem ganzen Leben. Mit freudigem Eifer und dem Vollgefühl des Könnens, das sich endlich Bahn gebrochen, erfaßte und beherrschte er die verschiedensten

Gebiete literarischen Schaffens. Er hatte die genugthuende Freude nicht nur die Anerkennung, sondern in den meisten Fällen auch die Freundschaft der besten und talentvollsten Männer seines Vaterlandes zu gewinnen. — Wohl flossen seine Erwerbsquellen noch immer spärlich, sodaß er, um seinen Mitteln aufzuhelfen, und sich Muße zu selbstständigen Arbeiten zu schaffen, nebenbei allerlei literarische Frohnarbeit vornehmen mußte. Aber sein Streben ging darauf, daß sein Wissen aus solchen Arbeiten Nutzen ziehen konnte, oder daß dieselben doch seine besten Interessen berührten. — So lieferte er eine Uebersetzung des geistreichen, aber wildhypothetischen Werkes: „Ueber die Prüfung der geistigen Anlagen" von dem Spanier Huarte, denn die darin enthaltenen Geistesblitze, welche Galls Entdeckungen vorauflaufen, die treffenden und gedankenreichen Sätze voll scheinbarer Widersprüche zogen Lessing mächtig an. Er veröffentlichte es mit kritischen Bemerkungen.

Seine stets rege Theilnahme an allen Kämpfen für Geistesfreiheit ließen ihn seine Studien des Cardanus fortsetzen, sowie Schriften über Giordano Bruno und Campanella entwerfen. Außerdem arbeitete er an einer Uebersetzung des Werkes „De Betooverde Weereld" (die bezauberte Welt) von dem Holländer Bekker (ge-

storben 1698). Das berühmte Werk hatte seinem Verfasser Haß und Verfolgung zugezogen, weil derselbe es gewagt gegen die geltenden Anschauungen aufzustehen, den Einfluß böser Geister zu leugnen und die ungerechte Verfolgung angeblicher Hexen und Zauberer, wie sie von Geistlichen und Richtern geübt wurde, zu bekämpfen.

Alle diese beabsichtigten, entworfenen und ausgeführten Werke zeugen von Lessings übergroßem Fleiße, denn um das nöthige Material zu erhalten, mußte er für die meisten ganze Stöße von dahingehörenden Werken bewältigen.

Indessen besserten sich seine Geldangelegenheiten dabei, und auch seine Stellung wurde eine bei weitem angenehmere. Er konnte sogar seinen Eltern einige Hülfe gewähren, indem er sich erbot, seinen jüngeren Bruder zu sich zu nehmen.

Sein Vater ging willig auf dies Anerbieten ein, ein Beweis, daß er endlich volles Vertrauen zu Gotthold gefaßt hatte. Freilich konnte der gute Wille nicht zum schönen Ziel geführt werden. Aber es war nicht Gottholds Schuld, daß der kleine, frisch von Kamenz kommende Knabe vor allem Wunder über Berlin, und was es dort zu sehen gab, zu nichts kam, sodaß man ihn nur wieder heimschicken mußte. Lessing hatte immer gehofft, der sehenslustige Bube werde sich

doch endlich satt und müde schauen, aber Brüderchen war zu wohl aufgehoben in des „Aeltesten" Gesellschaft, er mußte unter strenge Aufsicht.

Drei Monate war Lessing in Berlin gewesen, als Mylius mit einer wissenschaftlichen Sendung nach Amerika betraut wurde. Er reiste auch ab, in London aber ereilte ihn der Tod. Lessing wurde mit Herausgabe seiner Schriften beauftragt. Sein kritisches Urtheil über Mylius literarische Bedeutsamkeit, welches besagte, daß dieser als Schriftsteller keinen höheren Platz beanspruchen könne, denn den, um das tägliche Brod geschrieben zu haben, machte einiges Aufsehen, besonders bei denen, welche um Lessings Freundschaft zu Mylius wußten. Schönaich verfaßte ein Epigramm, worin er den Wunsch aussprach, daß er seinen Feinden eine derartige Behandlung von ihren Freunden gönne, und Professor Kästner neckte Lessing mit der Bemerkung: solch ein Urtheil würde ihn selbst, wenn er es irgendwo aufgefunden, zu einer „Rettung" veranlaßt haben. Aber wenn Lessing auch die Gerechtigkeit dieser Kritiken in einer Weise fühlte, so achtete er die volle Wahrheit, selbst wenn sie bitter schmeckte, doch zu sehr, als daß er anders gekonnt hätte. „Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, demjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler

erfunden hat;“ mit diesen Worten leitet er das Vorwort ein, ein schönes Denkmal echter Freundschaft, die den Menschen in seinem wahren und auch so erkannten Wesen und Werth zum Freunde erkoren.

Lessing hatte jetzt einen Kreis von geistreichen und strebsamen Bekannten um sich. Bei all seinem Fleiß fand er reichlich Zeit für einen geselligen Verkehr, wie ihn sein ganzes Wesen nothwendig verlangte. Die kleine, fröhliche Genossenschaft versammelte sich manchen lieben Abend in seiner engen Wohnung am Nikolai-Kirchhof; Personen mit den verschiedensten Lebens-anschauungen und alle einen anderen Beruf verfolgend, tauschten hier ihre Meinungen in freier Ungezwungenheit aus. Da war Professor Ries, der Astronom, ein lebhafter und witziger Mann, Brückner (der nachherige Schauspieler) aus der Offizin der „Vossischen“, Kirnberger, der Musiker und Violinspieler des Königs, mit einer vielseitigen theoretischen Bildung auf dem Gebiet seiner Kunst, der geschickte Kupferstecher Meil, Sulzer, der scharfsinnige Philosoph und Mathematiker, der zum ersten Male kritisch über die Kunst schrieb und dabei besonders auf volksthümlichen Stil Rücksicht nahm; der Dichter Ramler, Prémontal, ein französischer Freigeist und Bekämpfer der Wolff’schen Philosophie, welcher man im Allgemeinen in diesem Kreise huldigte.

Eine erwählte Gesellschaft und ganz nach Lessings Herzen.

Alle diese waren und blieben indessen nur Bekannte. Aber er schloß auch engere Bande.

Nicolai und Moses Mendelssohn, die beiden treuen Genossen seines Lebens, wurden ihm in dieser Zeit von dem gutgelaunten Schicksal zugeführt. — Er hätte beide, wenn er gewollt, formen können, wie er gewollt; Mendelssohn verdankt ihm auch ohne Frage seine öffentliche Stellung und seinen Ruf. Mit ihm ist er Zeit seines Lebens eng verbunden geblieben, und wenn im Lauf der Jahre die Bahnen ihres Geistes auch manchmal auseinander gingen, ihrer Freundschaft that das keinen Abbruch. Sie waren sich dieselben bis zum Tode. Lessing ging dem Freunde voran, aber nur um eine kurze Spanne Zeit; der Schmerz über des Freundes Scheiden, die überwältigende Erinnerung an das, was er verloren, brachen dem Vielgetreuen das Herz; er folgte ihm auf dem Fuße, wie er stets im Leben ihm nachzukommen gestrebt.

Zur Zeit als Friedrich der Große zur Regierung gelangt war, begannen die Juden in Berlin ihre hervorragende Befähigung und ihren bedeutsamen Eifer für Bildung zu entwickeln, jene Regsamkeit, welche sie bald zum Brennpunkte des geistigen Lebens in der Hauptstadt

machen sollte; Friedrich selbst aber, obgleich der toleranteste aller Fürsten, konnte sich nicht gewöhnen, sie seinen christlichen Unterthanen völlig gleichstehend zu betrachten.

Die Gesetzgebung stand ihnen nicht weniger feindselig gegenüber als das hergebrachte Vorurtheil. Unter den wenigen, welche sich frei gemacht hatten, befand sich ein gewisser Dr. Gumpertz. Er war Arzt und nacheinander Sekretair bei den Herren von Argens und Maupertius. Lessing zählte ihn zu seinen Bekannten, und sie spielten oft Schach mit einander. Eines Tages führte er dem Ersteren einen kleinen, verwachsenen Mann zu, den er ihm als vortrefflichen Schachspieler vorstellte. Ob aber aus dem beabsichtigten Schachspiele nachher viel wurde, erscheint zweifelhaft. Lessing erkannte sofort den nach Befreiung und Freiheit ringenden Geist, und die beiden Männer erschienen wie für einander geschaffen. Lessings starke und klare Einsicht, sein sanguines Temperament, seine stets rege Begierde nach neuem Wissen, theilte dem schüchternen, zum Sinnen und Grübeln geneigten, orientalischen Träumer das eigne Selbstvertrauen und die nöthige Bewegung mit; wogegen dann des Letzteren richtig urtheilender Geist und seine milde Weisheit den besten Einfluß auf Lessings Neigung zur Heftigkeit und zum Widerspruch ausübte, sodaß sie sich in vortheilhaftester Weise ergänzten. Dazu

aber waren Mendelssohns Lebensschicksale derartig, daß sie die ganze Theilnahme eines Lessing erregten, der ja dem Ausgestoßenen und Verfolgten sein Interesse von vornherein entgegenbrachte.

Moses Mendelssohn war der Sohn eines armen Schullehrers zu Dessau, aber obgleich die Familie in den dürftigsten Verhältnissen lebte, so gab der Vater seinem Knaben dennoch eine gediegene Elementarbildung. Er unterrichtete ihn auch noch besonders in der Sprache der Rabbiner und den Spezial-Wissenschaften des israelitischen Glaubens. Eines Tages fiel dem Knaben ein Aufsatz des Maimonides (jüdischer Philosoph aus Cordova, gestorben um 1170) in die Hände, und die darin behandelten Fragen erweckten die ersten selbstständigen Gedanken in ihm. Er studirte nun so übermäßig und anhaltend, daß er sich dadurch ein nervöses Rückenleiden zuzog, dessen Folgen er nie verwunden hat. Die große Armuth seiner Eltern zwang ihn, schon im jugendlichen Alter von dreizehn Jahren seine Vaterstadt zu verlassen; und nun wanderte er als ein heimathloser Bettler umher, entehrt durch das Brandmal seiner jüdischen Abkunft, gehindert und beeinträchtigt bei allem durch seine Zugehörigkeit zu dem „auserwählten Volke Gottes". Aber trotz all der schweren Hindernisse focht er sich tapfer durch die feindliche Welt. Er war sein eigner Lehrer in

Latein, Mathematik und der deutschen Sprache, ob diese Zunge ihm gleich von dem Haß seiner Glaubensgenossen gegen die Einwohner des Landes, in dem sie wohnten, untersagt war. Er studirte Wolff und Leibnitz, er durchdachte die Systeme dieser großen Männer, um sie ganz und selbstständig zu verarbeiten. Um das Leben zu fristen, schrieb er den Rabbinern für Pfennige ab, was sie aus ihren alten Formeln mühsam zusammengesucht hatten; aber als sie ihn eines Tages mit einem deutschen Buche auf der Straße gehen sahen, stießen sie den Wissensdurstigen als einen Abtrünnigen aus ihrer Gemeinde. Er aber lernte die deutsche Sprache nach wie vor mit gleichem Eifer und ehrte die Ceremonien seiner Väter in gewissenhafter Beobachtung. Eine jüdische Familie nahm ihn als Hauslehrer bei sich auf; in ihrem Kreise blieb er, bekam später eine Stelle in der großen Seidenfabrik, welche sein Prinzipal besaß, und wurde endlich sogar Theilnehmer des Geschäfts.

Als Lessing ihn kennen lernte, war er eben vierundzwanzig Jahr alt, ein fleißiger Faktor in dem Seidengeschäft, der nur die frühen Morgen- und späten Abendstunden dem Studium widmen konnte. Lessing lehrte ihn Griechisch, lieh ihm Bücher, und es war bald Regel, daß Mendelssohn jeden Morgen die beiden Stunden von sieben bis neun, ehe er ins Geschäft ging,

in Lessings Wohnung zubrachte, wo sie dann alle möglichen philosophischen und literarischen Fragen verhandelten. Lessing fühlte sich in seiner Lust am Disputiren und Erörtern, selbst wo sie weit auseinander gingen, durch diesen Austausch auf das freudigste angeregt, denn er lernte bei freundlichem Widerspruch am meisten. Mendelssohn wurde in späteren Jahren der Befreier seines Stammes, er wälzte die Schande des Vorurtheils von ihnen, so weit es in dieser Welt, wo die Freiheit nur immer um Strohhalmbreite vorwärts rückt, möglich ist. Aber das jüdische Volk schätzt auch seinen Mendelssohn dafür; es geht eine Rede unter ihnen, daß von Moses zu Moses kein Moses gelebt habe. Das Zuviel, welches verzeihliche Parteilichkeit damit gehäuft, dürfen wir getrost schmälern, seine geistige Bedeutsamkeit, seine Verdienste bleiben immerhin beachtenswerth genug. Auch Lessing wußte genau, was er werth war. In einem Schreiben an Michaelis bemerkt er: „Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem Ersteren nichts als seine Irrthümer fehlen werden."

Lessing theilte Mendelssohn durch den Glauben, welchen er an sein Vermögen hatte, das Vertrauen mit,

welches ihm bisher gefehlt und spornte ihn zu selbstständigen Arbeiten an. Einmal lieh er ihm eine Abhandlung von Shaftesbury und als er das Buch zurücklieferte, fragte er ihn, wie ihm der Aufsatz gefallen habe. „Ganz gut", antwortete Mendelssohn und schüchtern fügte er hinzu: „solch einen Aufsatz könnte ich auch schreiben." „So!" erwiederte Lessing, „dann thun Sie es auch." Nach einiger Zeit brachte Mendelssohn sein Manuscript, aber er wagte nicht Lessing nach seinem Urtheil über die Arbeit zu fragen. Dieser äußerte auch nichts darüber, nach einigen Wochen aber gab er ihm den Aufsatz gedruckt zurück, eine Antwort, wie sie verständlicher und treffender nicht gegeben werden konnte.

Kurze Zeit nachdem die beiden Freunde sich gefunden, stellte die Berliner Akademie eine Preisaufgabe auf über das Thema: ob Popes Grundsatz, „Alles ist gut" (Whatever is, is right) dieselbe philosophische Behauptung vertrete, welche Leibnitz' Anschauung enthält, daß die Welt, wie sie ist, die beste der Welten sei.

Lessing begriff das Ungereimte dieser Frage. Sollte diese Vergleichung beweisen, daß Popes Dichtung „Essay on Man" philosophisch sei und Leibnitz' philosophisches System poetisch? — Er veranlaßte Mendelssohn ihm bei einer Widerlegung zu helfen, und sie verfaßten zusammen den Aufsatz: „Pope ein Metaphysiker." Die Hauptidee

darin ist die, den grundsätzlichen Unterschied zwischen Philosophie und Poesie zu beweisen. Ein Gedicht ist eine vollkommen sinnliche Rede, dem Dichter ist oft der Wohlklang hinlängliche Ursache einen Ausdruck für den anderen zu wählen. Synonyme sind für ihn eine Schönheit. Er wendet Redefiguren und Bilder an. Der Philosoph muß die Worte, welche er gebrauchen will, erklären, er darf nie anders als sich genau deckende Ausdrücke anwenden. Einem Jakob Böhme verzeiht man allenfalls Redefiguren und dichterische Wendungen, der Mystiker kann sowieso keinen Anspruch auf Klarheit machen. „Sollte man mir den Römer Lukrez als Beleg anführen, dessen Poesien das System des Epikur enthalten, so würde ich ganz zuverläßlich antworten: Lukrez und Seinesgleichen sind Versmacher, aber keine Dichter. Man kann ohne Zweifel gereimte Philosophie bringen, aber ein Gedicht ist das nie.“ Pope selbst wollte indessen auch kein Philosoph sein in seinem „Essay on Man“ (Ueber den Menschen). Er brachte, wie er in einem Briefe an Swift ausspricht, philosophische Anschauungen, die er Andern entlehnt, in Verse; ja er kann sich selbst des Lachens nicht erwehren, wenn er sieht, daß die Akademie in Berlin ihm den Philosophen-Bart anhängt, den er auch ernsthaft weiter trägt, bis er sich ihn selbst ausrupft und ein Gespött daraus macht. —

Der Angriff auf die didaktische Poesie und die darin entfaltete sorgfältige Gelehrsamkeit sind Lessings Antheil an der Arbeit, während Mendelssohn die philosophische Gewandung zuschnitt. Da das Ganze auf eine Satire hinauslief, so war nicht daran zu denken es als Preisaufgabe einzureichen; aber die Akademie hatte unter der öffentlichen Zurechtweisung, die ebenso gut gezielt wie verdient war, zu erröthen. Lessing unterschätzte Pope nicht, doch er erkannte, daß derselbe als ein Dichter der Kunst-Poesie, wie sie in seiner Zeit gepflegt wurde, aufgefaßt werden müsse, und daß es sein Verdienst sei, diese Poesie neu belebt zu haben. Offenbart sich der Genius in solchem Schaffen auch nicht in höchster Form, seine Jünger arbeiten doch immer in seinem Geist.

Das Interesse, welches Mendelssohn und Lessing an der englischen Literatur nahmen, theilte als Dritter im Bunde Christian Nicolai. — Er war der Sohn eines Berliner Buchhändlers und für die geschäftliche Laufbahn erzogen. Aber sein feiner Geschmack und seine große Belesenheit trieben ihn in die Bahn des literarischen Schaffens; sein Bruder war der Professor Nicolai, der ihn auch in den Klassikern unterrichtet hatte. Des Vaters Buchladen war bald sein Lieblingsaufenthalt; hier machte er sich mit der Literatur der Gegenwart bekannt. Mit Eifer las er die Aufsätze, welche Lessing

täglich in der „Vossischen Zeitung“ veröffentlichte; dieselben gaben ihm Anregung zu dem Versuch: „Briefe über den jetzigen Zustand der Wissenschaften in Deutschland“. Die Arbeit war für einen zwanzigjährigen Autor nicht übel, sie behandelte die Einseitigkeit der beiden streitenden Schulen in Leipzig und Zürich. Lessing sah die Probebogen und wünschte die Bekanntschaft des Verfassers zu machen. Er fand in ihm den einzigen Geist, mit dem er in Bezug auf die deutsche Literatur harmonirte. Und beide verdankten ihren höheren Standpunkt dem Einfluß der englischen Literatur. Seit einem halben Jahrhundert schon hatten die Anschauungen über Poesie in Deutschland sich den englischen Dichtungen eng angeschlossen, sie gleichsam als Stütze und Vorbild annehmend. Es durchzog dieselben ja ein starker Trieb nach Individualität, gleichsam ein frischer, belebender Hauch von dem Meer, das Englands Insel vereinsamt auf sich stellt. Jeder Engländer wagte es, wie Göthe sagt, sein eigenes Herz in der Brust zu haben, und er durfte es wagen. Der Deutsche suchte wohl ernstlich genug nach dem rechten Wege, aber noch fühlte er sich schwankend zwischen Selbstbewußtsein und einer übergroßen empfindsamen Vorsicht in der Aeußerung seines Wollens und Meinens. So zog man in Deutschland die Blumen

der Poesie bei den Wurzeln heraus, um zu sehen, ob sie lebensfähig und zum Wachsthum geeignet seien, sich darnach dann eine Sammlung von Gesetzen schaffend, welche man Meisterwerken entnahm und nach denen man Meisterwerke zu machen forderte. Das hieß den Wagen vor die Pferde spannen.

Lessing hatte sich stets gegen den herrschenden, französischen Geschmack aufgelehnt, aber sich doch trotzdem bis dahin dem Einfluß desselben nicht ganz entziehen können. Er hatte wohl stets auf die englischen Vorbilder hingewiesen, indessen er hatte nie gezeigt, worin ihre Ueberlegenheit bestand. Sein Verkehr mit Nicolai verlieh seinen Ansichten eine größere Genauigkeit, und zusammen gaben sie nun, insoweit das Drama in Frage stand, ihren Meinungen in der „Theatralischen Bibliothek“ schriftlichen Ausdruck.

Mit diesem neuen Werk nahm Lessing gewissermaßen ein früheres Unternehmen mit Mylius wieder auf.

Zu dieser Zeit (1754) wogte nun auch der Streit zwischen Lessing und Lange in voller Heftigkeit. Um seinen bevorzugten Horaz auch von einer anderen ihm angethanen Schmach zu retten, und da er durch sein Vademecum gegen Lange sich mit dem römischen Dichter noch vertrauter gemacht, schrieb Lessing einen zweiten, kurzen Aufsatz zu Gunsten desselben, die so-

genannte „Rettung des Horaz". Die Arbeit war schon in Wittenberg entworfen, kam aber erst jetzt zur Ausführung. Der Aufsatz bietet an sich einen viel reicheren Stoff zum Nachdenken wie es auf den ersten Blick erscheint, denn die Gedanken sind von ebenso bewunderungswürdiger Tragweite wie die Beurtheilung fein und verständnißvoll ist. „Für die Ehre der Alten stehe ich als Ritter ein; ich fühle meine Galle erregt, wenn ich sie so übel behandelt sehe; einige große Geister verehre ich so, daß mit meinem Willen nicht die geringste Verleumdung auf ihnen haften soll. Horaz ist einer von diesen." — So belegt und begründet er seine Schrift, in welcher er den glücklichen Günstling der Musen und des römischen Imperators hauptsächlich von der ihm ungerecht angehängten Beschuldigung reinigen will, daß er ein Lüstling, ein Feigling und ein Religionsverächter gewesen sei, trotz oder vielleicht auch zufolge seiner Dichtungen. — Mit philosophischem Scharfsinn und streng logischer Kritik weist Lessing diese Anschuldigungen zurück, ohne die schwere Waffe der Polemik zu führen, wie er in seinen früheren Werken gethan.

Der Schwerpunkt seiner Beweisführung ist der, daß nicht Alles, was der Dichter singt, für „baaren, dummen Ernst" zu nehmen sei. „Je größer überhaupt

der Dichter, desto weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein. Der wahre Dichter weiß, daß er Alles nach seiner Art verschönen muß, also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen ein Geständniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt." Somit wird die gegen Horaz in seinen Gedichten erfundene Anklage der Religionsverachtung und Unsittlichkeit entkräftet, sie kann in keinem anderen Verstande und nicht buchstäblicher genommen werden als die bekannten „verlorenen Sünder" der Theologen.

Wie allgemein bekannt Lessing jetzt war und wie man ihn als Kritiker fürchtete, beweist eine Farce welche um diese Zeit in Leipzig herauskam. Sie wurde unter dem Namen „Gniffel" veröffentlicht, ein sinnloses Wort, welches man erst begreift, wenn man Lessings Namen rückwärts buchstabirt. Das Stück ist das elende Machwerk eines Gottschedianer, der sich für einen von Lessings Briefen über den Zustand der jetzigen Literatur rächen wollte. Lessing ließ das Schriftstück nachdrucken und in Berlin gratis vertheilen!

Im Jahre 1754 gab er seine sieben Jugenddramen in zweiter Auflage heraus. Nur „die Juden" und „der Freigeist" sind heute noch von Interesse, und auch diese

mehr wegen der darin ausgesprochenen Gedanken und Anschauungen, denn als Kunstwerke.

„Die Juden“ tragen den Charakter eines in Handlung gebrachten Behauptungssatzes an sich; als Theaterstück ist die Arbeit sehr schwach, indessen war es von Lessing eine Heldenthat es zu veröffentlichen, denn er verfocht darin einen hohen sittlichen Grundsatz. Der Gang ist kurz folgender: Der Held des Stückes hat sich durch günstigen Zufall einer adeligen Familie sehr verpflichtet, welche nun ihrerseits sich gern dankbar erweisen will. Er stößt alle ihre Annäherungsversuche indessen mit Entschiedenheit zurück und will ihre Besitzungen ganz verlassen, während sie im Gegentheil bestrebt ist ihn zu halten. Auch seinen Namen weigert er sich zu nennen, und alles dies aus dem Grunde, weil er ein Jude ist. Eine Thatsache, die Lessing übrigens mit großer Feinheit verborgen hält, bis des Helden edler Charakter das Publikum für sich gewonnen hat. Der Gipfelpunkt ist die Scene, wo der „Reisende,“ unter welchem unbestimmten Titel der Jude auftritt, das schreckliche Geständniß seiner Glaubensangehörigkeit ablegt: er ist ein gesellschaftlich Geächteter, den keine christliche Familie unter sich wird dulden wollen, wenn auch er ihr Wohlthäter ist. — „Aber die Juden würden zu achten sein, wenn sie alle Ihnen glichen“, ruft der Baron aus, beschämt über

die Zurechtweisung, welche er bekommen, eine Lehre die der Dichter seinem Volke, vom König herab bis zum Bettler gab. — Die Kritik kam dem Stück mit dem Urtheil entgegen, daß der Held ein Jude sei, wie ihn der Dichter sich vorgestellt, und daß Lessings Gemälde wahrer, die Lehre eindringlicher gewesen sein würde, wenn er gezeigt hätte, wie, und daß die Behandlung, welche den Juden von den Christen zu Theil würde, genugsam geeignet sei, dieselben zu verbittern und zu verderben, so daß also die Christen für die Laster der Getretenen verantwortlich zu machen seien.

Durch den „Freigeist“ wollte Lessing ohne Zweifel das Versprechen einlösen, welches er seinem Vater gegeben, daß er nämlich ein Lustspiel schreiben wolle, welches die Theologen nicht nur lesen, sondern auch rühmen würden. Der Held ist ein ziemlich einseitiger, verrannter, junger Mann, welcher der Ansicht huldigt, die theologischen Formen und Dogmen hätten durchaus keine Berechtigung und keinen Nutzen, eine Einseitigkeit, die um so stärker und ungereimter hervortritt, da er ein Mädchen liebt, das streng am Glauben festhält und, mit deren freidenkender Schwester er zu seinem Leidwesen verlobt ist. Dieses Vorurtheil widerlegt ihm ein würdiger, junger Geistlicher, der Verlobte seiner zukünftigen Schwägerin (der heimlich von ihm geliebten

zweiten Tochter des Hauses), die Schwester seiner Braut. Er überzeugt den blind und urtheilslos ergebenen Freigeist ganz gegen dessen eigenen Willen durch selbstlose Herzensgüte und persönliche Geradheit, daß ein Geistlicher darum noch kein Pharisäer zu sein braucht. Die Liebesgeschichte ist schwach; hätte Kupido sie wirklich ersonnen, so wäre sie gewiß besser geworden. Die beiden Liebespaare irren sich nämlich in ihren Gefühlen, sodaß eine höchst seltsame Kreuzung entsteht. Man merkt zu sehr, daß die Verwickelung Absicht ist, daß sie nur herbeigeführt, um den Freigeist zuletzt zu überwinden.

Das Studium des englischen Drama, welches Lessing mit Nicolai betrieb, belebte das Interesse für die Bühne, welches eine Zeit lang geschlummert hatte, von neuem. Allerdings ließen die gesellschaftlichen Zerstreuungen und literarischen Ansprüche der großen Stadt ihn nicht zu der Sammlung kommen, wie sie für eigenes Schaffen erforderlich war, und er zog sich daher zu Anfang des Winters 1755 auf acht Wochen nach Potsdam zurück, wo er das Trauerspiel „Miß Sara Sampson" schrieb. Die Arbeit bezeichnet einen Abschnitt nicht nur in Lessings Schriften, sondern überhaupt in der Entwickelung der deutschen National-Literatur. — Der Titel, die Namen der Personen, wie auch der Schauplatz

bekunden deutlich die Quelle, aus welcher er geschöpft. Es ist ein deutsches Drama nach englischem Muster, denn er lehnte sich an den Familienroman „Clarissa Harlowe" und ein Drama von Lillo: „der Kaufmann von London".

Lillo's Dramen vertreten eine besondere Gattung, die man mit dem Namen „bürgerliche Tragödie" belegt; und Lillo selbst verhalf der Neuerung zu ihrem Recht, indem er den Grundsatz vertrat: „Leidenschaften zu erregen, um auf diese Weise die in sich selbst oder durch Uebermaß strafwürdigen zu bessern, müsse Ziel und Zweck des Drama sein." Wenn nur die Könige und Fürsten für die Folgen ihrer lasterhaften Leidenschaften und Schwächen, die ihnen oder anderen zum Unglück ausschlagen, verantwortlich seien, erörtert er, so daß also nur sie durch sittliche Konflikte zur Reinigung und Klärung ihrer besserungsbedürftigen Natur durchzudringen vermöchten, so würde dies ein guter Grund sein, die Charaktere zu einer Tragödie nur aus den Reihen derer zu entnehmen, die auf den Höhen der Menschheit wandeln. Die Dramen des Lillo sowie die dadurch hervorgerufenen Nachahmungen, erregten außerhalb seines Vaterlandes, besonders in Deutschland, wo die Klassenunterschiede noch viel schärfer hervortraten, allgemeines Aufsehen. Lessing fühlte sich natürlich von der bedeutsamen Neuerung stark angezogen und er fand die

Gelegenheit günstig, Aristoteles' Ansicht über Zweck und Ziel der Tragödie zu prüfen. — Danach soll ja die Tragödie unsere Leidenschaften vermittelst der Furcht und des Mitleids reinigen und bessern. Aber er fragte sich nun, ob diese Idee nothwendig erfordere, daß die Helden des Drama den höchsten Klassen angehören müssen, mit anderen Worten, ob wir nur für diejenigen Theilnahme empfinden können, welche außer dem Gesetz stehen. — Bei den Alten traten bedingt durch die gesammten Lebensverhältnisse in der Tragödie nur Heroen auf, weil diese das Größte zu dulden und zu thun vermochten. —

„An sich hängt die Tragödie ab von der Darstellung gewaltiger Leidenschaften, durch welche ein außergewöhnliches Schicksal herbeigeführt wird. Handlungen aber, die von Königen und Heroen begangen, unser Mitleid erregen, fallen, wenn andere unter dem Gesetz stehende Sterbliche sich derselben schuldig machen, dem Urtheil der rächenden Themis anheim, so daß also die Strafe des Richters und der Gesetzesparagraph an die Stelle des Kampfes mit dem gewaltigen Schicksal und der Arbeit sittlicher Selbstläuterung treten; der geistige und sittliche Konflikt wird ein thatsächlicher Widerspruch gegen die bestehenden Gesetze, und somit nähert sich die bürgerliche Tragödie bedenklich dem Abgrund der Platt-

heit; ja sie sinkt zum Beispiel bei Lillo so in das Gebiet der Strafpolizei, daß Rad und Galgen am Ende die Lösung des Konfliktes übernehmen. —

Um dieses zu vermeiden, muß das sogenannte Familiendrama die rein menschlichen Leidenschaften zum Vorwurf haben und Verhältnisse berühren, welche der Klasse von Menschen, in denen es sich bewegt, eigenthümlich und angepaßt sind, so daß freier Spielraum für die verderbenschwangere Handlung geschaffen wird. Wenn diese Bedingungen keine großartigen, tragischen Katastrophen ergeben, so entsprechen sie doch Aristoteles' Forderung, daß die Tragödie unser Mitleid und unsere Furcht erregen sollen, vollständig, während sie zugleich natürlicher sind und ihre Wirkung auf das Gemüth der Zuschauer nicht verfehlen. — So vertheidigt Lessing seine nach Aristoteles gewonnene Ansicht, und damit das bürgerliche Trauerspiel, das er stofflich ganz neu aufbaute und aus dem Bereich der Kriminalpolizei, wo ihm so bedenkliche Gefahren drohten, in die Tiefe der Menschenbrust führte, in die rein menschlichen Seelenzustände, so ganz neue Konflikte eröffnend, so dem Kampf um jene sittliche Läuterung Raum schaffend für alle der Leidenschaft und dem Streit mit dem eigenen Gewissen unterworfenen Menschenkinder.

„Die Namen von Fürsten und Helden," sagt er,

„können einem Stücke Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfter ihre Unfälle wichtiger so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darin verwickelt werden; unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen."

Wie weit Lessing mit seiner Behauptung in Betreff dieses Zweckes der Tragödie einen allgemein gültigen Satz aufstellte, steht dahin; es erscheint fast wie eine Einseitigkeit, daß er dem damals so sehr in Aufnahme kommenden bürgerlichen Drama eine so bedeutsame Stelle einräumte. Jedenfalls öffnete er auch hier eine neue Bahn, auf der die Poesie sich zur endlichen Erreichung des höchsten Ziels tummeln und üben konnte. —

Die Geschichte des „George Barnwell", des Helden in Lillo's vorhin erwähntem Drama, ist die eines Londoner Handelsdieners, der verführt durch die Lockungen eines verworfenen Weibes und seinen eigenen

Leidenschaften unterliegend, Unterschleife macht, einen Mord und andere Verbrechen begeht und dafür an den Galgen kommt. Die Hinrichtung bildet den Schlußeffekt der Scenerie. — Diese starke Erinnerung an Newgate vermeidet Lessing mit richtigem Takt und wählt Konflikte für seine Tragödie, die mit dem Kriminalgericht nichts zu schaffen haben. —

Mellefort, der Held der „Sara", ist ein junger Wüstling, mit sehr schwankendem und unentschlossenem Charakter. Gleich seinem Vorbild Lovelace fühlt er eine große Abneigung gegen die Bande der Ehe. Nichts desto weniger empfindet er indessen nach manchem Liebesabenteuer, unter denen das letzte mit seinen Folgen ihn noch wider seinen Willen hält, eine wahre Liebe für die Heldin des Trauerspiels „Sara Sampson", eine hochromantische und selbstquälerische Clarissa. Sie entflieht mit ihrem Geliebten, denn sie glaubt seinen Betheuerungen, daß er die Heirath nur einer baldigen Erbschaft und daran geknüpften Heirathsklausel wegen verschiebe. Seine „alte Geliebte", eine junge Wittwe Marwood, hat indessen seinen Aufenthaltsort ermittelt und ist ihm mit ihrer Tochter, dem Pfand ihres Liebesverhältnisses, gefolgt. Sie ist die Kopie von einer der Figuren des Lillo, ein weiblicher Teufel, voll um so maßloserer Leidenschaft, als sie nicht hoffen kann,

Mellefort einen Nachfolger geben zu können. — Sie hat zunächst Sara's Vater, der seine entflohene Tochter sucht, auf die rechte Spur geholfen, und als dieser Racheplan an der Liebe des Vaters und dem gutmüthigen Charakter desselben scheitert, ja als sie über den Geliebten nicht die alte Herrschaft wieder zu erringen vermag, sucht sie in die Nähe der glücklichen Nebenbuhlerin zu kommen. Nachdem die List gelungen, stellt sie sich selbst und ihr Verhältniß zu Mellefort in leidenschaftlicher Scene so beleidigend für Sara dar, daß diese in Ohnmacht fällt. Nun gelingt es ihr dem um die Kranke bemühten Kammermädchen Gift in die Hand zu spielen, und so die verhaßte Nebenbuhlerin zu tödten. Als die Wirkungen des Giftes sich fühlbar machen, trifft der Vater bei der Tochter ein, ihr seine Verzeihung und seinen Segen zu bringen. Mellefort tödtet sich an der Leiche. Sara verzeiht sterbend der Marwood und sucht sie vor der Rache ihres Vaters zu schützen, dem sie die Sorge für die Tochter ihres Geliebten als Vermächtniß hinterläßt. Das Stück, welches heute nur noch des literarhistorischen Interesses wegen gelesen wird, fehlt durch Länge der Dialoge und langweilige Breite des Stils, der uns in seiner oft unnatürlichen Deklamation und weichlichen Rührseligkeit recht frostig anklingt. — Die Reden der Tochter sind so voll selbst=

quälerischer Sophismen, wie die Gespräche der Marwood oft statt leidenschaftlich zu sein, roh ausfallen. — Die Katastrophe ist in sofern zu tadeln, als Marwood, die Personifikation des bösen Prinzips, an Stelle der poetischen Gerechtigkeit tritt, wobei sie selbst aller Strafe entgeht. Die Sara erscheint fast ein Opfer der in Lessing treibenden und wogenden Anschauung über das „tragische Mitleiden". Trotz alledem aber machte das Drama großartigen Eindruck, denn der darin ausgesprochene Zweck der Tragödie führte im Allgemeinen die Umwälzung des Bestehenden praktisch in die Gemüther und Geister der Menge ein. Dazu war es, wie Lessings früheren Erstlingsdramen, in Prosa geschrieben, eine ungeheure Neuerung, womit er die Fesseln der französischen Schule für Alle verständlich abwarf. Es war damit eine neue und so viel natürlichere Form für das Drama geschaffen, der Alexandriner, die unbequemen Stelzen wurden in den Winkel geworfen, wohin derartige Krücken bei gesunden Verhältnissen gehören.

Den Werth, welchen Lessing selbst der „Sara" beilegte, kann man an dem Umstande ermessen, daß er die für damalige Zeiten ebenso beschwerliche wie kostbare Reise nach Frankfurt a. O. unternahm, um die erste Aufführung selbst zu leiten, welche im Juli 1755 stattfand. Ramler schrieb an Gleim: „Lessings Trauer-

spiel ist in Frankfurt aufgeführt und die Zuschauer lauschten drei und eine halbe Stunde, still und regungslos dasitzend und in Thränen zerfließend." — Ein junger Engländer, welcher der Aufführung beiwohnte, wettete fünfzig Pfund, daß es eine Uebersetzung sei, und daß er den Beweis liefern und das Original von England kommen lassen würde.

Der in dem Stücke waltende demokratische Zug entging Göthes Scharfblick nicht, und er zählte es zu der Art von Dramen, welche den sittlichen Werth des mittleren und unteren Standes zur Anschauung zu bringen dienten. Man zeigte dem dritten Stand seine Lebensschicksale und sein inneres Wesen, so daß er nun seiner selbst bewußt wurde und an Selbstschätzung gewann. Göthe sprach die Ansicht aus, daß dieses Auflehnen gegen Fürsten und Könige als die bevorzugten Helden der Tragödie, wie die Poesie es jetzt zeigte, der politischen Revolution, welche bald darauf die Throne der Monarchen stürzte und Freiheit und Gleichheit zu etwas mehr als leeren Worten machte, gewissermaßen vorangegangen sei.

Der mit diesem Trauerspiel errungene Erfolg, die dadurch neu angeknüpfte unmittelbare Verbindung mit Schauspielern, der Umstand ferner, daß Brückner sich einer Gesellschaft in Leipzig angeschlossen hatte, dazu

endlich der lebhafte Wunsch, mit Freunden zusammen zu leben, welche sein Interesse für die Bühne theilten, Alles dieses veranlaßte Lessing, Berlin wieder einmal ganz plötzlich zu verlassen. —

Er verschwand also eines Tages ohne Lebewohl, und im Oktober 1755 kündigte die „Vossische Zeitung" seine Uebersiedelung nach Leipzig an. —

Siebentes Kapitel.

Im alten Quartier zu Leipzig.

1755—1758. 26.—29. Lebensjahr.

> Vorwärts zu streben ist ein Naturgesetz; man darf heute weder dem Einzelnen noch ganzen Völkern gleich Kindern heischen: „Sitze still, und schone Deine Schuhe.“
>
> Bulwer, The Caxtons.

Leipzig war zu dieser Zeit die einzige Stadt, welche sich rühmen konnte, ein ständiges Theater zu besitzen, und dabei ein Publikum in seinen Mauern barg, welches fähig war, ein verständnißvolles Interesse an dem nationalen Drama zu nehmen. Lessing war sofort wieder in dem Kreise der Schauspieler heimisch. Er traf zudem auch einige alte Bekannte und lebte unter ihnen, wie einst in seinen Studentenjahren. Mendelssohn, mit dem er in lebhaftem Briefwechsel stand, neckte ihn wegen seiner Parteilichkeit für die Schauspieler, mit denen er nicht in der Weise verkehren könnte, obgleich er sonst in Bezug auf den Werth des Drama vollkommen mit Lessing übereinstimmte. Er tröstete sich mit dem Ge-

danken, daß diese „Laune eine vorübergehende sein werde." Seine Briefe sind überaus liebevoll und hingebend. Er vermißt seinen „starken Freund" schmerzlich. Nie hat er so viele Bekanntschaften gemacht als seit der Zeit, da Lessing Berlin verlassen, und nie ist es ihm so schwer gefallen, seine müssigen Stunden auszufüllen.

Lessing bittet ihn, Nicolai fleißig zu besuchen. — „Sehen Sie Nicolai oft?" fragt er. „Wenn ich hören werde, daß zwei so gute Freunde von mir, die ich in Berlin zurückgelassen, nun auch Freunde und zwar vertraute Freunde werden, so werde ich das erfahren, was ich zum Nutzen Beider wünsche." — Zu Zeiten schreibt er ihnen gemeinsame Briefe, doch er bleibt taub gegen ihre Bitten, nach Berlin zurückzukehren. Verbindung mit der Bühne war wieder einmal Nothwendigkeit für ihn. Er nahm seine freundschaftlichen Beziehungen zu Weiße wieder auf. Dieser hatte ein neues Stück veröffentlicht, welches ebenfalls englischen Quellen entlehnt war. Auch die Sara Sampson hatte er für die Leipziger Bühne aufgenommen. Nicht lange, nachdem Lessing in diesem dramatischen Zirkel wieder heimisch geworden, fielen ihm Goldoni's Komödien in die Hände, und er fühlte sich lebhaft davon angezogen, da der Inhalt derselben dem vollen Leben in seiner täglichen Gestalt ent-

nommen war. Er studirte sie auf das gründlichste, um sie in seiner „Theatralischen Bibliothek“ zu benutzen. Das eine derselben „L'Erede Fortunata“ wollte er umschreiben; ja bis Ostern des kommenden Jahres gedachte er fünf neue Lustspiele zu vollenden, die dann, wie er Mendelssohn versprach, für eine Zeitlang die letzten sein sollten. — Jedoch das Vornehmen blieb ein Plan. „Ich muß die erste Glühhitze der Inspiration benutzen,“ gestand er selbst, „sonst werden meine Ideen durch neukommende verwischt.“ — Wie er nun einmal war, trat das Leben in jeglicher Gestalt interessant an ihn heran, aber es war dabei eine nothwendig sich ergebende Folge, daß er den lebhaftesten Wunsch empfand, sich in immer weiteren und den weitesten Kreisen zu bewegen, ja der Wunsch steigerte sich zum Verlangen, zur Sehnsucht. —

Mendelssohn, dessen ruhige Natur der äußeren Berührung mit Menschen nicht so sehr bedurfte, hatte ihn stets abzuhalten gesucht, sich in den vollen Strom zu stürzen. Aber seine Vorstellungen konnten Lessings Sehnen nach Reisen nicht beschwichtigen, ein Sehnen das man kennen muß, um es richtig würdigen und begreifen zu können. Jetzt ließ er sich weder durch Stellung noch durch sonstige Verhältnisse mehr halten. — Er war ja jung, frei, stark; und als er deshalb hörte, daß ein junger Kaufmann in Leipzig bei Weiße wegen

eines Reisegefährten nachgefragt hatte, nahm er die Stelle ohne Zögern an.

„Ich muß Berlin in einer glücklichen Stunde verlassen haben,“ schrieb er am 8. Dezember 1755 in der Freude seines Herzens an Mendelssohn, „ich werde reisen! Aber nicht als Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so angenehm und nützlich zu machen, als ich sie mir selbst nur werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ungefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Willen er sich richten müßte. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereiset sein.“ —

Zwar empfand er es unangenehm, daß sein Gefährte mit seiner Reise die „übliche, große Tour“ unternahm, auf welcher es dem Reisenden wahrscheinlich zumeist darauf ankam, recht vieler Herren Länder zu durchfahren, wo dann Küchen und Keller der „Fremde“ mit größerer Sorgfalt studirt werden würden, als Land und Leute selbst. Aber Lessing zweifelte nicht, daß er doch wirklichen Nutzen aus diesen Wanderungen ziehen würde, und

daneben hatte er den Vortheil, daß er durch das Reiseleben gezwungen war, seine übermäßig anstrengende Lebensweise, wie er sie bei seinen literarischen Arbeiten geführt, einmal einzustellen und sich zu erholen. — Die Reise sollte um Ostern 1756 angetreten werden. Lessing war so davon eingenommen, daß er ohne die größte Sorgfalt eines Freundes den Kontrakt, nach welchem ihm Winkler dreihundert Thaler zahlen und alle Unkosten tragen sollte, wohl nicht abgeschlossen haben würde. Da die Abreise noch nicht festgestellt war, und Lessing sich ein wenig vorzubereiten wünschte, so begab er sich nach Dresden, die dortigen Kunstsammlungen zu sehen und zu studiren. Hier traf er ganz unerwartet seine Eltern, und die gegenseitige Freude war um so größer und herzlicher, als sie sich in acht ereignißreichen Jahren nicht gesehen hatten. Im Triumph nahmen sie ihn mit heim nach Kamenz, damit die Brüder und die einzige Schwester die Freude theilen und sehen sollten, welch ein stattlicher Mann und feiner Herr ihr Gotthold geworden war. Er blieb einige Wochen bei ihnen und nahm dann seine vorbereitenden Studien in Dresden wieder auf.

Hier lernte er seinen Altersgenossen C. G. Heyne kennen. Derselbe war gleich Lessing ein Schüler von Christ und Ernesti gewesen und hatte darauf die Stelle

eines Famulus bei dem Grafen Brühl eingenommen, in dessen Bibliothek er mit Winkelmann bekannt geworden war. Heyne hatte sich durch die Herausgabe des Tertullian und Epiktet schon einen Namen in der Gelehrtenwelt gemacht; seine eingehenden Kenntnisse des Alterthums müssen Lessing nicht weniger zu Nutzen gekommen sein, als die Rathschläge, welche er von seinem alten Lehrer Christ in Bezug auf Kunst empfing.

Am 10. Mai desselben Jahres reiste er dann mit Winkler ab. Ihr erstes Ziel war Holland, damals das Eldorado für Kultur und Reichthum, welches man bei einer Tour durch Europa nicht unbesucht lassen durfte. Sie verwendeten auf die Reise nach Amsterdam zwei Monate, denn man reiste damals bedachtsamer und gründlicher als heute. Es ist ein bedauerlicher Umstand, daß Lessings Tagebuch aus dieser Zeit verloren gegangen ist. Sein Bruder berichtet, daß er alle Gemäldegallerien, die ihm zugänglich waren, fleißig besuchte und seinen Begleiter veranlaßte, sich eine reiche Sammlung von Kupferstichen zuzulegen. Doch auch seine dramatischen Interessen verlor er nicht aus den Augen. Er schreibt an Nicolai, daß er Bemerkungen über das bürgerliche Drama gemacht, und ihm dieselben senden wolle.

In Hamburg lernte er Konrad Eckhof kennen und knüpfte eine Verbindung mit ihm an, indem er ihm

ein Stück von Weiße in besonderer Bearbeitung zu senden versprach. Aus einem Briefe an den Vater in Kamenz erfahren wir, daß sie, — wenn sie mit den Niederlanden fertig seien, nach England gehen wollen, und daß dies ungefähr im Oktober geschehen werde. Der Plan kam indessen nie zur Ausführung, weil, wie Lessing sagt, der König von Preußen ein zu großer Kriegsheld war. —

Der Friede von 1748 war wenig mehr als ein Waffenstillstand. Im August 1756 brach ja der siebenjährige Krieg aus, und Sachsen war im Umsehen von dem wohlgeübten preußischen Militair besetzt. Es wurden Truppen ausgehoben und Kontributionen eingetrieben. In Leipzig garnisonirten die Brandenburger, und der Kommandeur zeigte Winkler an, daß er in seinem Hause Quartier genommen. Dieser fühlte sich hierüber im höchsten Grade verstimmt, und sie kehrten nach Leipzig zurück. Indessen war die Reise damit noch nicht gänzlich aufgegeben und Lessing blieb vorläufig in Winklers Hause, um die Wiederaufnahme des unterbrochenen, schönen Plans abzuwarten. Es ist begreiflich, daß diese Unterbrechung ihm sehr ungelegen kam, und er um so untröstlicher darüber war, als die politischen Verhältnisse sich derartig gestalteten, daß seine Hoffnungen völlig vernichtet zu werden drohten. —

Der Winter verstrich in Ungewißheit, so daß die Monate für Lessing eine harte Prüfungszeit wurden. Er spricht gegen Mendelssohn darüber und daß, wenn dieses Warten ihm auch kein Geld koste, es ihm doch Zeit, sein einziges und kostbares Eigenthum raube. Sein persönlicher Verkehr mit Winkler wurde auf die Länge immer schwieriger. Schon während ihrer Reise waren sie manchmal an einander gerathen; jetzt, wo der reiche Kaufmann nun den zerrütteten Zustand des Landes aus eigener Anschauung wahrnahm, vergrößerte sich seine Unzufriedenheit mit jedem Tage, und als Lessing seinen Gehalt, oder die für den Fall der nicht ausgeführten Reise ausbedungene Summe forderte, verweigerte Winkler dieselbe. Der Krieg, behauptete er, habe ihren Kontrakt aufgehoben; außerdem fügte er hinzu, koste ihm dieser ungebetene Gast schon Geld genug, und Lessing könne zufrieden sein, daß er in seinem Hause die lange Zeit freie Wohnung und Kost gehabt habe. Danach blieb denn auch die Gelegenheit zu einem offenen Bruch nicht lange aus.

Das Gasthaus, wo sie speisten, wurde nämlich von Kaufleuten besucht, welche ihrer Unzufriedenheit über die Kontributionen der preußischen Truppen vollkommen freien Lauf ließen und sich, wie es den unschuldig Leidenden natürlich ist, in einem bitteren Tone beklagten.

Lessing, der die Kriegskosten nicht mit zu tragen hatte, stand unparteiisch da. Zu argen Schmähungen gegenüber vertheidigte er den König, für dessen Größe er ebenso viel Verständniß wie Bewunderung empfand; ja, er erlaubte sich selbst ab und an, ein Lob über Friedrichs Thaten auszusprechen, welche die Sachsen sehr wenig günstig ansahen. Dazu fühlten die steifen und beschränkten Bürger ihren Aerger über Lessings Ansichten noch vermehrt durch die feine Ironie, mit der er dieselben vorbrachte, und der sie nicht gewachsen waren. Als er aber in unbedachtsamer Weise den Major von Kleist und einige andere preußische Offiziere einlud, an der allgemeinen Tafel Platz zu nehmen, da war Alles geschehen, um die Sache unhaltbar zu machen. —

Die Kaufleute fühlten sich durch die Anwesenheit der preußischen Offiziere sehr beengt, konnten sich nicht mehr so frei unterhalten und blieben in Folge dessen fort. Nun aber beklagte sich die Wirthin bei Winkler, daß sie durch seinen Fehler ihre besten Kunden verloren habe. Winkler, anstatt Lessing aufmerksam zu machen, daß dieser Mangel an Takt ihn in eine unangenehme Lage versetzt habe, schrieb ihm ein Billet, worin er ihm anzeigte, daß er sein Haus noch an demselben Tage verlassen müsse, und sie ferner keinen Verkehr mit einander haben können. — Lessing erhob

eine gerichtliche Klage gegen Winkler, die erst nach sieben Jahren zu seinen Gunsten entschieden wurde; eine Zeit, die bei dem damaligen Gerichtsverfahren immerhin noch kurz genannt werden kann.

Für den Augenblick war er in einer sehr mißlichen Lage, denn er war obdachlos und ohne jegliche Mittel, als ein Parteigänger des Königs von Preußen aus seiner Stellung verjagt, dazu obenein verdächtigt der Verfasser von anonym erschienenen und verbreiteten Flugschriften sowohl gegen die Preußen wie gegen die Sachsen zu sein. — „Eine seltsame Anklage, die entweder beweist, daß ich der unparteiischste Mensch von der Welt bin oder der elendste Sophist.“ — Den Namen eines Patrioten beanspruchte er übrigens auch nicht, d. h. wenigstens nicht den eines Patrioten, welcher vergißt, daß er ebenso gut ein Bürger der ganzen Welt als seines Vaterlandes ist.

Derartige Beschuldigungen vermehrten indessen seine Schwierigkeiten. Wohin sollte er sich nun wenden, um auf's neue Stellung zu bekommen? Das Theater war der Ungunst der Zeiten unterlegen; es blieb nur seine nimmer müde Feder und sein nie besiegter Muth, denn er war ganz auf seinen alten Standpunkt zurückgeschleudert. Mendelssohn bat ihn inständig, doch sein rastloses Streben nach einem wechselvollen Leben aufzugeben und sich ruhig in seinem Gartenhaus nieder-

zulassen, wo er unter lieben Freunden ungestört arbeiten könne. Vergebens — Lessing konnte sich weder festsetzen noch binden. —

Das folgende Jahr (vom Mai 1757 bis Mai 1758) war ein sehr schweres und sorgenvolles für ihn; er hatte kaum soviel von seiner Armuth, daß er von einem Tage zum andern versorgt war; es war die alte Noth wie einst in Berlin, und es gehörte die ganze stolze Tapferkeit eines Lessing dazu, es zu ertragen, ja oft dünkte es auch den Starken zu viel, und dann bemächtigte sich seiner eine vorübergehende Muthlosigkeit. Literarische Brod-Arbeiten, die ergiebigsten die besten, — waren seine einzige Zuflucht; die Feder mußte für die dringendsten Bedürfnisse sorgen, denn die Noth redete ihr gewichtiges Machtwort und brachte die Gedanken zur Ruhe, so gerne sie auch diktirt hätten. „Was wollen Sie?“ erwidert er auf die Vorstellungen seiner Freunde, „es sind die Arbeiten eines, der theils aus Neigung, theils aus Nothwendigkeit Schriftsteller ist. Was soll ich machen? Ich kann nicht studiren, wie ich möchte und auf meine Kosten, also versuche ich es auf Kosten des Publikums zu thun.“ Das ist doch die Sprache eines Mannes, der ehrlich und unentwegt sich durch die Schwierigkeiten des Lebens kämpft und die nutzlose Klage verschmäht.

Er übersetzte verschiedene englische Werke, unter andern Richardsons „Briefe für die Jugend.“ Seine Schwester, welche eine geschworene Feindin aller weltlichen Eitelkeit war, hatte ihn oft gebeten, einmal „eine wirklich ernsthafte Arbeit“ zu liefern, und ihr zu Gefallen begann er die Uebersetzung von W. Laws „Ermunterungen zu einem frommen Leben.“ Die Vollendung übertrug er indessen Weiße, und es läßt sich daraus schließen, daß es nicht die Anziehungskraft auf ihn ausübte, die es vielleicht auf seine Schwester hatte. Mehr nach seinem Geschmacke war Hutchesons „Sittenlehre der Vernunft.“ —

Während er in Uebereinstimmung mit Mendelssohn die Grundlehren dieses Werkes als unbestimmt und schwankend verwarf, legten sie Beide einigen herausgenommenen Theilen großen Werth bei. Die Freunde neigten überhaupt zu der vorherrschenden Gefühlsrichtung der Engländer, aber Lessings praktischer Sinn wendete sie auf das Leben in seiner Alltagsgestalt selbst an. —

Nicolai hatte eine literarische Zeitschrift, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ gegründet, deren Herausgabe des Krieges wegen von Berlin nach Leipzig hatte verlegt werden müssen. Nicolai selbst hatte den Verlag; Lessing leitete die Druck-

angelegenheiten. Die erste Nummer brachte einen Aufsatz über das Trauerspiel, und derselbe wurde die Veranlassung zu einem wichtigen Briefwechsel über dramatische Poesie unter den drei Freunden Lessing, Mendelssohn und Nicolai. Der Erstere gründete seine Erörterungen auf die englische Gefühlsrichtung; und da er seinen eigenen Worten nach, seine Gedanken unter der Feder reif werden ließ, so brachten diese Briefe, welche den Keim der späteren Dramaturgie enthalten, ihm selbst das Wesen und den Zweck des Drama zur größeren Klarheit. — Er berichtigt Nicolai's Auffassung des aristotelischen Grundsatzes, daß die Tragödie die Leidenschaften erregen und bessern soll, da derselbe nach seiner Ansicht von Aristoteles abgegangen war. „Die einzige Leidenschaft, welche die Tragödie rege macht," sagt Lessing, „ist das Mitleid." —

Im Verlauf des Briefwechsels kommt die falsche Uebersetzung des griechischen Wortes φόβος (Phobos) zur Sprache, ein Wort, welches Aristoteles durchgängig gebraucht und welches von Uebersetzern unterschiedlos bald mit „Furcht", bald mit „Schrecken" wiedergegeben war. Nach der Erklärung des Griechen ist φόβος (Phobos) einfach „Furcht", und er sagt, dasjenige erwecke Furcht in uns, was, wenn wir es an anderen sehen, Mitleid erwecke, und alles dasjenige erwecke

Mitleid, was, wenn es uns selbst bevorstehe, Furcht erwecken müsse. Demzufolge kann also die Furcht, nach Aristoteles' Meinung, keine unmittelbare Wirkung des Trauerspiels sein, sie muß weiter nichts als eine reflektirte Idee sein; insofern nämlich durch die Tragödie kein Unglück zur Darstellung kommt, welches uns selbst bevorsteht. —

„Aristoteles würde blos gesagt haben: Das Trauerspiel soll unsere Leidenschaften durch das Mitleid reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie diese Reinigung durch das Mitleiden möglich würde; deswegen setzt er noch die Furcht hinzu, welche er für dieses Mittel hielt. Jenes hat seine Richtigkeit; dieses aber ist falsch. Das Mitleid reinigt unsere Leidenschaften, aber nicht vermittelst der Furcht. Vielmehr geschieht dieses, indem die beschränkte Individualität des Einzelnen sich durch das Mitleid zu dem höheren Bewußtsein der Menschheit erweitert. Die unangenehmen Affekte in der Nachahmung gefallen deswegen, weil sie in uns ähnliche Affekte erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musiker macht mich betrübt, und diese Betrübniß ist mir angenehm, weil ich sie blos als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm ist. Ein Exempel aus der Körperwelt: —

Es ist wohlbekannt, daß wenn man zwei Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu sein. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm sein mag, sondern nur diejenige Berührung die eine gewisse Bebung hervorbringt! Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben, da die andere, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden. Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar einwirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne an einen gewissen Gegenstand dabei zu denken. Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung solcher Affekten an anderen in mir entstehen, verdienen kaum den Namen von Affekten; daher denn auch die Tragödie eigentlich keinen anderen Affekt bei uns rege macht als das Mitleiden."

In den folgenden Briefen führt er dann mit feinstem

Verständniß die Anordnung und richtige Vertheilung des durch die Tragödie zu erregenden Mitleidens aus.

„Wir können nicht lange in einem starken Affekt bleiben und also auch ein starkes Mitleiden nicht lange aushalten. Dieses äußert sich erst in Rührung, dann in Thränen und wird zuletzt unerträgliche Beklemmung, die ein wahrer Dichter vermeiden soll. — Vielmehr vertheilt derselbe das Mitleid durch sein ganzes Trauerspiel, er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen sein kann, so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln, und hier hat dann die Bewunderung als Bewunderung statt." —

Somit ist er bei dem zweiten Hauptpunkt, um den es sich in den Briefen handelt, bei der Bewunderung, über die er besonders gegen Mendelssohn argumentirt. Er verweist auf die gestelzten Stücke des Corneille ꝛc., in denen eine Bewunderung im Superlativ für die Helden gefordert wird. „Ein Seiltänzer wird bewundert, aber nicht bemitleidet. Was macht aber der Dichter aus seinem Helden anders als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn sterben lassen will, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren lassen will, ihn

eine Menge der schönsten Gaskonaden von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herschwatzen läßt? — In dem Verhältniß, wie unsere Bewunderung wächst, nimmt unser Mitleid ab. — Wenn es wahr ist, daß die ganze Kunst der tragischen Dichter auf die sichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, so sage ich, die Bestimmung der Tragödie ist diese: sie soll unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste." —

Auf gleiche Weise verfuhr er mit der Komödie. „Sie soll uns," schreibt er, „zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten der Lächerlichkeit leicht wahrzunehmen. Wer diese Fertigkeit besitzt, wird in seinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden suchen und eben dadurch der wohlgezogenste und gesittetste Mensch werden. Und so ist auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet."

Nicolai, welcher es wohl übernehmen konnte, den Mäcenas zu spielen, eine Neigung, der er sich allerdings in fast gefahrdrohender Weise hingab, setzte jetzt einen Preis für die beste, deutsche Tragödie aus. Lessing wurde zum Preisrichter ernannt.

Joh. Fr. von Cronegk, der bekannte, allzufrüh

verstorbene Dichter gewann den ersten Preis, dessen Zuerkennung er nicht einmal mehr erlebte. Den zweiten Preis bekam Frach Wilh. von Brawe, bekannt in der Literaturgeschichte durch die Einführung des fünffüßigen Jambus in das deutsche Drama. An beiden Dichtungen nahm Lessing das lebhafteste Interesse; Brawe hatte er sogar hülfreichen Beistand geleistet. Auch dieser talentvolle Dichter starb bald, kurze Zeit nachdem er den Preis gewonnen, ein seltsam gleiches Schicksal der beiden Dichter. Lessing bat nun Nicolai, sein Preisausschreiben zu wiederholen, er hatte die Absicht, im Geheimen selbst als Bewerber aufzutreten.

„Es arbeitet hier ein junger Mensch an einem Trauerspiel," schrieb er an Mendelssohn, „welches vielleicht das beste unter allen werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate darauf verwenden könnte;" und an Nicolai fuhr er in dem Tone jener Mystifikation fort: „Mein junger Dichter, von dem ich mir Gutes verspreche, hofft in einigen Monaten fertig zu sein. Sein Sujet ist eine bürgerliche Virginie, der er den Titel Emilia Galotti gegeben." Erst fünfzehn Jahre später vollendete Lessing das jetzt entworfene und im Fluge bearbeitete Stück. Sein Leben in Leipzig war zu zerstreuend für ein derartiges Schaffen!

Neben und trotz allen harten Entbehrungen und

drückenden Verhältnissen gewährte dieses Leben ihm aber doch einige gesellschaftliche Genüsse zur Entschädigung.

Unter den preußischen Offizieren, welche Lessing so unbesonnen in die Gesellschaft der sächsischen Kaufleute eingeführt hatte, befand sich, wie schon bemerkt, Ewald Christian von Kleist, der, getrieben von Begeisterung für Friedrich den Großen, die Poesie, in der er sich schon vortheilhaft hervorgethan, aufgegeben und einen Beruf ergriffen hatte, der seinem Wesen im Grunde widersprach.

Kurz nach seiner Ankunft in Leipzig wurde er krank. Sein Leiden bestand hauptsächlich in Gemüthskrankheit. Zur Hypochondrie geneigt, fühlte er sich schwer bedrückt, daß man ihn in Leipzig zur Beaufsichtigung des Militärhospitals verwendete, anstatt seinem sehnlichsten Wunsch nach aktivem Dienst im Felde zu willfahren. Lessing wußte, daß er ein Freund von Nicolai war, er suchte ihn deshalb auf und sie schlossen bald die innigste Freundschaft. Kleist schrieb an Gleim, daß er seine Genesung der erheiternden und belebenden Unterhaltung mit Lessing verdanke, und daß dieser ihn mit Xenophons Worten aus der Kyropaedie zu trösten pflege: die Tapfersten seien auch immer die Mitleidigsten und Hülfreichsten. Und in der That, wenn Kleist durch diesen Ausspruch auch nicht mit Leipzig versöhnt wurde,

Lessings Umgang und Einfluß that es sicher unendlich viel. — Als Kleist wieder hergestellt war, machten sie häufige Spazierritte zusammen und waren viel bei einander. Weiße und Brawe schlossen sich den schon unzertrennlich gewordenen Freunden an, und bald versammelte sich die kleine, fröhliche Genossenschaft jeden Abend in Kleists Zimmer, mitten in dem Getümmel eines Krieges, der dem deutschen Geist zuerst zum Bewußtsein verhalf, von deutscher Literatur redend. —

Kleist, der vierzehn Jahre älter war als Lessing, trug liebevolle Sorge um des Freundes Zukunft und hätte ihm gar zu gern eine sichere Stellung verschafft. Er sah die Verlegenheit, in welcher Lessing sich befand, nicht nur mit Mitleid an, er half ihm auch wirksam. Ohne seine und Mendelssohns Unterstützung würde es Lessing in dieser bitteren Zeit noch schwerer geworden sein, durchzukommen, da die poetischen Interessen so sehr vor den politischen zurückstehen mußten. Kleist bemühte sich eifrig, eine Anstellung für Lessing zu erhalten, beim Staat, in einer Bibliothek oder Derartiges. Er behauptete, daß der König von Preußen sich gegen einen solchen Verbündeten dankbar erweisen müsse. Aber Friedrich war, wenngleich er mit dem König von Frankreich Krieg führte, nichtsdestoweniger für französische Literatur eingenommen, und es war in seinen

Augen für einen jungen Mann eine schlechte Empfehlung seine Lieblingsliteratur angegriffen zu haben. —

Dazu aber auch hatte er weder Glauben noch Vertrauen zu der deutschen Literatur, deren Geist er nach Gottsched beurtheilte. Diesem hatte er bei seinem Aufenthalt in Leipzig eine Unterredung bewilligt, und ihn bei der Gelegenheit aufgefordert, die Ungefügigkeit der deutschen Sprache dadurch zu vertheidigen und zu rechtfertigen, daß er eine französische Stanze in einfacher, weicher Sprache übertrage.

Nachdem Gottsched den Versuch gemacht, zuckte der königliche Dichter als einzige Antwort verächtlich die Schultern. Gottsched aber beschenkte er mit einer goldenen Tabacksdose und schmeichelte des Dichters übermäßiger Eitelkeit so sehr damit, daß dieser seinen Mißerfolg gar nicht bemerkte. Lessing konnte nicht umhin, dies Vorkommniß in Verse zu bringen. —

In dem bezüglichen Sinngedicht, „im Namen eines gewissen Poeten" rc. sagt er: „die goldene Dose, — denkt nur! denkt! — die König Friedrich mir geschenkt, die war — was das bedeuten muß? — statt voll Dukaten, voll Helleborus."*) Von einem solchen König Hülfe zu erwarten, war ein eitler Wunsch, selbst wenn

*) Die schwarze Nießwurz, im Alterthum als Heilmittel gegen Wahnkrankheiten gebraucht.

Lessing nicht Voltaire angegriffen und die Berliner Akademie beleidigt hätte. „Da sehen Sie einmal, was mir der König für Schaden thut!" schreibt Lessing an Ramler. „Ich und der König von Preußen werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Ich warte nur auf den Frieden, um sie auf die eine oder andere Weise mit ihm abzuthun. Da nur er, Er allein, die Schuld hat, daß ich die Welt nicht gesehen habe, wäre es nicht billig, daß er mir eine Pension gäbe, wobei ich die Welt vergessen könnte? Sie denken, das wird er fein bleiben lassen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünschen . . . . . daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden!" —

Aber Lessing war besser, als er in dem Augenblick, wo er solches wünschte, zu sein schien. Er war der erste, die einzig guten Verse, zu welchen dieser Krieg Veranlassung gegeben und begeistert hatte, zu veröffentlichen. Auf seine Verantwortung ließ er in Nicolai's Zeitung die „Preußischen Kriegslieder eines Grenadiers" erscheinen, deren Verfasser er in Gleim zu finden vermuthete, obgleich die Lieder nicht direkt an ihn gekommen waren. Gleim konnte in seiner Eigenschaft als Domsekretair zu Halberstadt der Dichtkunst sehr viel Zeit widmen. — Seine großherzige Gastfreundschaft und

die liebevolle Theilnahme, mit welcher er strebsame Jünger der Musen beschützte, erwarben ihm den Namen „Vater Gleim". Schon in Berlin war er einmal mit Lessing zusammen getroffen, und sie wurden nun, da sie sich bei einigen flüchtigen Besuchen, welche Gleim bei Kleist abstattete, wiederholt begegneten, genauer bekannt. In ihrer gemeinsamen Verehrung und Bewunderung für den großen König fanden sie sich als Gesinnungsgenossen und so wurden sie bald Freunde. Allerdings hatte Gleim viele Neigungen, welche Lessing nicht theilen konnte, und er hatte auch bis dahin kein großes Gefallen an des Ersteren etwas weinerlichen, süßlichen Dichtungen gefunden, aber der Krieg hatte der Muse desselben zu einem männlicheren Ton verholfen, so daß Lessing seine Anerkennung gern und willig zollte. Er sah, daß diese lyrischen Ergüsse die wesentlichen Anforderungen, die er an Kriegslieder stellte, durchaus befriedigten, daß selbst die Reihenfolge, welche sie innehielten, den Eindruck ihrer Originalität als Kriegslieder erhöhten.

„Denken Sie nur, die Frechheit von den Soldaten Ihres Königs: sie werden bald beanspruchen die besten Verse schreiben zu können, weil sie das Erobern am besten verstehen. Welch grenzenloser Ehrgeiz! Vor einigen Tagen empfing ich von Berlin ein Kriegslied mit der Bemerkung, daß ein gemeiner Soldat der Ver-

fasser desselben sei und daß er für jedes Regiment ein ähnliches zu machen gedenke. Zu denken, daß ein gemeiner Soldat, der ohne Zweifel niemals die Poesie als Kunst betrieben noch ihr seine Zeit gewidmet hat, es wagen konnte so treffliche Verse zu machen!" So berichtete er später in den Literaturbriefen darüber. Die Gedichte machten eben einen sehr günstigen Eindruck auf ihn. Nach Jahresfrist veröffentlichte er sie in gesammelter Form und mit einem Vorwort versehen, in welchem er die Natur der Kriegslieder im Allgemeinen behandelte, ein Aufsatz, zu dessen Abfassung er eine ganze Anzahl von einschlagenden Dichtungen studirt hatte. — Diese hatten ihm zweifelsohne klar gemacht, daß lyrische Gedichte wie überhaupt alle Dichtungen von dem Leben selbst eingegeben werden müssen, daß die geschilderten Gefühle als in Thaten offenbart dargestellt werden und somit individuelle wie nationale Wahrheit besitzen müssen. Er erkannte in Gleim einen modernen Tyrtaeus, den er glücklich gewählt mit den nordischen Skalden und deutschen Sängern verglich, die man damals nach Klopstocks irrthümlichem Vorgang Barden nannte.

Indessen wurde ihm die Stadt Leipzig infolge seiner poetischen Meinung und durch den Umstand, daß er hier dem Kriegsschauplatz so nahe war, mehr und

mehr unerträglich. Er sehnte sich wieder nach Berlin, wo er nicht mehr nöthig haben würde seinen Bekannten die Ansicht, daß trotz alledem und allem der König von Preußen ein großer König sei, flüsternd mitzutheilen. Dazu kam aber auch die Auflösung des freundlichen Freundes- und Bekanntenkreises. Brawe war todt, Weiße konnte ihm auf die Dauer seine beiden Berliner Freunde nicht ersetzen, und als dann zuletzt auch Kleist in's Feld gerufen wurde, riß das letzte Glied der Kette, die ihn an Leipzig fesselte. Beide fühlten die Trennung, die eine ewige werden sollte, tief und schmerzlich.

„Ich habe mich so an Lessing gewöhnt," schreibt Kleist, „und liebe ihn so, daß mir ist, als ob er todt wäre, oder besser, als ob ich ohne ihn halb todt wäre." —

Die Freunde in Berlin begrüßten ihrerseits den Geliebten, Langentbehrten, als er im Mai 1758 seinen Wohnsitz wieder unter ihnen aufschlug, mit heller Freude.

Achtes Kapitel.

Zum dritten Mal in Berlin.

1758—1760. 29—31. Lebensjahr.

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, nie geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitrer Sinn und reine Zwecke,
Nun! man kommt wohl eine Strecke." —
Göthe.

Wiewohl Lessing den Krieg haßte und seine geistige Entwickelung dem Anscheine nach von den politischen Zuständen seiner Zeit unabhängig gediehen war, so sollte dennoch diese militärische Gährung ein wirksamer Faktor in der Geschichte seines Lebens werden. Bei seiner Rückkehr fand er Berlin in einem sehr veränderten Zustande. Durch seine militärischen Heldenthaten erhob der „Parvenu von Brandenburg," wie Friedrich der Große von seinen Feinden genannt wurde, sein kleines Königreich zu der Bedeutsamkeit einer europäischen Großmacht.

Berlin war gleichsam der Brennpunkt, und hier

fielen die Strahlen der Sonne zusammen, welche von dem Schlachtfelde und den darauf erfochtenen Siegen herüber leuchtete, nach der die Blicke der Menge sich staunend wendeten, um dem von hier ausgehenden Einfluß und der Herrschaft, die der junge Großstaat nun schon ausübte, die Ehre der Anerkennung zu gönnen. Lessing hatte in dem Umgange mit Kleist, dem Dichter und Soldaten, diese begeisterte Liebe für die Größe des Vaterlandes in sich aufgenommen. In Berlin fand er in seinen Freunden glühende Verehrer des Königs, und in seiner immer lebendigen und regen Theilnahme stand er bald mitten in der allgemeinen Erregung. Aber er war behutsamer als die andern und hatte ein anderes Ziel dabei im Auge. Er erkannte, daß dieses erwachende Gefühl für nationale Zusammengehörigkeit ein Verständniß für nationale Literatur zu erzeugen im Stande war, aber er sah auch ein, daß dahin zielende Anforderungen zu solcher Zeit ebenso greifbar, klar und nachdrücklich sein müßten als die militärische Energie, durch die sie erweckt waren. Zeitschriften gleich der, welche Nicolai herausgab, mit ihren langgewundenen, philosophischen Untersuchungen mochten für die „Zeiten der gemüthlichen Friedenspfeife“ taugen; die rasche, stürmische, furcht- und hoffnungschwangre Kriegszeit brauchte kräftigeren und kühneren Lesestoff.

Die Frucht dieser Einsicht waren die Literaturbriefe, oder wie ihr Titel lautet: „Briefe die neueste Literatur betreffend.“ — Sie sind als das Manifest eines literarischen Feldzuges anzusehen, und brachten nichts Geringeres hervor, als eine gänzliche Umwälzung auf dem Gebiet der Kritik. Lessing wünschte das keimende Selbstvertrauen seines Volkes zu stärken und den Augias-Stall der deutschen Literatur zu reinigen; er fühlte die Herkuleskraft dazu in sich, er erkannte, daß er der Arbeit gewachsen sei. — Die mit nachsichtsloser Kritik vorgehenden Briefe beunruhigten seine Zeitgenossen zunächst im hohen Grade, nach und nach indessen erzwangen sie sich eine gewisse Achtung, die endlich in bewundernde Anerkennung überging. Sie waren für die Menge geschrieben, nicht für einen abgegrenzten, kleinen Kreis von Gelehrten, auch sollten sie nicht eine regelmäßige Rundschau enthalten. — Es waren ungezwungene Ausflüge in das Bereich der Literatur und ihr ganz besonderes, so bedeutsames Verdienst war der Vorzug, daß sie aufbauender und nicht zerstörender Natur waren.

Lessings Name ist mit dem Titel dieser Literaturbriefe auf das engste verbunden, sodaß es fast befremdlich erscheint und besonders hervorgehoben werden muß, daß seine Theilnahme daran erst nach seinem Tode

festgestellt worden ist. Allerdings vermuthete man alsbald bei ihrem Erscheinen, daß so scharfe Aufsätze nicht ohne die Mitarbeit des streitbarsten Kritikers verfaßt seien, daß also Lessing die Hand dabei im Spiel gehabt habe. Die genaue Kenntniß von dem ganzen Umfang seines Antheils daran und den Briefen, welche wirklich aus seiner Feder geflossen, sowie denjenigen von der Hand Nicolai's und Mendelssohns ist indessen erst in jüngster Zeit endgültig gewonnen. Anonymität war zu jener Zeit an der Tagesordnung, und Lessing hatte bei dieser Gelegenheit vermehrten Grund dieselbe anzunehmen, da er nicht wollte, daß der Eindruck seiner Zeitschrift auch nur durch den Verdacht des Parteigeistes geschwächt werde. Er hatte schon länger ein Blatt zu haben gewünscht, in welchem er seine Ansichten ohne Rückhalt aussprechen konnte. Dieses Mal kam die Gelegenheit von Nicolai. Derselbe war durch den Tod seines Vaters und den seines Bruders Chef der Firma geworden und konnte jetzt also nach seinem Gefallen herausgeben, was er wollte. Indem er daher die Herausgabe des Leipziger Journals ganz in Weiße's Hand legte, nahm er die Absicht auf, eine Zeitschrift für Berlin zu gründen.

An einem Novembertage (1758), war er bei Lessing, sie redeten über die Journale ihrer Zeit und tadelten dieselben wegen der darin herrschenden Partei=

lichkeit und Geschmacklosigkeit. „Wir haben oft erklärt, daß wir schreiben sollten, wie wir sprechen," sagte Nicolai. Der Gedanke gefiel Lessing. Er verfolgte ihn, und das Ende der Unterredung war der Plan, eine Zeitschrift zu gründen, in der man ganz von abstrakter und theoretischer Kritik absehen wollte. Neue Werke sollten mit Freimuth, als ob man sich darüber unterhalte, besprochen werden, und man wollte dieselben nur nach dem nehmen, was sie ausdrücken wollten oder auch wirklich erreicht hatten. Um dieses um so leichter ausführen zu können, wählte man die Form von Briefen. Dieselben sollten in unbestimmten Zwischenräumen erscheinen, je nach den Anforderungen des betreffenden Gegenstandes, und um sie mit dem alle Gemüther bewegenden Krieg in Verbindung zu bringen, waren sie vorgeblich an einen verwundeten Offizier gerichtet, dem sie zur Unterhaltung dienen sollten, dabei seinem Wunsche willfahrend, ihn in Betreff der Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Lessing dachte dabei natürlich an Kleist. Die ersten Briefe sind alle von ihm geschrieben. Später erst, als sein Interesse daran kühler wurde und andere Umstände sich dazwischen schoben, nahmen Nicolai und Mendelssohn den Faden auf, aber immer war es Lessing, welcher sie herausgab und ihnen das Ansehen verlieh, welches sie auch be-

hielten, nachdem er schon lange aufgehört damit in Verbindung zu stehen.

„Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben, aber nicht viel," erzählt er seinem verwundeten Soldaten. Die zwei gefährlichen, mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterland haben aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die in diesem Kriege verdienstvoll bekannt geworden, kann ich Ihnen auch nicht ein einziges Genie nennen. . . . . Es ist eine alte Klage, daß das allzu nahe Geräusch der Waffen die Musen verscheuche. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie ohnehin nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen." So eröffnet er im ersten Briefe die Scene, eine Aussicht, die nicht viel verspricht und bei der er deshalb auch nicht lange verweilen will. Er will lieber die Xenophons und Polybe aufsuchen, die der Krieg geschaffen und den leichten Spuren der noch unter ihnen weilenden Musen nachspüren bis in die glücklicheren Reiche, aus welchen sie den Weg auch zu ihnen

gefunden. Er hatte aber angefangen, und das bedentete um so mehr, als das Unternehmen auf Kritik ausging.

„Wenigstens ist die Gelehrsamkeit als ein Gewerbe unter uns noch in ganz leidlichem Gange," fährt er fort. „Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg." „Uebersetzungen, nichts als Uebersetzungen, und zwar was für welche! Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebersetzungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Ja sie übersetzen mit der größten Unkenntniß der Sprache Schriftsteller, deren Hauptschönheit eben ihr Stil ist." —

Es folgen nun Beispiele. Ein elender Skribifax hat den Pope in Prosa übersetzt, und doch liegt „Pope's großes, wenn auch nicht größtes Verdienst in dem, was wir das Mechanische der Poesie nennen." Ein anderer Uebersetzer hat sich an den Gay gemacht, und dessen feine Satire gänzlich übersehen. „Die guten Leute hatten sicher die besten Absichten, aber diese hinderten sie nicht, zwei englische Dichter zu verderben. Verderben klingt hart," entgegnet Lessing sich selbst, „aber dem Unwillen eines getäuschten Lesers möge ein hartes

Wort zu Gute gehalten werden.“ Solche Verstümmelung verdient mit unnachsichtiger Strenge behandelt zu werden. Es kommt noch einer hinzu, der Bolinbroke in Angriff genommen, und „so viele Zeilen so viele unverzeihliche Fehler.“ —

Dergleichen unerschrockene Bemerkungen fielen gleich Donnerkeilen in die literarische Welt. Die Schriftsteller waren es wohl gewohnt, hier getadelt und dort gelobt zu werden, je nachdem sie ihre besondere Koterie vertraten oder sich derselben entgegenstellten. Eine Kritik wie diese indessen, — eine rein objektive Zergliederung der Verdienste und Unverdienste, eine Anwendung der einzig wahren, auflösenden Kritik im angemessenen Tone sicherer Ueberlegenheit ohne Anmaßung vorgetragen und daneben durch natürlichen Witz, ausgedehnteste Gelehrsamkeit und gediegene Anführungen belebt, belegt — das war eine ganz neue Erscheinung. Es ließen sich wohl einzelne mißbilligende Einwendungen hören, sie erreichten indessen nichts und die Angriffe wurden nur noch schärfer. „Sie haben Recht,“ sagt er in seinem siebenten Briefe auf eine von seinem Korrespondenten vorgeblich gemachte Erwiderung „dergleichen schlechte Uebersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schaden, den sie stiften, ist

unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen, welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolinbrokes bei der Nachwelt machen!"

Vielleicht, fährt er fort, könnte bei einem so allgemeinen Schiffbruch die deutsche Gelehrsamkeit immerhin mit versinken, — aber unsere Weltweisheit, meint er spöttelnd, sei doch nicht zu vergessen. Ja aber auch in den schönen Wissenschaften, fügt er beschwichtigend und berichtigend hinzu, fehle es Deutschland nicht an Männern, die dann an Stelle der großen Ausländer und der noch größeren Alten treten könnten und müßten.

„Klopstock würde Homer, Cramer Pindar, Uz Horaz, Gleim Anakreon, Geßner Theokrit, Wieland Lukrez. — Wieland Lukrez? So geht es, wenn man träumt." Und nun bleibt er bei Wieland stehen, den er ohne Widerrede für einen der schönsten Geister jener Zeit erklärt. Sein Scharfblick hatte längst die bedeutenden natürlichen Anlagen dieses erwählten Geistes selbst zu einer Zeit erkannt, als derselbe sich in den seltsamsten Abirrungen bewegte. — In sieben aufeinander folgenden Briefen läßt Lessing den jugendlichen Idealisten in einem Tone gerechtfertigter Strenge einen Erziehungs=

Kursus durchmachen. Wieland, damals im Alter von dreiundzwanzig Jahren, stand gerade in seiner pietistischen Periode. Ein Gast und Freund Bodmers, schrieb er unter dessen Augen ein Epos: „Der geprüfte Abraham", ein schwaches Produkt dieser seiner Uebergangsperiode und in dem Sinn Bodmers verfertigt, in dessen Zimmer und an dessen Arbeitstisch er sich in die „seraphische" Stimmung hineinschraubte. Wieland machte sich und seinen Namen zu dieser Zeit unliebsam durch sein unwürdiges Benehmen gegen den so natürlichen und liebenswürdigen Dichter Peter Uz, den leichtherzigen Sänger anmuthiger Liebesgedichte, dem er in frömmelndem Eifer Unchristlichkeit und Sittenlosigkeit vorwarf. Er versuchte dabei zu vergessen, daß er vor seinem zwanzigsten Jahre im Rausche einer ersten Liebe, wo sein Herz nicht erlaubte, daß er sich in einem anderen als dem ihm natürlichen Charakter zeigte, ein Gedicht: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt" geschrieben, das ihm, wie Lessing sagte, „auf einem ganz anderen Wege zeigte;" und ihm in jenen Tagen klassischer Vergleichungssucht den Namen eines deutschen Lukrez eingetragen.

Lessing aber hatte es nicht vergessen. Er bewies, daß es Wieland herzlich schlecht anstehe, den Vertheidiger

des Christenthums zu spielen, da er doch nicht immer ein so ausgeprägt christlicher Schriftsteller gewesen sei.

Er will nicht bei den Gerüchten verweilen, die man sich aus Wielands Studienzeit erzählt, denn was geht den Kritiker das Privatleben des Schriftstellers an, aber so viel muß er Herrn Wieland doch in sein unzuverlässiges Gedächtniß zurückrufen, daß man ihm schon den Ehrennamen eines Lukrez gegeben, und daß sein jetziges Verhalten einen entschiedenen Widerspruch gegen jenes Lehrgedicht und die „Moralischen Briefe" bildeten, die beide nichts Christliches enthielten. —

„Die christliche Religion ist bei Herrn Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine." —

Mit der ihm eigenen Gewandtheit, alles, was in seinen Gesichtskreis kam, auf die den Gegenständen angemessenen Verhältnisse herabzudrücken, so daß auch alle Abgeschmacktheiten und Gemeinplätze in richtiger Beurtheilung aus dem Bereich wirklicher Dichtungen verschwinden mußten, wies Lessing nach, daß Wielands Religion nichts sei, als ein ästhetisches Tändeln mit religiösen Empfindungen und seine Erhabenheit nur Affektation. —

Wieland hat sein Lebelang vor Lessing in Furcht

gestanden. Dennoch aber dachte er über seine Bemerkungen nach und ließ sich, so seltsam es lauten mag, von denselben beeinflussen. Wie richtig Lessing diesen flatterhaften Liebling der Musen geschätzt, beweist Wielands nachherige Laufbahn.

Lessing aber gebührt das Verdienst durch seine unnachsichtige und wahre Kritik auch auf dieses Genie bedeutsam eingewirkt zu haben; so ist z. B. Wielands spätere Sprachgewandtheit sicher auf die Kritik zurückzuführen, welche Lessing seinem mit Fremdwörtern verunstalteten Stil gewidmet hat. Auf seine Anregung machte Wieland sich an eine Uebersetzung des Shakespeare, die erste, welche in Deutschland erschien. Und für diese Arbeit erntete er des gefürchteten Kritikers volles Lob. Zur Zeit der Literaturbriefe übte sich Wieland indessen noch recht schülermäßig an dem englischen Drama. —

Im dreiundsechzigsten Briefe fordert Lessing seinen Offizier auf, sich mit ihm zu freuen, daß Wieland die ätherischen Sphären verlassen hat und wieder unter den Menschenkindern wandelt.

Er hat ein Trauerspiel verfaßt: „Lady Johanna Gray." Aber ach, die ernste Wahrheit nöthigt ihn, zu bekennen, daß dies erste Zeichen von Menschlichkeit in dem Seraph ein Plagiat der Tragödie gleichen Namens von dem Engländer Nicholas Rowe ist und

noch dazu ein sehr ungeschicktes Plagiat, in welchem er aus unbegreiflicher Nachlässigkeit in der einen Scene sogar eine Figur vorkommen läßt, die sich gewissermaßen ganz tückisch und wider seinen Willen aus dem Rowe'schen Trauerspiele in seine Arbeit eingeschlichen hat, da er ihr von vornherein keine Rolle hat gönnen wollen, und dieselbe im Personenverzeichniß gar nicht aufgeführt ist. „Wieland hat," sagt Lessing, „einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen." Er will einen Dichter nicht tadeln, wenn er bei seinen Arbeiten sich größere Vorbilder vor Augen stellt, aber es befremdet ihn hier doch das „todte Stillschweigen," welches Wieland in Bezug auf seine Nachahmung beobachtet. Ja, wie sollte auch Wieland wohl die erstaunliche Belesenheit seines Kritikers ahnen, und daß in der europäischen Literatur dem Scharfblick Lessings im Grunde kein Werk entgehen konnte! — Aber er tadelt Wieland in einer Weise, die ihm nur zum Nutzen gereichen, ja sogar zum Lob dienen kann. „Der Mann hat sich lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten; wenn er wieder lange genug wird unter Menschen gewesen sein, so wird er wieder Menschen in ihrer wahren Gestalt erblicken, und die Tugend nicht auf die rührendste Art, sondern in ihren Handlungen und nach dem Leben malen." So

rezensirt er die Charakterzeichnungen Wielands, stets die Lehre an den Tadel knüpfend. —

Unter all' diesen humoristischen Angriffen verliert Lessing nie seine ernsten Zwecke aus den Augen. Diese historische Tragödie bietet ihm eine Gelegenheit, von der Behandlung solcher Themata von Seiten des Dichters zu reden.

„Der Dichter ist Herr über die Geschichte," sagt er und stellt damit einen wichtigen Satz auf.

Er giebt Shakespeare in diesen Literaturbriefen zum ersten Male die Ehre voller und kühner Anerkennung: „Shakespeare ist ein weit größerer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener sie fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, trotzdem er Aristoteles und die Regeln nicht gekannt hat, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich gebahnte Wege wandelt." —

Er versäumt natürlich nicht die sich bietende Gelegenheit, um gegen Gottsched zu Felde zu ziehen. Mendelssohn und Nicolai waren in ihrer „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" als Kunstrichter aufgetreten und hatten Kritiken über Dichtungen 2c. gebracht. Man hatte ihnen Parteilichkeit und Tadel=

sucht vorgeworfen. Lessing gingen sie noch nicht weit genug in diesen ihren Kritiken. „Der Kunstrichter soll nicht bloß gute Leser, er soll gute Schriftsteller bilden," ist sein Grundsatz für die Kritik; mit diesem Maßstab geht er an die Kunstwerke und Dichtungen. —

Die Verfasser dieser Bibliothek hatten gesagt, Niemand werde leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Professor Gottsched zu danken habe.

„Ich bin dieser Niemand," ruft Lessing, „ich leugne es geradezu." —

Er findet die Gründe für diese Behauptung in dem Umstand, daß Gottsched dem deutschen Volke den Geschmack für das französische Drama untergeschoben habe, während er sehr richtig dafür hält, daß die Art der Deutschen, zu denken, weit mehr in Einklang steht mit der der Engländer. „Er (Gottsched) hätte aus unseren alten, dramatischen Stücken merken können, daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Theater zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte." —

Es entging Lessing indessen die Nothwendigkeit, daß an Stelle der rohen Staats- und Heldenaktionen

voller Unsinn, Bombast und Pöbelsinn erst eine künstlich erzeugte, dramatische Periode treten und den Platz der Verkleidungen und Prügeleien, welche die damalige Komödie ausmachten, einnehmen mußte, so daß damit der nationale Geschmack zum Widerspruch aufgerüttelt wurde, um dann dem verwandteren, englischen Drama die Wege zu bahnen. Nur der Umstand, daß Lessing diese so naheliegende Wahrheit übersehen konnte, erklärt seine heftigen Angriffe gegen Gottsched, der allerdings seine großen Verdienste um die deutsche Bühne hat. Aber selbst der klarste Geist steckt zu tief in den hundert und tausend ihn umstrickenden Maschen der lebendigen Gegenwart, so daß er nicht im Stande ist, dem Streben seiner unmittelbaren Zeitgenossen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Daß aber unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben,“ sagt er, „könnte ich mit geringer Mühe beweisen. Nur das bekannteste desselben zu nennen, Doktor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland und ist es zum Theil noch in seinen Doktor Faust!“

„Einer von meinen Freunden,“ erzählt er seinem Korrespondenten, „verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus

mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt."

Es folgt dann ein Akt seines eigenen Entwurfes; denn Lessing beschäftigte sich ganz wie Göthe vom Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn mit diesem Thema. Die Faustsage hat in Deutschland nie des bedeutenden Eindrucks verfehlt, und zu Lessings Zeiten herrschte geradezu eine Faustepidemie, die ihre endliche Lösung in Göthe's unsterblicher Dichtung fand. — Sollte Heine vielleicht Recht haben mit seiner Behauptung, das deutsche Volk halte sich selbst für den gelehrten Doktor Faust, den Spiritualisten, der, nachdem er zuletzt die Unzulänglichkeit des Spiritualismus eingesehen, sich den materiellen Genüssen in die Arme wirft, um das Fleisch in seine Rechte wiedereinzusetzen? —

Wie dem immerhin sein mag, auch Lessing fühlte sich mächtig von dem Stoff angezogen und nahm ihn in zweimaliger Bearbeitung auf. Der Entwurf der einen ist noch vorhanden, die andere indessen verloren gegangen. Vor kurzem glaubte man dieselbe entdeckt zu haben; der Meinung Urtheilsfähiger zufolge zweifelt man aber, da innere Gründe dagegen sprechen, an der Aechtheit.

Die Muse des Grenadiers erfährt in den Briefen Lessings fortgesetzte Gönnerschaft, auch Kleists Gedichte bespricht er in lobender Kritik. Daneben kündigt er

eine armselige Tragödie von Weiße an. So durchstreift er die Auen und Felder der Poesie und streut einem Säemann gleich seine köstlichen und reichen Saatkörner aus zu hundertfältiger Frucht.

„Die Tragödie ist das Werk des reifen Mannesalters, nicht das der Jugend,“ so lautet eine seiner Ansichten, die im Katechismus seiner Kritik zu einem Gebot wird.

„Die Güte eines Werkes beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen und das Werk sowie der Philosoph die Welt betrachten.“ Das ist ein anderer Paragraph seines ästhetischen Gesetzbuches.

In den ersten Gesängen des Messias von Klopstock hatte Lessing mit feinem Ohr dem wahrhaft volksthümlichen Klange gelauscht, der ihm ein Zeichen war, daß dies Epos der Begeisterung und dem innersten Leben der Nation entsprungen war. So hatte er die Dichtung willkommen geheißen und die Fehler milde berührt. Jetzt auch beschäftigt er sich mit einer „verbesserten Auflage“ des Messias. „Veränderungen, die ein Klopstock

in seinen Werken macht, verdienen mit Fleiß studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln."

So geht er an das Epos, die Sprache und den Wohlklang fein in's rechte Licht stellend, Kürzungen, edlere Ausdrücke als wahre Verbesserungen begrüßend, aber auch tadelnd, daß manche Stellen mehreren haben weichen müssen, die er sich alle sorgfältig wieder in sein Exemplar eingetragen. Ja, er beklagt, daß der Dichter Ausdrücke, die einen heidnischen Verstand haben könnten, die aber sattsam geheiligt worden waren, verwiesen hat. Daß, was vorher „Schicksal" hieß, nun „Vorsicht" genannt ist, und daß die „Muse" überall eine „Sängerin Sions" geworden ist.

Schärfer noch verfährt er mit den Oden Klopstocks und der Schweizer, besonders denen des Cramer, — der den „Nordischen Aufseher" herausgab. Hier tadelt er die verderbte, religiöse Philosophie, welche sie verbreiteten, ihr falsches Pathos, ihr gemaltes Feuer. Sie verdankten ihr Dasein viel mehr der theologischen denn der poetischen Begeisterung, und Lessing fordert eine strenge Trennung der beiden Gebiete: Poesie und Religion.

— „Was sagen Sie zu Klopstocks geistlichen

Liedern?" schreibt er an Gleim. „Wenn Sie schlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack." —

Gegen seinen Offizier spricht er sich noch schärfer darüber aus. Klopstocks prächtige Tiraden sind so voll von den Empfindungen des Dichters, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Ein Bewunderer der Klopstock'schen Muse, Basedow, hatte die Oden gedankenreich genannt. „Wenn das gedankenreich ist!" ruft Lessing nach Anführung einer der Oden jener Schule, in denen nur Wörter nach einer regellosen Methode zusammengeschrieben sind, „so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist." Er gesteht gerne zu, daß Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindung gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer versetzt hatte, verschwieg und uns eben nicht mittheilen wollte, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können!" —

Kein Gebiet der zeitgenössischen Literatur ließ er

unberührt, und zugleich unternahm er auch Streifzüge in die Vergangenheit. Mit reicher Beute beladen kehrt er dann heim und rettete Dichter und Dichtungen aus dem Meer der Vergessenheit, um sie zu eigener und seiner Zeitgenossen Freude wieder zu beleben. So wirft er einen Rückblick auf den deutschen Hexameter und findet Veranlassung zu geistreichen Bemerkungen über dieses Versmaß und wie es sich für die verschiedenen Sprachen und Dichtungen eignet. Dabei gedenkt er des deutschen Rabelais, Johannes Fischart, der ein besseres Loos verdiente als kaum dem Namen nach bekannt zu sein. Gerstenbergs anmuthige Dichtungen führt er als Antiken ein, um ihnen eine gute Aufnahme zu sichern, und wo er ihn tadeln muß, bringt sein Gedankengang ihn auf die Volkslieder der Litthauer, von denen er einige sehr glücklich gewählte Proben giebt, um daran wieder die feinste Kritik zu knüpfen.

Schlecht kommt natürlich die geschwätzige Oberflächlichkeit weg; seine Kritik enthüllt deutlich, bis zu welcher Mittelmäßigkeit die deutsche Literatur dadurch herabsunken ist. Er bezahlt diese Erzeugnisse der Ungeschicklichkeit mit einer Münze, die man heute noch als gültig verausgaben könnte.

So giebt er z. B. seinem Korrespondenten Recht, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Um-

kreise der deutschen Literatur am schlechtesten aussehe. „Angebauet zwar ist es genug, aber wie? Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz, gar nicht arbeiten, und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es an Stoff und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen." Ein Lessing entdeckt freilich in jedem Schaden einen Vortheil, und so erkennt er auch hier an, daß die Gelehrten Stoff zu künftiger Sichtung herangetragen haben. Er schildert den zukünftigen Geschichtschreiber im voraus, er findet den wahren Historiographen nur in den Werken, die ein solcher über seine Zeit schreibt, die Gegenwart, deren Geschichte er selbst erlebt, wo er Zeuge war, als solcher auftreten und beanspruchen kann von der Nachwelt als solcher geschätzt zu werden. — Bei solch scharfem Tadel kann er es übrigens um so weniger leiden, daß über sein Volk gering geurtheilt wird, und es verdrießt ihn, in Briefen von Leibniz die Ansicht ausgesprochen zu finden, daß die Deutschen den Franzosen an Intelligenz nachstehen, und daß der einzige nationale Vorzug der Ersteren ihr Fleiß sei.

„Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering

schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe unter ihnen ihre Landsleute so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht abspreche.“ Er hält die Franzosen eben für zu wahrhaft höflich, als daß „diese aus Komplimenten zusammengesetzte Nation,“ wie er sie nennt, sich auf Kosten ihrer Nachbarn mit Komplimenten schmeicheln ließe. —

Wohl giebt er zu, daß die deutsche Literatur sich erst in dem Zustande der Entwickelung befinde, daß auch noch einige Zeit vergehen werde, ehe Deutschland sich wirklicher Meisterwerke rühmen könne, besonders in der höheren Dichtung, aber eben deshalb müsse man die Schriftsteller und Dichter und durch sie das Volk ermuthigen und stärken. Aus diesem Grunde begrüßt er das Talent, wo er es findet, sucht sein Streben zu fördern, aber auch sein Irren zu berichtigen. In diesem Sinne rezensirt und kritisirt er die Uebersetzer und Selbstarbeiter.

Vor allem aber richtet er seine schärfsten Waffen gegen die verschrobene, übersinnliche und himmelnde Frömmelei, den geistigen Hochmuth der Klopstockianer und besonders gegen die unter ihrer Aufsicht erscheinende Zeitschrift, der „Nordische Aufseher,“ in der sie sich zu den Sittenrichtern des ganzen Volkes aufwarfen.

„Sie sollen befriedigt werden!“ schreibt er im achtundvierzigsten Briefe seinem Offizier. „Die großen Lobsprüche, welche der Nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizet. Ich habe sie gelesen.“

Dieser „Nordische Aufseher“ versuchte eine Stufe über der Durchschnittszahl derartiger Blätter zu stehen, aber er stand noch eine Stufe darunter. Die Herausgeber, Klopstock, Basedow und Cramer, wollten dem Volke durch ihre Aufsätze und Dichtungen ein eigenartiges, christliches Empfinden einflößen; es rauschte in den Blättern ein andachtsvoller, frommeifriger Ton, der kein Ende nahm und vielleicht eben dadurch die rechte Stimmung hervorbringen sollte. Die Zeitschrift wollte eine literarische sein, aber die darin geübte Kritik war nur die Dienerin der Religion. Nach den Ansichten der frommen Führer mußte die Poesie nothwendig „die Zofe des Fleisches“ sein, und daher machten sie aus der Kritik eine Inquisition. Sie stellten den Satz, „Rechtschaffenheit ohne Religion sei ein Widerspruch,“ im Wortlaut allerdings als eine unwiderlegliche Behauptung auf, aber sie bewiesen ihn durch nichts als durch ihren entschiedenen Ton. —

Das aber ist Lessing zu arg. Nun deckt er die ganze Verwirrung der Begriffe und Ideen auf, legt

die Sophistik bloß, welche der ganzen Ansammlung von Wort- und Satzgefügen zu Grunde liegt, und stellt die Behauptung auf, daß diese nordischen Aufseher getrieben durch ihre poetisch-religiösen Extravaganzen sich gegen Vernunft und Menschlichkeit versündigen. Selbst vom theologischen Standpunkt können ihre Beweisführungen eine Prüfung nicht bestehen; sie bemühen sich die Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit zu einem milden dritten Etwas zu verschmelzen, aber was sie gewinnen, ist eine geschmacklose, schale Metaphysik. Der „Nordische Aufseher“ hatte angenommen, daß man in drei Arten über Gott denken könne, und diejenige für die rechte erklärt, der zufolge man so von dem, was die Seele denke, erfüllt sei, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung des Denkens in eine solche Bewegung versetzt seien, daß sie zugleich und zu einem Endzweck wirkten; sodaß man sich nicht enthalten könne, sein Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; und daß man mit der allertiefften Unterwerfung eine Liebe verbinde, die mit völliger Zuversicht glaube, daß der Christ Gott lieben könne und lieben dürfe. „Hat der Verfasser damit etwas Neues gesagt?“ fragt Lessing. „Ja, wirklich, es liegt etwas Neues darin. Dieses nämlich, daß er das denken heißt, was andere ehrliche Leute empfinden

heißen. Diese Art zu denken ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen." „Die Wahrheit läßt sich nicht im Taumel unserer Empfindungen haschen!" rief er dem in seiner Ekstase verwirrten und nach dem Rezept des „Nordischen Aufsehers" seine geistigen Kräfte vertheilenden Denker zu, weil dieser behauptete, daß wofern man im Stande wäre, aus dem Gedränge der fortgesetzten Gedanken (womit er natürlich die aus jenem obenerwähnten Denkprozeß hervorgegangenen Empfindungen meinte) einige mit Kaltsinn herauszunehmen und sie in kurze Sätze zu bringen, ein Fülle von neuen Wahrheiten über Gott darunter sein würden. Diese Art zu denken, hält Lessing für die wahre Quelle aller fanatischen und enthusiastischen Schwärmerei. „Von den alten Dogmen weicht diese anspruchsvolle, neugegossene Theologie ab, aber den Dogmatismus hat sie beibehalten."

Die nordischen Aufseher hielten den Verfasser der Literaturbriefe natürlich für einen Freigeist und einen Juden und blieben bei ihrer Behauptung, daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne. „Vermessene Behauptung!" ruft ihnen Lessing zu, „unter Religion versteht ihr trotz eurer Bemäntelung doch das Wort Glaube, auf welches Alles dabei ankommt." Ja,

Religion und Glaube! das war für Lessing etwas ganz Verschiedenes und er verstand es seinen Gegnern nicht nur theoretisch sondern auch praktisch zu beweisen, daß seine Auffassung die reinere und höhere war.

Die Heftigkeit, mit welcher die Angegriffenen Lessing entgegentraten, reizte diesen nur zu kräftigeren Angriffen. Derartige Polemik war für ihn ja Leben in erhöhter Form. Der Widerspruch spornte ihn zu immer regerer Theilnahme an. Es weht eine kampfesfrische Luft in den Blättern. Sein starkes Selbstbewußtsein, welches nun zur vollen Geltung durchgedrungen war, wirkt geradezu erfrischend: die einzelnen Briefe sind Meisterstücke in den darin vorkommenden unerwarteten, dramatischen Wendungen, die durch einen beißenden Witz noch pikanter werden. Die Vertheidigung der Gegenpartei war beklagenswerth schwach. Sie beschwerten sich über die grausamen und unerhörten Anklagen. — „Ja," antwortet Lessing, indem er seinem Offizier einige Auszüge giebt, „meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen, und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unseren Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde.

Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Nun da! So einen Freund haben Sie!“ — —

Obwohl die Mehrzahl der Schriftsteller, mit denen die Literaturbriefe sich beschäftigen, längst vergessen sind oder nur durch diese Blätter eine Unsterblichkeit erlangt haben, so liest man die Aufsätze der ihnen innewohnenden Jugend und Frische zufolge noch heute mit einem wahren Vergnügen, und sie werden eben ihrer selbst wegen gelesen werden, so lange Lessings Schriften die Nachwelt erfreuen.

Doch dürfen sie noch einen stolzeren Anspruch erheben; durch die Literaturbriefe begründete Lessing die moderne Kritik. Was man bis dahin Kritik nannte, war eine Anwendung allgemeiner Regeln, die man den Mustern des Alterthums entlehnt hatte; Lessing erhob dieselbe zu einer Wissenschaft. Er hatte die Literatur in all ihren einzelnen Fächern gründlich und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch selbst schaffend studirt, sodaß er für seine Behauptungen kritische Beweise und Vorschriften zu bringen im Stande war. Er strebte nach der Darstellung der besonderen Regeln, er suchte den eigentlichen Prozeß nach dem ein selbstthätiges Schaffen vor sich geht, klar zu legen und zu zeigen, wie dasselbe sich durch die Vermittlung des Bewußtseins offenbart. Außerdem

aber zeigte er in diesen Briefen, daß er ein vollendeter Meister der Prosa war, indem er dieselbe zu einer Höhe hinaufführte, die selten erreicht und nie überschritten worden ist. Nicht allein, daß er weniger Fremdwörter anwendete, als seine Zeitgenossen es thaten, er setzte neugebildete deutsche Ausdrücke an ihre Stelle, oder belebte alte, außer Uebung gekommene. Lessings Sprache unterscheidet sich von der seiner Zeitgenossen durch Klarheit, Kraft und Gedrängtheit. Seine Sätze sind kurz, er vermeidet so viel als möglich die Hülfsverben, welche unsere Sprache so schleppend machen. An Stelle des Futurums setzt er das Präsens, zieht das Aktiv allezeit dem Passiv vor und bedient sich häufig der bezeichnenden und vollen Luther'schen Satzgefüge. Einige seiner Fallbiegungen sind jetzt außer Mode, aber sie fallen uns mehr ihrer inneren Eigenthümlichkeit wegen auf, als weil sie veraltet sind. Seine Metaphern und Redefiguren, die er in freister Ungezwungenheit anwendet, sind immer richtig und bezeichnend und da sie oft von auffallender Originalität sind, so erregen sie unwillkürlich größere Aufmerksamkeit. Jeder Satz, sagt ein neuerer Schriftsteller, ist eine Phalanx, in der kein Wort überflüssig ist oder am verkehrten Platze steht.

Mit diesen Briefen war aber Lessings ganze Zeit in Berlin nicht ausgefüllt. Wie Ramler sagt, hatte

er die Hand in zehn Sachen auf einmal und er selbst schreibt an Gleim: „Herr Ramler und ich machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir Alles geschrieben haben. Besonders ich! Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch drei mal so viel Schauspiele zu machen als Lope de Vega.“

Die Studien, welche er zu Gleims Kriegsliedern gemacht, lenkten seine Aufmerksamkeit auf die alte Volkspoesie. Mit dem größten Interesse verweilte er bei dem Dichter Friedrich von Logau, dem feinen Epigrammatiker der ersten schlesischen Schule, und veröffentlichte mit Ramler die Sinngedichte und Zweizeilen dieses alten Meisters. Ramler modernisirte die alte Mundart, aber leider verloren die Epigramme durch diese Einkleidung in modernes Gewand viel von ihrer sinnreichen und originellen Art. Lessing verfaßte zugleich einen Glossar zu der Sammlung und hoffte, daß Andere sich dadurch veranlaßt fühlen würden, ihrerseits alte, von Schriftstellern früherer Zeiten gebrauchte Wörter zu sammeln. — Es war dies ein ganz neues und sehr anerkennenswerthes Unternehmen und der erste systematische Versuch dieser Art. — Auch das Drama verlor er nie aus dem Gesicht. Er übersetzte Diderots „Le père de

famille“ und „Le fils naturel“ sowie dessen Abhandlung „von der dramatischen Dichtkunst.“ Diderot und Lessing waren, und beide ohne gegenseitigen Einfluß, — betreffs geeigneter dramatischer Vorwürfe und der Gesellschaftsklasse, die sich am besten für dramatische Vorstellungen eignet, zu demselben Schlusse gekommen. Sie hielten beide die Ansicht fest, daß bei civilisirten Völkern die Welt am deutlichsten durch den Mittelstand repräsentirt werde, weil die Vertreter desselben bei scharf und bestimmt gesteckten Pflichten sowohl den härtesten Streichen des Schicksals wie dem zu günstigen Geschick entgehen. Lessing preist Diderot als den philosophischsten Kopf von allen, die sich seit Aristoteles' Zeiten mit der Bühne beschäftigt hätten. Es gewährt ihm eine Genugthuung zu denken, daß Diderot in Deutschland vielleicht günstiger aufgenommen werde als in dessen Vaterlande, und daß seine deutschen Landsleute damit wenigstens einmal der Lächerlichkeit entgehen werden, daß sie die französischen Schriftsteller erst schätzen, wenn dieselben in Frankreich schon aus der Mode seien.

Noch einmal lag Pastor Lessing zu dieser Zeit seinen Sohn an, eine feste Stellung zu suchen. Dieser aber hielt auch jetzt nicht mit seiner Abneigung gegen das „offizielle Sklaventhum“, wie er es nannte, zurück,

fügte aber zur Milderung hinzu, daß wenn ihm eine feste Bestallung angeboten würde, er dieselbe nicht ablehnen werde, daß er aber einestheils zu gewissenhaft und anderentheils zu nachlässig und träge sei, um nach dieser Seite hin selbst Schritte zu thun. In Bezug auf seine gesellschaftliche Stellung war ihm Berlin angenehmer als je. Der Montagsklub, dem alle literarischen Kapacitäten dieser Zeit angehörten, zählte ihn unter seinen Mitgliedern. Außerdem hatte er mit seinen nächsten Freunden den Freitagsklub, eine kleinere und gewähltere Gesellschaft. Es öffneten sich ihm die gebildetsten Kreise und mit Nicolai und seinem geliebten Mendelssohn nahm er den alten, innigen Verkehr wieder auf, der ihm so besondere Freude gewährte. Ein gerechtfertigtes Gefallen an seinen eigenen Werken und den errungenen Erfolgen wirkte in günstigster Weise auf sein Gemüth ein. Mit dem zärtlichsten Bedauern gedenkt Mendelssohn stets dieser Jahre, als Lessing Seele und Leben des glücklichen Kreises war und sein heiterer, sprudelnder Witz die Genossenschaft zu lautester Fröhlichkeit anzuregen pflegte.

Lessing hielt jetzt die Zeit für günstig, seine früheren Schriften einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen; er begann mit seinen Fabeln. Die gereimten verwarf er oder brachte sie doch in Prosa. Durch die Arbeit

wurde er zu einer Abhandlung über diese Dichtungsart im Allgemeinen angeregt. Während des 18. Jahrhunderts erfreute sich die Fabel in Deutschland einer besonderen Popularität, welches wohl dem volksthümlichen Geschmack an der Allegorie und der sinnbildlichen Darstellung zuzuschreiben ist. Die Schweizer stritten für ihre Behauptung, daß die Fabel die beiden wesentlichen Bedingungen der Poesie in sich vereine, nämlich das Wunderbare und die Moral in Bezug auf den Menschen. In ihren Augen waren die Fabeln Epopöen im Kleinen. Nicht so in Lessings Augen. Er sah in dieser Erklärung eine jener Verwirrungen der ästhetischen Grenzen, zu deren Berichtigung er sich überall berufen und befähigt hielt. „Das wahre Gedicht ist in sich Selbstzweck, und die lehrende Moral in der Poesie sollte deshalb auf die Fabel beschränkt werden. Ihr Daseinszweck ist die Nützlichkeit.“ —

Er zeigt dann, daß die Handlung in der Fabel von der Handlung im Epos und im Drama durchaus und wesentlich verschieden sei. „Handlung besteht nicht nur dem materiellen Begriff nach in der Bewegung des Körpers oder der Veränderung des Raumes, jeder innere Konflikt der Leidenschaft, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, ist Handlung.“ „Die Handlung im Drama und Epos,“ erklärt er weiter, „muß

außer der Absicht, die der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben, die Fabel braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn der Dichter nur seine belehrende Absicht damit erreicht.“ Er macht einen sorgfältigen Unterschied zwischen allegorischer Handlung und Fabel. De la Motte's Erklärung: daß die Fabel eine unter der Allegorie einer Handlung versteckte Lehre sei, verwirft Lessing gänzlich. Wenn Tarquinius Superbus die Mohnköpfe abschlug, so belehrte er seinen Sohn durch eine allegorische Handlung; nämlich daß er die vornehmsten Gabier hinrichten lassen sollte. Aber eine Fabel war dies nicht. Auch braucht eine Fabel gar keine Allegorie zu sein. Sie wird nur Allegorie, wenn zu dem erdichteten einzelnen Fall ein anderer ähnlicher tritt, der sich wirklich zugetragen hat. In sich selbst ist die Fabel keine Allegorie, da die darin enthaltene moralische Lehre eine allgemeine ist. Die Fabel muß es mit einem einzelnen Fall zu thun haben und zwar so, daß ihre Anwendung ganz klar wird. Je bestimmter der einzelne Fall, desto wirksamer ist die anschauliche Anwendung. Der nur mögliche Fall ist eine Art allgemeiner, denn alles, was möglich ist, ist dieses auf verschiedene Art. Ein einzelner Fall, den ich nur als im Bereich der Möglichkeit liegend betrachte, ist in gewisser

Weise ein allgemeiner und dies schwächt den Eindruck der unmittelbaren Anwendung. Für die Fabel ist die Annahme eines bestimmten Falles erforderlich, weil eine wirkliche Thatsache eher und mehr Grundsätze voraussetzen läßt als eine neu angenommene, mögliche. Somit besitzt jene eine viel stärkere Ueberzeugungskraft in sich. Auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit beruht der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel. Begnüge ich mich an der Möglichkeit des Falls, so habe ich ein Beispiel. Die Gattung dient der Parabel, das Einzelwesen der Fabel. — Ich erzähle z. B. von dem Geschlecht der Affen und gebe eine Parabel, ich nehme ein bestimmtes Individuum heraus und dichte eine Fabel.

Die Erklärungen des Richier, Batteux, Le Bossu und Breitinger widerlegt er und geht zu seiner eigenen Theorie über: „Wenn wir einen allgemeinen, moralischen Satz auf einen besonderen zurückführen, diesem besonderen Fall die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.“ Der Vortheil, Thiere in die Fabel einzuführen, beruht seiner Ansicht nach in unserer Kenntniß von ihrem allgemein bekannten und unveränderlichen Charakter.

Es wäre nicht ungeschickt, menschliche Personen in der Fabel handelnd aufzuführen, wenn ihre besondere Charaktereigenthümlichkeit genügend bestimmt wäre. Es würde aber z. B. der Fabel von den Trauben, „welche sauer sind,“ sehr zum Nachtheil gereichen, wenn an die Stelle des Fuchses ein Mann träte, denn wir würden nicht wissen, an was für eine Art von Menschen wir dabei denken sollten, während der Fuchs sogleich und natürlich den Gedanken an List, Lüsternheit und Falschheit in uns erweckt. Lessing geht noch einen Schritt weiter, den Thieren und anderen geringeren Geschöpfen in der Fabel einen Nutzen zuzuschreiben. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften und das Mitleid. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden; dies kann aber nicht geschehen, wenn die handelnden Personen Menschen, d. h. vollkommenere Wesen sind, für welche unser Mitleid viel mehr wach gerufen wird. —

Nun nimmt Lessing die verschiedenen Fabeln von Aesop, Phädrus und La Fontaine durch. Er rühmt die Klarheit und Kürze der Fabeln des Aesop, die vollendete Präcision seiner Erzählung. Phädrus, sagt Lessing,

dessen Streben dahin gegangen, die Erfindungen des Aesop dadurch zu verbessern, daß er sie in Verse ausbildete, habe den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regeln zu halten, und wo er davon abgekommen sei, scheine ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben. La Fontaine, fährt er dann fort, habe wohl gewußt, und bekenne mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit, daß man die zierliche Präcision und außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es seien dies Eigenschaften, die zu erreichen, ihn seine Sprache zum Theil verhindert habe, und bloß weil er dem Phädrus darin nicht nachahmen könne, habe er geglaubt, daß er als Schadloshaltung die Fabel mehr als jener durch eine gewisse Heiterkeit beleben müsse. — So machte La Fontaine die Fabel zu einem angenehmen, poetischen Zeitvertreib, und zog eine große Zahl von Nachahmern an. Diese jedoch trieben seine Neuerung in's Ungeheuerliche und verdienten in vollem Maße Lessings gerechte, absprechende Kritik, mit der er sie ebenso reichlich bedachte als er La Fontaine's Genie anerkannte.

Lessings eigene Jugendarbeiten auf diesem Gebiet enthielten viele gereimte Fabeln; bei seinem nunmehr

gereifteren Urtheil verwirft er solche Verschönerung des Aesop. La Fontaine's Behandlung des Phrygischen Fabeldichters reizt ihn zu seiner bekannten Fabel von dem Mann, welcher einen trefflichen Bogen von Ebenholz hatte, mit dem er sehr weit und sicher schoß und den er ungemein werth hielt. Einst aber, erzählt die Fabel, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! All deine Zierde ist die Glätte. Schade! — doch dem ist abzuhelfen! fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? — Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst die Zierrathen, mein lieber Bogen!" Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

„Wer hieß den Mann so wie zuvor damit zu schießen?" fragt Lessing in seiner Abhandlung. „Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen und seine Augen daran weiden sollen." Plato, welcher die Dichter alle aus seiner Republik verbannte, dem Aesop aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, würde freilich nunmehr auch dem Aesop, sowie ihn La Fontaine verkleidet hat,

sagen: „Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang!“

Zum Schluß hängt dann Lessing gleichsam als Beispiele für die vorgeschlagenen Reformen, seine eigenen Fabeln an, welche, wie er bescheiden sagt, keine Meisterwerke seien, weil die Kritik und nicht das Genie die Quelle sei, der sie entsprungen. Nichts destoweniger sind dieselben Musterstücke in Bezug auf anmuthige Kürze. Sie zeichnen sich durch feine Beobachtung und tiefe, darin beruhende Wahrheit aus, obwohl sie manchmal ein bischen zu fein und paradox erscheinen, ein zu gewissenhaftes Streben nach unbedingter Neuheit sichtbar wird, welche der für die Fabel nothwendigen Einfachheit Abbruch thut.

Wenn er beabsichtigte, mit dem Aufsatz die übertriebene Vorliebe für diese Dichtungsart zu dämpfen, da dieselbe in der That riesenhafte Ausdehnung anzunehmen drohte, (eine einzige Messe in Leipzig hatte Deutschland mehr Fabeln geliefert, als Frankreich jemals hervorgebracht hatte,) so erreichte er seinen Zweck. Die Fabel mußte von dem bis dahin von ihr behaupteten Postament herabsteigen, und indem sie ihre poetischen Zierrathe verlor, ging ihr ferner die Wichtigkeit ab, welcher sie sich erfreut hatte. —

Von Bodmer wurde Lessing wegen seiner Theorie

über die Fabel in der gröbsten Weise angegriffen, Lessing giebt diese beleidigenden Angriffe in den Literaturbriefen im Einzelnen genau wieder; aber er macht nicht einmal einen Versuch, die von ihm aufgestellte Theorie gegen diese Antastungen zu vertheidigen, wie es überhaupt ein Charakteristikum bei ihm ist, daß er seinen Gegnern bereitwillig das letzte Wort läßt. —

Der von Lessing angeregte Streit über Wesen und Inhalt der Fabel wogt heute noch in den beiden Parteien Gervinus und Grimm fort. Der Letztere spricht Lessings Fabeln jegliches naive Element ab und auch ein neuerer Kritiker, Hertzberg, nennt sie „fast körperlose, geistreiche Diskurse, in welchen die Thiere des Waldes und der Wüste fast ebenso fein und witzig stacheln und repliciren, wie der große Kritiker, welcher sie schuf.“ Grimms Urtheil entspringt wohl aus seiner speziellen Behauptung, daß die Fabel die abgeblaßte Form des Thierepos sei, welche Ansicht er in seiner Begeisterung für die alte germanische Thiersage entschieden aufrecht zu halten sucht, wie unmöglich es gleich scheint.

Die philologischen Studien, welche Lessing für diese Abhandlung zu machen genöthigt war, belebten sein Interesse für die griechischen Dichter auf's neue, und er theilte seinem Vater mit, daß er fleißig an einem größeren Werke über dieselben arbeite. Das

Resultat war eine nicht vollendete Lebensbeschreibung des Sophokles, die er dem Diktionär von Bayle beizugeben gedachte, da dieser den griechischen Dichter übergangen hatte. Warum Lessing die Arbeit aufgab, ist nicht bekannt. Die Biographie ist äußerst gelehrt gehalten; die verbürgten Thatsachen über den Dichter sind in kurzen Sätzen mitgetheilt, die Gründe angegeben, weshalb diese aufgenommen sind, und das Ganze mit Noten versehen. Obgleich dasselbe von genaueren Werken, die sich auf die ausgedehnteren Kenntnisse der Neuzeit gründen, verdrängt ist, so können die Gelehrten dennoch mit Nutzen auf das Lessing'sche Werk zurückgreifen.

Die Sophokleischen Studien waren indeß mehr als ein reiner Zeitvertreib; in Lessings Augen waren sie ein geeignetes Thema neben denen, die er über Shakespeare machte. Schon jetzt zielte er darauf hin, zu beweisen: daß die Behauptung, das französische Trauerspiel sei eine Nachahmung und Uebersetzung der antiken Tragödie, eine eitle Anmaßung wäre. Er wollte der Karrikatur das Urbild entgegenstellen, Sophokles dem Corneille gegenüber halten, den Genius an Stelle der Unnatur zur Anschauung bringen. Und da kritische Ideen und praktische Anwendung derselben in eigenen Schöpfungen immer Hand in Hand bei ihm gingen, so verfaßte er das Drama „Philotas," welches mit jenem

Sophokles=Studium eben so genau verflochten ist, wie mit der Erklärung, die er in seiner Abhandlung über die Fabel von der „Handlung" gibt.

Er war jetzt für Kürze und Knappheit besonders eingenommen, und man kann diese Vorliebe theils dem rascheren Leben zuschreiben, welches durch den Krieg in die allgemeine Lethargie gekommen war, theils seiner engen Verbindung mit Kleist, dessen männlicher Ernst, antike Beschränkung und vornehme Zurückhaltung einen scharfen Gegensatz zu dem damals in Mode stehenden breiten und weichlichen Tone bildete. Wenn Kleists „Frühling" eine schwache Nachahmung der Thomson'schen Sentimentalität verrieth, so war sein „Seneka," den er auf Lessings Anregung schrieb, weit davon entfernt und verdiente das Lob seines Freundes, daß es an Ton und markiger Kürze Sophokles' Stil nahe komme. Zufolge seiner edlen und uneigennützigen Natur übte Kleist auf Lessing mehr als dessen andern Freunde einen bestimmenden Einfluß aus. Auch den „Philotas" schrieb Lessing, um des Freundes Tragödie nachzukommen. Es ist ein einaktiges Drama, ohne Liebesepisode oder sonstiges Abenteuer, dessen ganze Handlung sich um die starksinnige Widerstandsleistung seines Helden dreht. Das Motiv des Stückes ist dasselbe,

welches Plautus in seinen „Gefangenen" behandelt, nur daß hier der Schluß in Tragik ausläuft.

Philotas ein junger Königssohn hat auf seinen heißen Wunsch die Erlaubniß bekommen, trotz seiner großen Jugend in den Kampf ziehen zu dürfen. Zu seinem verzweifelten Schmerz wird er aber schon in der ersten Schlacht gefangen genommen. Gequält von der allergrößten Besorgniß, daß sein Vater Thron, Vaterland und die durch den Krieg errungenen Vortheile opfern möchte, um die Befreiung seines Sohnes zu wagen, faßt er den wahrhaft heroischen Entschluß, einen solchen Schritt durch seinen freiwilligen Tod zu verhindern. Es gelingt ihm sich durch List ein Schwert zu verschaffen, und indem er sich nach Art der antiken Helden hineinstürzt, macht er seinem jungen Leben ein rasches Ende. Die bewegende Triebfeder in diesem Drama ist die „Ehre" und zwar die militärische Ehre; es verkörperte gewissermaßen die Heldengefühle der damaligen Zeit. Man wußte, daß König Friedrich selbst stets Gift bei sich führte, um im entscheidenden Augenblick einer etwaigen Gefangennahme Gebrauch davon zu machen. In seiner tragischen Einfachheit erreicht das Stück die Antike vollständig, und ebenso ist der Umstand, daß die Handlung nicht erst in dem Verlauf des Drama entwickelt, sondern schon von vorn

herein nothwendig gemacht wird und in den Vorbedingungen beruht, ganz antik. Der unbeugsame Trotz des jugendlichen Helden erinnert an Ajax, während die Beimischung eines mehr humorvollen Tones, der den majestätischen Pomp des Stils mildert, Lessings Vertrautheit mit Shakespeare zeigt. Jeder Satz ist ein Epigramm, ein Protest gegen die geschwätzige Deklamation der französischen Tragödie.

Lessing erkannte, daß Nachahmung allein die deutsche Poesie nie verjüngen werde, wenn den Dichtern die Gabe und Kraft fehlte ihre Vorwürfe gleich den Griechen in der nationalen Sage und Geschichte zu finden. Und dieses war der zweite Grund demzufolge er Shakespeare mit seinem modernen und patriotischen Charakter für das richtige Vorbild hielt, während er auf der andern Seite eben so genau wußte, daß, wie Göthe sagt, „der erste Schritt um sich aus der wässrigen, nullen, weitschweifigen Epoche herauszuraffen, nur durch Bestimmtheit, Kürze und Präcision gethan werden könne."

Der „Philotas" erschien anonym. An Gleim schickte Lessing ein Exemplar und gab es für das Werk eines Unbekannten aus. Gleim lobte den Inhalt, aber er tadelte, daß es in Prosa abgefaßt sei, und besaß die lächerliche Anmaßung es in Jamben zu bringen und so in naivster Art als „verbessert" zurück zu schicken.

Lessings Anmerkungen voll feinster Persiflage ließen Gleim indessen bald den wahren Urheber des Drama vermuthen. In seiner Verlegenheit hierüber wußte er sich nicht besser aus dieser Klemme zu helfen, als in der Art der alten Junggesellen. Er schickte nämlich „seinem Lessing“ aus dem Keller des Kanonikats ein Fäßchen Rheinwein, und dieser war gutmüthig genug in keine weiteren Einzelheiten über die Angelegenheit einzugehen. Den erweiterten Philotas ließ er drucken, und seine einzige Rache war, daß er auf Gleims Exemplar statt „versifizirt,“ „verifizirt von dem preußischen Grenadier“ setzen ließ.

Des guten Weines erfreute er sich indessen in einer Sommerwohnung vor Berlin, die er sich gemiethet hatte, um ungestört arbeiten zu können. Als er dem Freunde seinen Dank ausdrückte, bat er denselben indessen ja nicht zu denken, daß er arbeite. Nein, er sitzt unter Büchern vergraben und sein Verlangen nach Studium wächst in dem Maße, wie seine Lust zum Schriftstellern abnimmt. Er ist nie müßiger gewesen, als in dieser Einsiedelei. Wenn's hoch kommt, macht er Pläne zu Tragödien und Komödien, aber sie werden nur in seinem Kopf ausgeführt und er lacht und weint selbst darüber, oder er bildet sich auch ein, daß seine Freunde, deren Billigung er zumeist begehrt, mit ihm

lachen und weinen. Nominell hatte er sich aus dem Stadtleben zurückgezogen, um die neue Auflage seiner Schriften nachzusehen; aber er kam nicht dazu, denn er konnte nicht Herr werden über eine quälende Besorgniß um Kleist, den er im Felde wußte. —

Zu Anfang August (1759) trafen mit mehreren Kurieren, welche sich in kurzen Zwischenräumen folgten, widerstreitende Nachrichten vom Kriegsschauplatze ein, sodaß die Stimmung in der Stadt zwischen hochgehendster Freude oder tiefster Traurigkeit auf- und niederschwankte, bis die zerschmetternde Nachricht von der Niederlage bei Kunersdorf nicht mehr bezweifelt werden konnte. Es verbreitete sich auch das Gerücht, daß der tapfere Kleist verwundet und gefangen genommen sei. Diese Nachricht traf Lessing um so tiefer, als seine schlimmen Befürchtungen ja damit eintrafen, und die langsam nachkommenden Einzelheiten über das Unglück waren nur zu geeignet, seine Besorgniß zu erhöhen.

Kleist hatte in seinem Heldenmuth auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf vorstürmend schon neben mehreren Verletzungen zwei tiefere Wunden empfangen, als er seinen Obersten fallen sah. Der Wunden nicht achtend, übernahm er sofort den Befehl und führte sein Regiment todesmuthig in's Gefecht. Eine Streifkugel riß ihn vom Pferde und zerschmetterte ihm das Bein; mit dem

Ausruf: „Kinder, verlaßt Euren König nicht!“ sank er nieder. In tiefer Ohnmacht der Welt entrückt, wußte er nicht, daß man ihn aus dem Felde trug. Die Leute, welche ihn fortbrachten, wurden in ihrem Samariterdienste von feindlichen Kugeln ereilt; sie fielen neben dem Verwundeten und dieser gerieth, da der Kampfplatz nachher von den Russen behauptet wurde, am späten Abend in die Hände schwärmender Kosaken. Die Barbaren beraubten ihn der Kleider und ließen ihn nackend und entblößt in einem Morast liegen. Von einem menschlich gesinnten Russen befreit und gekleidet, kam er dennoch abermals in die Gewalt der Kosaken, und erst am nächsten Tage ließen ihn einige russische Offiziere voll Mitleid mit seinem Zustande nach Frankfurt an der Oder bringen, wo er in dem Hause eines Professors Nicolai Obdach und Pflege fand.

Lessing traf sogleich Maßregeln, daß der Freund, welcher ihm stets so edelmüthig beigestanden, mit den Mitteln versehen werde, deren er nun selbst so bedürftig war. Er schrieb an seine Frankfurter Bekannten und bat dieselben inständig, sich um den Verwundeten zu kümmern. Somit hörte er, wo derselbe sich befand, und daß noch Hoffnung vorhanden sei.

Die nächste Nachricht meldete jedoch schon den Tod des Tapferen. Lessing konnte, wollte es nicht glauben.

Es müsse ein Irrthum in der Person sein; er wisse, daß es mehrere Majore Kleist gebe, und einer sei ebenfalls verwundet und gefangen genommen. „Dieser wird gestorben sein, nicht unser Kleist.“ — „Unser Kleist ist nicht todt, es kann nicht sein, er lebt noch,“ schreibt er an Gleim. „Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie vor der Zeit nicht betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen.“ Er will sich zu den Feinden wagen und seinen Freund suchen. „Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen?“ — Er kann den Gedanken nicht ausdenken, bricht daher ab. Und doch war die entsetzliche Nachricht nur zu wahr, Kleist war an seinen vernachlässigten Wunden gestorben. —

„Ach, liebster Freund,“ schreibt er wenige Tage darauf an den mittrauernden Gleim, „es ist leider zu wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen

sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie, manchmal verleitet mich der Schmerz auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. — Er hatte schon drei, vier Wunden, warum ging er nicht? Es haben sich Generäle mit wenigern und kleineren Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; er ist versäumt worden! Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben! Ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleist verloren haben, die das jetzt im Stande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit in's Grab genommen, als sich solches Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir und Ramler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen sein Verlangen — Liebster Gleim, das müssen Sie nicht

thun! Das werden Sie nicht thun! Sie empfinden jetzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, gleichviel, was Sie sagen, und wie Sie es sagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich ruhiger sein werde.“ —

Der wilde Schmerz beruhigte sich, aber eine Leere trat in Lessings Leben ein, welche kein anderer Freund auszufüllen vermochte. Er mühte sich seinen Kummer in der Arbeit zu vergessen und die Revision der „Kleinigkeiten“ zu Ende zu bringen. Er arbeitete den Winter hindurch wie kaum zuvor, er war zu angestrengt thätig, da wurde er im Frühling krank. Berlin und das Leben daselbst wurde ihm immer unerträglicher. Der übertriebene Patriotismus, der bis zur Kriecherei ausartete, widerstrebte seiner Natur zu sehr, um ihn nicht zum entschiedenen Widerspruch zu reizen. Die Vergrößerung Preußens begrüßte er mit Freuden als ein Erwachen des nationalen Lebens, aber die übertriebenen und engherzigen Gesinnungen, welche in der Luft schwebten, fanden kein Echo in ihm. Man ließ ihn als „zu sächsisch“ fallen, wie man ihn einst in Leipzig als „zu preußisch“ verurtheilt hatte.

Er macht gegen Gleim die Bemerkung, daß in seinen letzten Grenadierliedern der Patriot lauter rede

als der Dichter, daß aber, wenn die Lieder bleibenden Werth haben sollen, sie sich über das Niveau der augenblicklich überreizten Gefühle stellen müßen.

Es drängte sich ihm allmählig die Ueberzeugung auf, daß zwischen ihm und seinen Freunden sich eine Kluft öffne. Wie er seines Berliner Lebens überdrüssig war, so glaubte er, daß es seinen Freunden mit ihm gehe. Er stand einsam unter ihnen, denn sie waren geistig nicht mit ihm gewachsen, während er sich auf einen höheren Standpunkt geschwungen hatte und über sie hinweg in Fernen schaute, von denen sie keine Ahnung hatten. Er sah, daß es seinen Freunden unangenehm ankam, mit ihm zu arbeiten. Seine Ueberlegenheit drückte sie, es machte sich eine Entfremdung fühlbar, der wohl Keiner Worte lieh, die aber deshalb vielleicht um so schwerer auf ihnen lastete. Sie konnten den fröhlichen und gefälligen Gesellschafter, der ihnen Lessing in gesellschaftlichem Verkehr war, wo er sorglos lebte und leben ließ, nicht von dem eifrigen Schriftsteller trennen, der kein Haarbreit nachgeben konnte auf geistigem Gebiet und wenn er sah, daß Jemand von der reinen Wahrheit abwich. Außerdem war er einer von den Geistern, welche den Kreis, in dem sie sich bewegen, bald durchmessen, welche die Zeit zusammendrängen und George Sands Wort bewahrheiten: „il y a des gens, qui

vivent beaucoup à la fois, et dont les ans comptent doubles."

Nur durch den Wechsel konnte er der Abspannung entgehen. Dazu hatte er in den letztverflossenen Jahren wieder einmal ein rein literarisches, auf Bücher und Schriftstellerei beschränktes Leben geführt. — Er fühlte, daß er nothwendig einer Pause bedürfe, daß es Zeit sei, einmal wieder mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben. Er wünschte Geld zu erwerben, um sich eine Bibliothek anzuschaffen und in Frieden arbeiten und sein Dasein genießen zu können. Wenn er dies Ziel aber nur mit dem Opfer von einigen Jahren seines Lebens erreichte? — Er begriff vollkommen, daß Plautus das Schriftstellerleben für ein paar Jahre hatte aufgeben und Kaufmann werden können. Da saß er in Berlin, schon über dreißig Jahre alt und war noch nichts mehr, als „der alte Vogel auf dem Dach." — Bei all seiner Liebe nach Unabhängigkeit kam ihm doch die Sehnsucht nach einem einkömmlichen Amt. Er sah voraus, daß er selbst bei angestrengtester Arbeit und fortwährendem Schaffen das Joch der Armuth nicht abzuwerfen vermochte, ein Joch, das noch schwerer auf ihm lag durch die übermäßigen Ansprüche, welche die Seinigen an ihn machten.

Im August stattete sein Bruder Gottlieb ihm einen

Besuch ab. Lessing schrieb seinem Vater, wie erfreut er sei, daß des Bruders Aufenthalt von nicht längerer Dauer gewesen, da es leicht hätte geschehen können, daß Berlin durch gewisse Vorgänge in Unruhe versetzt wäre, und er die Stadt hätte verlassen müssen. Seine ahnungsschweren Gedanken waren nicht unbegründet. Im Oktober rückte General Tottleben mit einer Vorhut von 3000 Mann heran, schloß die Stadt ein, beschoß sie und drang endlich in die Mauern ein. Lessing erlebte es, daß zwei Journalisten öffentlich ausgepeitscht wurden, weil sie in ihren Zeitungen Ausdrücke gebraucht, die der Feind als Beleidigungen aufnahm. Der eine dieser beklagenswerthen Patrioten war der Redakteur der Vossischen, sein Nachfolger. Dies alles machte Lessings Zögerung ein Ende. — Es bemächtigte sich seiner eine tiefe Verstimmung, er sah sich nach einer festen Stellung und damit gesicherteren Existenz um als die seinige, welche zu dieser Zeit kriegerischer Unsicherheit noch mehr denn sonst auf's Spiel gesetzt war. Ein glücklicher Zufall kam ihm zu Hülfe. General Tauenzien, der heldenmüthige Vertheidiger von Breslau, war gerade zum Gouverneur dieser Stadt befördert worden und hatte zugleich die Stelle des General-Direktors der schlesischen Münze erhalten. Er braucht einen Sekretair als Stütze bei seinen verwickelten Geschäften,

und da er sich erinnerte Lessing bei Kleist gesehen zu haben, so bot er ihm die Stelle unter den günstigsten und sichersten Bedingungen an, wobei er ihm zugleich die sehr angenehme Aussicht eröffnete, daß er in seiner Stellung in kurzer Zeit ein reicher Mann werden könne.

Diese „goldene" Zukunft lockte Lessing natürlich um so mehr, je müder er war:

„Der Danaïden leeres Schöpffaß stets
Zu tauchen in den ewig leeren Born,
Und alt zu werden bei dem leeren Thun."

Ohne seiner Wirthin die Wohnung aufzukündigen, ohne seinen Freunden Lebewohl zu sagen, verließ er im November 1760 Berlin.

Neuntes Kapitel.

In Breslau.

1760—1765. 31.—36. Lebensjahr.

„Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist, ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar!“ — Fichte.

Kurze Zeit nachdem Lessing Berlin verlassen hatte, ernannte ihn die Akademie zum Ehrenmitgliede. Es war der treue Mendelssohn, welcher ihm diese Mittheilung machte, aber leider mußte er derselben den unangenehmen Zusatz beifügen, daß die Akademie sich erlaubt habe, Lessing unter denen aufzuführen, welchen diese Ernennung auf wiederholtes Ansuchen bewilligt sei. Natürlich protestirten die Freunde öffentlich gegen diesen „Irrthum“, für Lessing aber bekam die „Ehre“ dadurch einen fatalen Beigeschmack. Mendelssohn machte dem Freunde in diesem Briefe auch Vorwürfe über seine

plötzliche Abreise. Er mißbilligte Lessings Schritt im höchsten Grade. Denn obgleich er im Allgemeinen durchaus nicht der Ansicht huldigte, daß ein Gelehrter nur von seiner Gelehrsamkeit leben solle, so fürchtete er diesmal doch, daß Lessing durch seine gefällige Gutmüthigkeit und seine Ungewandtheit in geschäftlichen Verhältnissen mit all ihren kleinlichen Anforderungen in unvorhergesehene Verwickelungen gerathen möchte. Dazu wußte Mendelssohn auch, was Lessing bis dahin noch nicht einzusehen vermocht hatte, daß die Münzgeschäfte, mit denen er es zu thun hatte, von sehr zweifelhafter Natur waren.

Lessing hatte diese Einzelheiten allerdings nicht berücksichtigt. Sein berechtigter Wunsch ging dahin, für eine Zeitlang frei von pekuniären Sorgen zu leben, und, da sich die glückliche Gelegenheit bot, ergriff er sie natürlich. Als er den Verhältnissen nun näher in's Auge sah, empörte sich natürlich sein ganzes Rechtlichkeitsgefühl. Die Finanzen des Königs waren nämlich durch den Krieg so gänzlich erschöpft, daß unter allen Umständen Geld geschafft werden mußte. Da griff man denn in der Noth zu einer steten Entwerthung des Papiergeldes und verschiedener Münzsorten, ein Verfahren, welches in Wahrheit einem fortschreitenden Bankerott in nur anderer als gewöhnlicher Form gleich kam. Lessing

war als die rechte Hand des Generals Tauenzien stets von derartigen Münzoperationen im voraus unterrichtet, sodaß es ihm ein leichtes gewesen sein würde, eine Summe von dem sogenannten „guten Gelde“ in seinen Besitz zu bringen und damit ohne das geringste Risiko Tausende zu gewinnen.

Er hätte es nur seinem Chef nachzuthun brauchen, welcher nach Friedrichs eigenem Zeugniß auf diese Weise 150,000 Thaler erwarb. Auch hielt man diese Form reich zu werden durchaus nicht für unehrenhaft. Tauenzien war ein Mann, dessen unantastbare Gesinnung Lessing kannte und schätzte. Als begeisterter Anhänger seines Königs würde er allerdings in seinem soldatischen Patriotismus, der fast zu weit ging, sogar eine noch zweideutigere Handlung, wenn auch nicht für gerechtfertigt, so doch für lobenswerth gehalten haben, wenn sein geliebter Landesherr dieselbe befohlen hätte.

„Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Tauenzien gewiß mit darunter gestanden haben,“ sagte Lessing von seinem alten, ehrlichen General, um damit dessen Loyalität zu charakterisiren. Lessing, nicht minder lässig des Königs Anspruch auf Ehre und Beifall volles Genüge zu leisten, ging natürlich nicht so weit, daß er der Stimme

seines Gewissens Schweigen auferlegt hätte. Zuerst verstand er die Anerbietungen gar nicht, welche ihm von verschiedenen Seiten, besonders von Juden, gemacht wurden, die seine Fürsprache durch allerlei Aussichten auf reichen Gewinn sowohl für sich, wie für Mendelssohn zu gewinnen hofften. Er stellte daher dem Freunde die Vorschläge zu. Dieser zögerte nicht, ihn über die wahre Natur derselben aufzuklären, und ihn allen Ernstes vor den gelegten Schlingen zu warnen.

So sah er seine Hoffnung auf Wohlstand und Reichthum bald vernichtet, denn nie hätte er Mitteln, die sich mit seinen Begriffen von Ehrlichkeit in Zwist befanden, einen Gewinn verdanken mögen. In seinen Briefen aus dieser Zeit lesen wir die Behauptung, daß der Mann, wenn er das dreißigste Jahr erreicht habe, seine Börse ebensowohl wie seinen Kopf füllen müsse. Sobald er das Erstere also gethan, wollte er nach Berlin zurückkehren und seine Studien wieder aufnehmen. Und in dem Gedanken an Berlin, das er einigen fragmentarischen Notizen zufolge auch wegen eines zärtlichen Verhältnisses verlassen, ruft er aus: „oh, wenn dieses „sobald“ nur morgen schon wäre!“ Es ist indessen nicht zu ermitteln, ob er bei diesem Wunsch eben an die „Unbekannte“ gedacht, die er nicht besitzen konnte. Zunächst erhielt er sich seine gute Laune. Der immer willkommene

Wechsel der Scenerie unterhielt ihn, aber allmählig überwältigte ihn momentan doch die Einsicht, daß sein Schritt ein verfehlter sei. Er gab seiner Stimmung sogar in Briefen an die Freunde nach. — „Bester Freund!" schreibt er an Mendelssohn zwei Monate nach seiner Abreise und nur erst auf dessen wiederholte Vorwürfe antwortend: „ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, und ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Thorheit meines Entschlusses auf einmal in ihrem vollen Lichte zu sehen. Die Reue wird ohnedem nicht ausbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Absicht, ein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieser Reue eigentlich schon bin, weiß ich selbst nicht, denn noch bin ich in Breslau nicht zu mir gekommen. Was Sie mir aus der Berliner Zeitung melden (seine Ehrenernennung von Seiten der Akademie) ist eine wahre Neuigkeit für mich. Ihnen brauche ich es nicht lange zu versichern, daß mir diese Ehre, besonders in den Umständen, worin ich mich gegenwärtig befinde, sehr gleichgültig ist." Nimmt man zu diesen Aeußerungen noch die später ausgesprochene Bitte an den Freund, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, ihm oft und von Allem zu schreiben, da dieses das einzige Mittel sei, daß er nicht in Nichtswürdigkeit

versinke — so kann man sich ein Bild von der durchaus nicht glücklichen Lage und Stimmung machen, in der er lebte.

Zu den Literaturbriefen verspricht er sichere und baldige Beiträge. Lessings Freunde wußten allerdings, was sie auf solche Versprechungen zu geben hatten. Seine Beiträge waren zu allen Zeiten ein sehr unsicherer Artikel, auf den sich nicht spekuliren ließ. Zufolge seiner rastlosen Thätigkeit hatte er immer mehr Angelegenheiten an der Hand und Pläne vor, als er bewältigen und ausführen konnte. Jetzt, wo er allen Einflüssen von Interesse entrückt war, konnte auf Hülfe und Beistand von ihm nach dieser Seite hin gar nicht gerechnet werden. Schon vor seiner Abreise von Berlin war er mit seinen Beiträgen saumselig geworden, und Nicolai, welcher die Wichtigkeit seiner Mithülfe für den ferneren Erfolg des Unternehmens richtig beurtheilte, hatte schon daran gedacht, die Zeitschrift eingehen zu lassen. Sie erschien indessen noch immer einige Jahre, und auch Lessing schickte von Breslau mehrere Briefe.

Die ermüdenden Pflichten seines Dienstes, das geistlose, ewige Einerlei desselben und der Mangel an anregendem, geistreichem Verkehr lagen ihm schwer auf Gemüth und Geist; die Reue stellte sich, wie er vorausgesehen, nur zu bald ein. Doch da er eine derartige

Empfindung für die nutzloseste aller unangenehmen Erregungen hielt, so warf er den Wunsch, anders gehandelt zu haben, von sich, und stürzte sich um sich zu zerstreuen mit Herz und Sinn in die gesellschaftlichen Vergnügungen, welche Breslau zu bieten vermochte. Er hatte immer gern mit Offizieren verkehrt; hier wurde er nun mit den Führern der preußischen Armee genau bekannt. Er konnte das Garnisonleben beobachten, und die militärische und finanzielle Verwaltung gründlich kennen lernen. Seine Neigung nach Thätigkeit und bewegtem Leben wog einmal wieder entschieden vor, und so mischte er sich mitten in das ihn umwogende Treiben, machte sich mit dem wechselvollen und bizarren Kriegsleben vertraut, und befriedigte sein Verlangen mit den verschiedenartigsten Gesellschaften und Berufsklassen in Verbindung zu treten, um Kenntniß von dem Leben und Treiben derselben zu gewinnen.

In Berlin hatte er gefürchtet dem literarischen Stubenleben zu ausschließlich anheimzufallen und infolge dessen einseitig zu werden; hier blickte er nun gleichsam wie durch das Sehglas eines Panorama auf ein unterschiedenes, wogendes Getriebe. Wie er in der Wahl seines Umgangs nie schwierig gewesen, so war er es auch hier nicht. Er wußte ja, daß, wer das Leben studiren will, es von allen Seiten und in allen Schichten

der Gesellschaft betrachten muß. Seine dienstliche Stellung erforderte, daß er bis nach der Hauptmahlzeit, die gewöhnlich um vier Uhr Statt fand, bei seinem General blieb; später ging er dann in eine Buchhandlung oder zu einer Bücher-Versteigerung, denn die einzige Verschwendung, welche er sich in Breslau erlaubte, war eben ein reichlicher Ankauf von Büchern. Dieser Artikel war nämlich zu dieser Zeit wohlfeiler mit „schlechtem", als sonst mit „gutem" Gelde zu kaufen. Und zudem wußte Lessing, daß er Bücher sicherer behalten konnte als baares Geld, das ihm der „erste beste Hülfsbedürftige abjammerte." Geben war ja seine beste Freude. Er genoß, seinem Begriffe nach, jetzt eines reichlichen Wohlstandes, und bei seiner natürlichen Sorglosigkeit warf er das Geld unbekümmert fort. Dazu kamen als allzu große Bürde freilich noch die stets wiederholten, sehr bedeutenden Ansprüche seiner Eltern, die ihn früher schon oft genug gezwungen, selbst zu borgen, um ihren Bitten um Geld willfahren zu können.

Wie natürlich, vernachlässigte Lessing die literarischen Interessen nicht. Die wenigen Gelehrten, welche sich mit Literatur beschäftigten, hatten Zutritt bei ihm, und er tauschte mit ihnen seine Gedanken über Kunst und Wissenschaft aus. Die bedeutendsten darunter, die beiden Rektoren Arletius und Klose, standen ihm am nächsten.

Der Erste war das, was Friedrich der Große einen ächten, deutschen Gelehrten nannte; d. h. ein gradsinniger, linkischer Biedermann, der für jede griechische und lateinische Vokabel einstehen konnte, der aber desto unwissender war in Betreff des Lebens und der Ansprüche, welche dasselbe macht. Klose war mehr Weltmann. Mit ihm durchsuchte Lessing die Klöster und Bibliotheken von Breslau, um seltene Ausgaben und alte Bücher zu entdecken.

Seine Freunde ließen es in Betreff seiner sorglosen Ausgaben für Bücher nicht an Warnungen fehlen, denn seine Unbekümmertheit brachte sie und ihn öfters in sehr kostspielige und verdrießliche Verlegenheiten, wenn er z. B. zwei Freunde mit Ankauf desselben Buchs beauftragte, und diese sich dasselbe dann auf Versteigerungen gegenseitig auftrieben. Doch noch ernstere Vorwürfe zog er sich durch seine Leidenschaft für das Spiel zu, welche erst in Breslau zu Tage trat. Er spielte so hoch, daß sein Vorgesetzter, dem es zu Ohren kam, sich genöthigt sah, ihm freundliche Vorstellungen zu machen. Lessing erwiederte, daß es keine Konsequenzen für ihn habe, ob er hoch oder niedrig spiele, denn im Durchschnitt verliere er wenig oder gar nichts; daß aber nur hohe Einsätze seine Aufmerksamkeit fesseln könnten, und er Karten spiele, um sich seinen Gedanken zu entziehen. Sein Lieblingsspiel war Pharao. Einer seiner Freunde

erzählt, daß er ihn von leidenschaftlichem Interesse an dem Spiel buchstäblich in Schweiß gebadet am Spieltisch sah, aber nicht nur so, wenn er verlor, sondern auch, wenn er gewann. Als dieser Freund ihm vorstellte, daß er nicht nur seine Börse, sondern auch seine Gesundheit ruiniren würde, erwiederte er: „Im Gegentheil! Wenn ich mit kaltem Blute spielte, würde ich gar nicht spielen." Auch knüpfte er noch die Bemerkung daran, daß unter diesem Spiel sich eine wohl überlegte Rücksicht auf seine Gesundheit verberge, und daß er derartige Erregungen als ein nothwendiges Gegengewicht für seine sitzende Lebensweise haben müsse. — Das Spiel blieb jedoch seine Leidenschaft; auch in Hamburg gab er ihr noch nach, indeß trieb er es nie so weit, daß er in ernste Verwickelungen dadurch gekommen wäre. Nachdem er am Nachmittag erst noch in einer Sprechstunde zahlreiche an ihn kommende Bittsteller und sonstige geschäftliche Obliegenheiten befriedigt hatte, verbrachte er die Abende dann regelmäßig im Theater.

In Breslau spielte damals die Schauspielergesellschaft des Direktors Schuch; sie brachten volksthümliche Burlesken zur Aufführung, in denen Harlekin noch eine Rolle spielte. Trotz seiner Polemik gegen diese Art von Schauspiel wohnte Lessing den Vorstellungen bei,

denn diese rohen Farcen hatten, so grob und ungehobelt sie immerhin waren, doch einen Vorzug, sie waren ächt deutsch in Sinn und Gehalt, und das war mehr als man von Gottscheds zahmen Tragödien sagen konnte. Hier konnte er lachen, während er bei Gottsched nur gähnen mußte. Er sah, daß es die Menschen unterhielt, und er gestand, daß der strengste Kenner unter der Menge nicht so streng sei, als allein. Denn wenn er sehe, daß Dieses und Jenes auf Diesen und Jenen Eindruck mache, so vergesse auch der strenge Kritiker, daß es eigentlich nicht gefallen solle. Wenn ihm dann auch nicht das Stück gefalle, so gefalle ihm, daß so viele aus einem mittelmäßigen Stück Vergnügen schöpfen können. —

„Lieber eine gesunde, rasche Posse, als ein lahmes oder krankes Trauerspiel im Geschmack regelrechter Gottsched'scher Langweiligkeit," äußerte er in Bezug auf diese Burlesken.

Er zögerte nicht Bekanntschaften unter den Schauspielern zu machen. Einen derselben, in dem er eine größere Begabung erkannte, übte er selbst in der Weise, wie er es in Leipzig gethan, und förderte ihn auch bedeutsam. Er stieß sich nicht daran, daß einige dieser Kunstjünger der alleruntersten Klasse ihres Standes angehörten. Die sogenannten tadelfreien Alltagsnaturen

waren nie nach Lessings Geschmack; er verlangte von den Menschen mehr als essen, trinken und schlafen, d. h. also vegetiren. Solchen Leuten gab er als nützlichen Bürgern den nöthigen Theil seiner Achtung, aber ihre Gesellschaft war ihm durchaus unerwünscht. Er hätte auch nichts mit ihnen anfangen können, und sie nichts mit ihm. —

Nach dem Theater suchte er seine Spielpartie auf, und erst früh am Morgen kehrte er heim, um dann die erste Hälfte des Tages zur Nacht zu machen, d. h. zu verschlafen. Dieses Nachtschwärmen verdroß nun aber seinen Wirth, einen Zuckerbäcker, aufs höchste. Um sich deshalb an seinem „leichtsinnigen" Miether zu rächen, verfertigte er Karrikaturen von ihm aus Pfefferkuchen, und stellte ihn als Nachtwächter dar, seinen vollen Namen: Gotthold Ephraim Lessing, aus derselben süßen Masse geknetet, darunter setzend. Das Gebäck bürgerte sich ein, und noch lange, nachdem Lessing die Stadt schon verlassen, beschäftigten die guten Breslauer sich aufs innigste mit ihm im Pfefferkuchen.

Es gab indessen Zeiten, wo Lessing dieses zerstreuende Leben bitter verwünschte. Er schrieb seinen Freunden nicht, weil er zu wenig in Stimmung dazu war. Mendelssohn sandte ihm mehrere Briefe, die er nicht beantwortete., und der besorgte Freund bat daher

inständig um einige erwiedernde Zeilen. Warum er nicht antworte? Ob er eine Pythagoräische Lehrzeit durchzumachen habe? Wenn dies der Fall sei, wünsche er ein baldiges Ende derselben. Dann wieder hatte er von einem Juden Joel gehört, daß Lessing wohl zufrieden sei und fleißig arbeite. Ob denn dies wahr sei? — Da bricht Lessing das Schweigen, und schreibt im März 1761: „Ach, liebster Freund, Joel ist ein Lügner! Ihnen gestehe ich am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden gewesen." Nun klagt er dem Freunde sein Mißvergnügen mit seiner Stellung, und daß er nur deshalb nicht geschrieben. Aber, unterbricht er sich, er habe selbst nie gedacht, daß er so im „Tone aller Narren" klagen könnte. „Ich hätte freilich wissen sollen, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich habe hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügungen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpfgewordene Seele zerrütten würden; daß — Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! — In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht wieder kennen. Er kennt sich selbst nicht mehr. O, meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern!" — So geht es weiter, so schüttet er dem treuen Moses sein Herz aus, um ihn dann wieder selbst zu trösten, daß er vielleicht einen finstern

Tag habe, wo sich ihm nichts in seinem wahren Lichte zeige. „Schreiben Sie mir doch recht oft. Ihre Briefe sind für mich ein wahres Almosen. Leben Sie wohl, mein liebster Freund! die erste gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, ist ganz gewiß Ihre. Ich sehe ihr mit all dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmlische Erscheinungen erwartet.“ —

Bei allem militärischen Getriebe und gesellschaftlichen Leben fand Lessing aber dennoch Zeit für ernste Studien, und wir dürfen nach dem, was er schaffte, nicht an seiner Versicherung zweifeln, daß er trotz des scheinbaren Gegentheils, sich während seines vierundeinhalbjährigen Aufenthaltes in Breslau an Fleiß selbst übertraf. Befreit von der Sorge um das tägliche Brod und der daraus folgenden Nothwendigkeit, seine Studien auf Verdienst und Geschäft einzurichten, war er hier zum ersten Mal in seinem Leben in der wohlthuenden Lage nach seinem Gefallen studiren zu können,! zu studiren nur um sich zum Herrn des Stoffes zu machen. Kritische, antiquarische, dramatische Interessen, alle hatten volle Freiheit. Er vertiefte sich in die Kirchenväter, um die Entwickelungsgeschichte des christlichen Glaubens besser verstehen zu können. Dabei plante er natürlich wieder allerlei Aufsätze.

Auf Mendelssohns Anregung nahm er Spinoza vor, und vertiefte sich ganz in den großen Denker. Daneben entwarf er mehrere Theaterstücke und schrieb kleine, scherzhafte Dichtungen für seine Kameraden und Bekannten unter den Offizieren. Der Briefwechsel mit den Freunden war weniger eifrig, sie hatten nur die Außenseite seines Lebens im Auge, sie wußten nicht, wie scharf er beobachtete, und daß er Schätze für die Zukunft sammelte. Ihre steten, wohlgemeinten Mahnungen nicht so viel Geld für Bücher auszugeben, ermüdeten ihn; der wiederkehrenden Warnungen in Betreff seines Spieles wurde er überdrüssig. — Am meisten schrieb er noch an Mendelssohn, aber mehr um sein Andenken frisch zu erhalten, als kritische und literarische Fragen zu verhandeln. Das Leben beanspruchte ihn und seine Thätigkeit. Mendelssohn war sehr bekümmert über diese Schweigsamkeit und Zurückhaltung seines Freundes, da er ihn in die mißbilligte zerstreuende Lebensweise und das Spiel zurückgefallen hielt.

Er fügte dem für Lessing und einige vertraute Freunde bestimmten Exemplare eines philosophischen Werkes, das er herausgab, ein Vorwort bei, des Inhaltes, daß die Schriftsteller, welche dem Publikum huldigten, über die Taubheit ihres Gottes Klagen laut werden ließen, weil dieselben nicht antworteten, ob sie gleich vom

Morgen bis zum Abend zu ihnen riefen. Er, fährt er fort, lege seine Blätter zu den Füßen eines Götterbildes nieder, das ebensowenig hören wolle, und deshalb verklage er nun selbst seinen Gott vor dem tauben Richter, dem Publikum, das oft ein gerechtes Urtheil fälle, auch wenn es nicht höre. „Die Spötter sagen: rufe laut. Dein Gott dichtet, er hat zu schaffen, er ist über Feld, oder er schläft vielleicht; rufe laut, damit er erwache! O nein, er kann wohl dichten, aber er will es nicht; im Felde möchte er wohl gerne streifen, aber das kann er nicht. Sein Geist ist zu rege, als daß er schlafen könnte, zu schläfrig, als daß er geschäftig sei. Früher war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe für die Thoren, nun aber ist das Orakel stumm geworden, und die Thoren frohlocken ungestraft. Er hat seine Geißel andern übergeben, aber sie brauchen solche zu sanft, denn sie fürchten, daß ihre Streiche blutige Striemen lassen. Und er —

Ja, wenn er weder hört, noch spricht noch fühlt,
Und auch nicht sieht, was thut er denn? — Er spielt." —

Was seine Stellung betrifft, so scheint Lessing seinem Dienst voll genügt zu haben. Während des Sommers von 1762 wurde Tauenzien zur Belagerung von Schweidnitz kommandirt und Lessing folgte ihm in's Feld. Zwei langweilige Monate lagen sie vor

der Festung, bis diese kapitulirte. Lessing schrieb von einem kleinen, vor der Stadt belegenen Dorfe an Nicolai einmal wieder einen Brief voller Laune und Frohsinn, ihn darin verpflichtend, auf einer Berliner Auktion einige englische Bücher für ihn zu erstehen, wozu ihm seine junge Frau (Nicolai hatte sich kurze Zeit vorher verheirathet) Erlaubniß geben solle. Für den Fall, daß sie ihren lieben Mann nicht von sich lassen wolle, schreibt er ihr in Nicolai's Briefe eine Epistel so voll Humor und Witz, daß man sich noch heute mit ihm freut. Das Geld ist ihm zu schlecht, um seine Schulden damit abzutragen, „man müsse sich ein Gewissen daraus machen," daher will er mit dieser Schuldentrichtung warten, bis er das „alte, gute" Geld seiner zukünftigen Frau habe. Aber Bücher muß er haben und kaufen, um das schlechte Geld los zu werden! — Im Postskript bemerkt er den Namen des Ortes, der ihm zum Aufenthalt dient. „Peile, in Eile. Wissen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte!" — Das Geld für die Bücher verspricht er gleich zu senden, „darauf können Sie sicherer rechnen, als wenn ich Ihnen ein Beitrag zu Ihren Briefen oder Sammlungen verspräche." —

Fünf Monate darauf wurde endlich der langersehnte Frieden von Hubertusburg geschlossen, und es

war Lessings angenehme Pflicht, es den Bürgern von Breslau feierlich zu verkündigen.

Sobald der Krieg beendet war, nahm Friedrich sofort eine Verbesserung der sehr ruinirten Finanzen des Landes vor. Zunächst wurden die Münzverschlechterungen in Betracht gezogen, und Tauenzien erhielt den Befehl, nach Potsdam zu kommen, wohin Lessing ihn begleitete. Derselbe bat, da er Berlin so nah war, um einige Tage Urlaub und benutzte sie, seine dortigen Freunde zu besuchen. Tauenzien wurde von dem Könige zum General-Gouverneur der Provinz Schlesien ernannt, und Lessings Dienst wurde wider Erwarten von jetzt ab leichter, so daß er mehr Zeit zum Studium hatte als vorher.

In dem Sommer dieses Friedensjahres, (1763), an einem klaren, sonnigen Tage in einem öffentlichen Garten von Breslau sitzend, entwarf er den Plan zu seiner „Minna von Barnhelm." Das Lustspiel gehört, obgleich es erst nach einigen Jahren für den Druck vollendet wurde, gänzlich dieser Periode seines Lebens an. —

Die leeren Kassen und der daraus folgende Nothstand zwangen Friedrich einen bedeutenden Theil des unter seinen Fahnen versammelten, buntscheckigen Heeres mitleidlos zu entlassen. Die Freikorps, welche dies Loos traf, waren allerdings zumeist aus abenteuerlichen

Söldnern gebildet gewesen, immer befanden sich aber einige Männer von Stand und Ehre darunter, die aus Begeisterung für die Sache mitgezogen waren, und sich nun kassirt sahen. Zum Theil hatten sie sogar noch Gelder zu fordern, welche sie bei den betreffenden Aushebungen vorgeschossen hatten. Nun waren sie obdach- und mittellos, und sahen sich gezwungen, ihren Unterhalt oft durch die niedrigsten Dienstleistungen zu erwerben, um nur das Leben zu fristen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Friedrich selbst sich in einer sehr schwierigen und mißlichen Lage befand. Seine Provinzen waren verarmt, große Landstrecken lagen wegen Mangels an Arbeitern unbebaut, und den Kassen fehlte der ihnen erst Werth verleihende Inhalt. Zufolge seiner energischen und rastlos vorwärts drängenden Natur wünschte er all diesen Uebelständen in unmöglich kurzer Zeit abzuhelfen; so suchte er nun nach allen Seiten hin Hülfs- und Auskunftsmittel. Die entlassenen Soldaten sollten das Feld bebauen, er wollte Korn, Brod und das nöthige Vieh dazu liefern.

Viele von den Soldaten hatten während der Zeit des Feldzuges gestohlen wie die Raben; jetzt sollten sie für sich selbst sorgen. Das war nur zu gerecht, aber der Weizen wurde mit dem Unkraut aufgezogen, die Schuldlosen litten mit denen, welche diesen Wechsel

verdienten. Im Volke erzählte man sich über derartige, entlassene Soldaten die seltsamsten Abenteuer und Geschichten. So sandte einer, ein Müller, dem König den Orden pour le mérite mit der Bemerkung zurück: „er fürchte, daß derselbe von dem Mühlenstaub leide, da er, ein früherer Major, genöthigt sei, den weißen Kittel anzuziehen.“ Lessing konnte diesen Männern sein Mitleid nicht versagen. Ihr unverdientes Unglück erschien ihm ein würdiger Stoff zu einem nationalen Drama, bei dem er dann die Beobachtungen, welche er über das Militärleben gemacht, sehr vortheilhaft verwerthen konnte. Das Stück, welches er vor diesem Hintergrunde aufführte, war zugleich eine Berufung auf das öffentliche Mitleiden mit den Märtyrern des Krieges. Da er aber, wenn auch indirekt, eine Kritik der Regierungsmaßregeln damit aussprach, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß die Behörden trotz aller Preßfreiheit, deren man sich in Preußen schon erfreute, die Aufführung der „Minna von Barnhelm“ zuerst untersagten. „Ueber Gott darf argumentirt werden, aber nicht über die Regierung und Polizei,“ lautete der von den Behörden gefällte Spruch. Vielleicht fühlten sie sich auch beleidigt durch die in dem Lustspiel über sie gegebene Charakterschilderung, nach der die Polizei eine Körperschaft wäre, die Alles auszuspähen suche, und besonders gern in

Geheimnisse eindringe. Ob ihre Bedenken durch eine direkte Eingabe an den König gehoben wurde, steht dahin, Thatsache ist, daß sie nach einer vierwöchigen Ueberlegung nicht mehr hindernd im Wege standen.

Der Kriegerstand hatte auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, bis dahin noch nie eine Rolle gespielt. Selbst in römischen Dramen, in den Schauspielen eines Volkes dessen Staatsentwickelung von der Gunst des Kriegsgottes abhing, waren die Vertreter des Soldatenstandes, wie hochgeehrt und angesehen sie auch dastanden, nur als Karrikaturen auf die Bühne gebracht. Bei den Spaniern, Franzosen, Engländern und Italienern hatte man sie als groteskes Element benutzt. Lessing wollte sie nun in modernem Geist auftreten und sich von ihrer besten Seite zeigen lassen, dabei jedoch dem Ritterdrama mit seiner künstlichen Sentimentalität ganz fern bleiben.

Die Fabel in „Minna von Barnhelm" ist kurz die aus Loveclace's rührender Ballade:

„Dich könnt' ich, Theure, lieben nie so sehr,
Wenn mir die Ehre nicht noch theurer wär'."

Major von Tellheim, der Held des Stückes, ein Mann von zweifellosem Charakter, mit dem zartesten Gefühl für Ehre und einer Mannestugend beseelt, die ihn fast unpraktisch macht, kurz eine Verkörperung der

besten Ritterlichkeit in modernem Gewand, sieht sich am Schluß des Friedens gleich vielen Kameraden verabschiedet. Dadurch fühlt er sich nicht gekränkt, er erkennt vorurtheilslos an, daß der König nicht alle, auch ehrenhafte Männer, welche unter seinen Fahnen gedient haben, kennen kann, sodaß er also nicht erwarten darf als Ausnahme behandelt zu werden. Der Friede hat dem Staate mehrere Seinesgleichen entbehrlich gemacht und so ebenfalls ihn; auch ist am Ende niemand unentbehrlich, am wenigsten aber den Fürsten gegenüber: Ansichten die er im Drama offen ausspricht. Der Krieg bringt auch dieses Uebel mit sich.

Jedoch ein Anderes frißt an ihm, eine Kränkung an seiner Ehre und seinem guten Namen. Während des Feldzugs war er nämlich von dem König beordert worden, in den sächsischen Landen eine schwere Kriegskontribution einzutreiben, und da sich seine zum Mitleiden geneigte Natur den hart bedrängten Feinden und ihrer positiven Zahlungsunfähigkeit gegenüber nicht zu Gewaltmaßregeln entschließen konnte, so streckte er die Summe unter der Bedingung vor, daß man ihm dieselbe bei günstigeren Verhältnissen zurück erstatte. Nach dem Friedensabschluß bestritt nun aber die preußische Regierung die Gültigkeit seiner Forderung; ja man beschuldigte ihn sogar in Bezug auf seine

großmüthige Handlung der unlautersten Beweggründe. Die Sache lag zur Untersuchung vor dem Kriegsgericht, und Tellheim war auf Ehrenwort verpflichtet die Stadt nicht zu verlassen.

Während seines Aufenthalts in Sachsen hatte er nun die Bekanntschaft einer reichen, adligen Erbin, eines Fräulein von Barnhelm gemacht, die ihm wegen seines edelmüthigen Handelns gegen ihre Landsleute schon von Herzen zugethan war, ehe sie ihn kannte, und mit der er nachher ein inniges Verhältniß geknüpft hatte. Da er sie nun nach beendetem Kriege nicht aufsucht, und sie den Grund dazu in seiner skrupulösen Denkungsart entdeckt zu haben glaubt, so reist sie ihm nach, ihn aufzusuchen und an sein Wort zu mahnen. —

Der glückliche Zufall will, daß sie gerade in dem Gasthof absteigt, in welchem Tellheim seit längerer Zeit wohnt; und dessen Inhaber, da es ihm an Platz für die ankommenden Gäste fehlt, dem verarmten Major, der doch nicht zahlen kann, die bisher bewohnten Zimmer aufkündigt, um sie Fräulein von Barnhelm und ihrer Zofe anzuweisen.

Tellheim hat in seiner äußersten Geldverlegenheit sich kurz zuvor sogar genöthigt gesehen, seinen Verlobungsring, einen werthvollen Schmuck zu versetzen, welcher nun durch eine glücklich ersonnene Verkettung

der Verhältnisse Minna zu Händen kommt. Eine Begegnung der Liebenden bleibt natürlich nicht aus, und Tellheim entbindet seine Braut ihres Versprechens, weil auf ihm und seinem Namen der berüchtigte Fleck der Unehrenhaftigkeit ruhe. „Das Fräulein von Barnhelm verdient einen unbescholtenen Mann.“ „Es ist eine nichtswürdige Liebe, die keine Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen,“ sagt er. — Vergebens wendet sie ihre ganze Ueberredungskunst an, ihn mit klaren Gründen zu überzeugen, daß er die Pflichten der Ehre zu weit treibe, daß er sie, die ihn mit aller Zärtlichkeit liebt und in aller Hochachtung schätzt, nicht unglücklich machen, und weder ihr noch sein Lebensglück vernichten dürfe, weil die Kurzsichtigkeit der Regierung seine rechtmäßigen Forderungen nicht anerkenne. Es gelingt ihr nicht. Ihre so fein und mit gesundem Sinn gezielten Angriffe scheitern an jenen hochidealen Ansichten von Ehre, die Frauen ja nicht begreifen, zumal wenn die Liebe im Spiel ist. „Ehre ist nicht die Stimme unseres Gewissens, nicht die Stimme einiger Rechtschaffenen.“ — „Nein!“ „Nein!“ unterbricht ihn Minna, „ich weiß wol.“ — „Die Ehre ist — die Ehre.“ Seinen Anschauungen von dem rechten Verhältniß einer Ehe widerspricht zudem auch noch der Umstand, daß er, der sein ganzes Vermögen verloren, dann der Liebe seiner

Gattin alles bis auf die unentbehrlichsten Nöthigkeiten des Lebens verdanken würde. So sieht nun Minna, daß ihr nichts bleibt als die List, die List zu der Frauen in ihrer Schwäche so leicht und gerne greifen. Mit ebenso großer und feiner Kenntniß des weiblichen (und in Fällen, wie der vorliegende, so erfindungsreichen) Herzens, wie richtiger Beurtheilung des Betragens, welches ein Mann von Tellheims ritterlich edlem Charakter einschlagen muß, führt der Dichter die kleine Intrigue durch.

Minna befiehlt nämlich ihrem Kammermädchen, Tellheim auf geschickte Weise glauben zu machen, daß sie von ihrem Oheim enterbt sei, weil sie sich geweigert, die Frau eines preußischen Offiziers zu werden und daß sie die Reise zu ihrem Geliebten nur angetreten, um bei ihm Schutz zu suchen. Sie habe gegen ihn davon geschwiegen, um seine eigenen Sorgen durch die ihrigen nicht noch zu erschweren, und sei deshalb nun doppelt unglücklich, da er sie von sich stoße. Nun widerruft Tellheim seine vorherige Auflösung des Verhältnisses natürlich sofort. Minna enterbt, hülflos, unglücklich! O! sie soll es erfahren, daß er kein Verräther ist. Jetzt darf sein alter Wachtmeister Werner ihm das Geld leihen, welches er kurz vorher verweigerte, des alten, ehrlichen Unteroffiziers herzerquickliche

Anhänglichkeit rauh von sich stoßend. Jetzt kann er nicht rasch genug alle Anstalten zur Heirath treffen! Da kommt gerade im entscheidenden Augenblick ein Schreiben vom König an. Friedrich setzt ihn in seine alten Rechte ein. Die Untersuchung hat die Rechtmäßigkeit seiner Forderung ergeben, die Schatzkammer ist angewiesen ihm Zahlung zu leisten. Und nicht nur das; der König hat eigenhändig hingefügt, daß er hoffe, Tellheim werde sich stark und gesund genug fühlen, nun wieder in den Dienst eintreten zu können, denn so tapfere und hochsinnige Männer könne er nicht entbehren.

„Welche Gerechtigkeit! welche Gnade!“ ruft Tellheim freudig aus, „mein Glück, meine Ehre alles wieder hergestellt! Ich träume doch nicht?“ Nun fordert er wiederholt, immer entschiedener, mit immer stärkerem Nachdruck Minna's Hand, welche sie ihm wiederholt verweigert. Sie sei unglücklich, sie könne und wolle ihn nicht mit sich in's Elend ziehen. In ihren Augen sei die Frau nichtswürdig, welche ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes verdanken könne, ruft sie und giebt ihm so seine vorhin gesprochenen Worte zurück. Durch alle diese Scenen zieht sich nun recht ergötzlich die Verwickelung mit dem Ringe, den Minna von dem Wirth bekommen hat. Tellheim, der

ja nicht einmal weiß, daß Just dem Wirthe den Ring als Pfand gegeben, um denselben zu ärgern, hat nicht bemerkt, daß sein Mädchen ihm in der Scene zuvor nur den seinigen und nicht den ihrigen zurückgegeben, sodaß also die Lösung ihres Verlöbnisses von ihrer Seite nur eine Farce gewesen ist. Zuletzt als sie sieht, daß sie ihre List fast zu weit getrieben und seinen Stolz verletzt hat, gesteht sie ihm alles, und das Stück endet unter dem vorklingenden Geläut der Hochzeitsglocken. Minna's verstellte Weigerung hat die angenehme Wirkung, daß wir diesen Mann, dem man fast hätte zürnen mögen, weil nur Ehre und wieder Ehre der Pol ist, um den sein Denken und Handeln sich dreht, nun auch als einen Menschen mit wärmster Liebe und treuestem Herzen kennen lernen. —

Vielleicht wäre der Tadel möglich, daß die Heldin ihre List ein wenig zu treibt und man die feine Grenze der würdigen, ihr Ziel im Auge haltenden Liebe zu Gunsten einer gewissen weiblichen Gefallsucht überschritten halten könnte. — Doch, blicken wir in's Leben, so trifft die Mißstimmung darüber nicht mehr die Figur des Lustspiels, sondern das Leben selbst, dem auch sie nachgebildet ist. Dazu aber kommt für Minna noch die Entschuldigung, daß der harte Mann sie mit seiner Ehre auch recht schwer geprüft hat; und in

kleiner Rachsucht liegt ja oft die ganze Stärke der weiblichen Tapferkeit.

Das Lustspiel ist in jeder Hinsicht Lessings Meisterwerk. Es darf dreist den berechtigten Anspruch erheben, daß es nicht nur ein nationales, sondern das einzig nationale Lustspiel ist, welches wir besitzen. Die Umstände, welche den Dichter dazu anregten, die Verhältnisse, unter denen es entstand, waren außerordentlich günstig. Das Interesse an den Charakteren brauchte nicht erst im Verlauf der Handlung künstlich erregt zu werden, dieselben waren schon zuvor der Theilnahme sicher, denn die Bedingnisse dazu lagen in den Verhältnissen selbst; er wendet sich nicht an eine Klasse, sondern an die Nation im Allgemeinen. Durch die eben erfochtenen Siege hatten die Deutschen unendlich an Selbstachtung gewonnen, ja das Bewußtsein als ein Volk anderen Nationen gegenüber war eigentlich erst jetzt erwacht; nun sahen sie sich plötzlich mit einem Theaterstück beschenkt, das ihrem eigenen Fühlen und Denken entlehnt, das deutsch in Namen und Figuren, im Handeln und Thun, und keine Nachahmung des Englischen oder Französischen war. Dazu durften sie Tellheim mit gerechtem Stolz als den Vertreter ihrer Ehrenhaftigkeit ansehen.

Indessen gehen die Vorzüge, deren das Stück sich

rühmen darf, weit über die engere Grenze des Verdienstes hinaus ein nationales Lustspiel zu sein. Die Dichtung ist eine der Beachtung sehr würdige und verdient hohe Anerkennung, ja Bewunderung. Sie ist ein außerordentlich wahr gezeichnetes Charakterstück, eine gesunde Schilderung des wirklichen Lebens, keine einseitige Personifikation menschlicher Laster oder Schwächen. Die Handlungen erwachsen aus den Verhältnissen und daher ist die Entwickelung natürlich und leicht, während die eigentliche Grundidee ernst und gediegen bleibt. „Aechten Humor und wahren Witz," sagt Landor, „kann nur ein gesunder und befähigter Kopf äußern, der dann auch immer voll Ernst und Tiefe ist." „Minna von Barnhelm" ist der Abglanz von Lessings gesundem und natürlichem, von jeder Affektation freiem Wesen.

Es war sein erstes Theaterstück, welches nicht dem Zwecke entsprungen war, seine Theorien über das Drama in Praxis zu übertragen, sodaß hier der Dichter den Kritiker bedeutend überwiegt. Daher zeigt denn die Dichtung auch eine, seinen anderen oft mangelnde lebendige Realität, und obgleich die Form, welche es trägt, den Einfluß Diderots nicht verleugnet, so macht die Natur sich diesmal die Kunst dennoch völlig zur Dienerin. Wie aber ein gutes Lustspiel an keine bestimmte Zeit gebunden ist, so werden auch diese Charaktere

Dank der ihnen innewohnenden, poetischen Wahrheit zu allen Zeiten lebhaft interessiren. Ein nicht zu übersehender Vorzug beruht ebenfalls in der endlichen Lösung der Verwickelungen; der glückliche Schluß ist das Werk der Gerechtigkeit, sodaß der beste Sinn des Menschen, der für Recht und Anerkennung, volles Genüge findet.

Die Haupt-Personen des Stückes sind mit Geschick und Talent gezeichnet und bilden einen sehr angemessenen und angenehmen Gegensatz. Minna ist eine wirklich liebenswürdige Heldin, sie liebt ihren Tellheim aufrichtig, treu und ohne Falsch, frei von jeder Sentimentalität; sie ist entschlossen trotz ihrer Art, plötzlich und dem Augenblick nachgebend zu handeln; sie hält mit ihrer Meinung nicht zurück, ist gerecht, obgleich ein Bißchen eigensinnig. Voll heiteren Gemüths vermag sie selbst ernsten Fragen ein freundliches, helles Ansehen zu geben. Und warum denn auch nicht? Kann man denn nicht auch lachend sehr ernhaft sein? „Was haben Sie gegen das Lachen," fragt sie ihren traurigen und verstimmten Liebhaber, der versichert nicht mitlachen zu können? „Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruß." —

Sie kennt das Leben, sie weiß, daß es nicht immer zum Lachen, sondern eine sehr vertheilte Mischung von Freud und Leid ist, aber es kann den Schöpfer sicher

nicht beleidigen, wenn man das Dasein mit einem fröhlichen Auge anschaut, da Gott doch sicher lieber glückliche Kinder auf seiner Erde leben sieht als verdrossene und unglückliche, die es ihm nicht Dank wissen, daß er sie in's Leben rief. Tellheims melancholischer Ton wirke ansteckend, sagt sie, und sie ziehe den ihrigen weit vor.

Ihr Liebhaber ist, was die frohe Laune betrifft, in der That auch ganz leer ausgegangen, er sieht für sich nur Unglück in der Zukunft und sein Schicksal von verderbenschwangeren Wolken bedroht. Da seine Ehre befleckt ist, hält es schwer, ihn zu überzeugen, daß die Welt weit sei, daß sein Gram nicht allen Augen zum Wegweiser dienen könne, er aber nicht leiden dürfe, daß die Ungerechtigkeit sein Lebensglück zerstöre. Seine Großmuth gegen Andere, seine rauhe Gleichgültigkeit gegen sich selbst und sein eigenes Geschick, sein aufrichtiger Wunsch, Andere glücklich machen zu können, selbst durch eine besondere Anstrengung, wenn es Noth thut: alle diese Tugenden seines Charakters können ihn nicht überzeugen, daß Minna's Glück mit dem seinigen zu eng verbunden ist, als daß sie in die von ihm geforderte Trennung willigen kann. —

Die Nebenfiguren sind mit ebenso viel Talent gezeichnet. Da ist zunächst der lauernde, habsüchtige

Wirth, kriechend, wo er zu gewinnen hofft, brutal gegen Leute, deren Börsen er nicht mehr unter seinen Zoll bringen kann; da sind die treuergebenen und auch weniger zuverlässigen Diener; der frühere Wachtmeister von Tellheims Regiment, welcher Soldat aus Leidenschaft für den Krieg, und deshalb unter jedem Führer zu dienen bereit ist, sodaß selbst Persien ihm nicht zu fern liegt, vorausgesetzt, daß der betreffende General das Losungswort „Krieg" auf seine Fahnen schreibt. Es giebt keine ehrlichere, treuere Haut als er ist, trotzdem er, wie ihm sein Major vorwirft, das wilde, liederliche Leben, welches mit dem Kriegsmetier unglücklicherweise verbunden sei, wohl mehr liebe als den Stand selbst. „Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe für die Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts." Diese Anschauung von dem Stande, dem er angehört, erhält einen noch größeren Nachdruck durch die seiner Minna gegenüber gegebene Erklärung, wie er selbst Soldat geworden und den Rock des Königs trage. „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht, für welche politischen Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen und sich mit Allem, was Gefahr

heißt, vertraulich zu machen, Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen." — Aus den Worten spricht eben der ganze Lessing und die besten Gesinnungen seines Jahrhunderts.

Eine der glücklichsten Figuren ist Just, der Diener des Majors. Er ist der Typus eines deutschen Dieners aus der alten Zeit. — Er hat sein eigenes Selbst so zu sagen in seinem Herrn verloren, er weicht nicht von ihm gleich dem „närrischen Pudel," der ihm selbst nachgelaufen, und den er nicht wieder los werden kann. Er schreibt seinem Herrn eine Rechnung, auf welcher sein eigenes Debet eine unerschwingliche Summe aufweist, die er nun erst abverdienen muß und will; er würde für seinen Herrn betteln, ja selbst stehlen. —

Auch des Franzosen Riccaut müssen wir mit einigen Worten gedenken. Wie es Lessing gelungen, in Tellheim den Repräsentanten deutscher Ehrenhaftigkeit und Lauterkeit zu zeichnen, so giebt er in diesem Marlinière den Typus eines leichtsinnigen, in Bezug auf Ehrlichkeit höchst sorglosen Franzosen, der die Feinheit und Gewandtheit seiner Sprache der plumpen und armen deutschen Schwester gegenüber rühmt, weil sie ihm gefällig ist, die Unebenheiten seines Charakters

durch elegante Wendungen zu decken. „Corriger la fortune, l'enchaîner dans ses doigts, être sûr de son fait, das nenn' die Deutsch betrügen?“ Ja dieses Exemplar einer ganzen Gattung von abenteuerlichen Glücksrittern „ist ein von die Ausgelernt,“ wie er sagt, „un des bons.“ Auch die französisch sprechende Gesellschaft in Deutschland bekommt eine feine Lehre durch das Fräulein von Barnhelm. „Mademoiselle parle français?“ fragt Riccaut, „Nit, Sie sprek nit Französisch, Ihro Gnad?“ „Mein Herr,“ antwortet ihm Minna, „in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.“ —

In seinem geistvollen Dialog trifft das Lustspiel gerade das rechte Maß eines guten Stiles, da er zugleich gewählt und natürlich ist. Er paßt sich den einzelnen Charakteren glücklich an und enthält sich der Lessing sonst eigenen, zu stark ausgearbeiteten, epigrammatischen Kürze, die oft bis zum Uebermaß glatt ist. Die fröhliche Lebendigkeit, welche das Stück durchzieht, mag den glücklichen Verhältnissen zu danken sein, unter denen Lessing lebte, während er die Dichtung verfaßte. —

Diese behäbige Muße versetzte Lessing übrigens bald

in einen Zustand der Ruhelosigkeit. Mit dem Frieden war die verschiedenartige Regsamkeit und Bewegung, welche der Krieg dem militärischen Leben mittheilte, allmählich in die langweilige Einförmigkeit des Garnisonlebens übergegangen, und Lessing hatte nun die ganze Geschmacklosigkeit seines Dienstes zu kosten und zu erfahren. Es ermüdete ihn, seinen General von einer Musterung zu der anderen zu begleiten, der sogenannte „Kamaschendienst“ war ihm um so unerträglicher, je maschinenartiger es dabei zuging.

Es wurde ihm in dieser Zeit eine Professur in Königsberg angetragen, die er aber ablehnte, weil mit der Stellung die Bedingung verknüpft war, daß der Inhaber alljährlich einen Panegyrikus auf den jedesmal regierenden preußischen König halten mußte, und gegen eine solche Bedingung mußte sich Lessings Unabhängigkeitsgefühl entschieden auflehnen. Zur Zeit lebte ein König, dem er mit Freuden ein Lob gespendet haben würde, aber „wer kann für dessen Nachfolger stehen?“ fragt er. Aeußerer Wohlstand konnte Lessing nie fesseln, seine Freiheit dem Wohlleben zu opfern vermochte er nicht. Er begann ernstlich daran zu denken, daß sein Aufenthalt in Breslau lange genug gewährt habe, und es Zeit für ihn sei, wieder in sein altes Geleise zu kommen.

„Ich hoffe nicht, daß Sie mir zutrauen, als hätte ich mein Studium an den Nagel gehängt und wolle mich blos elenden Beschäftigungen des Broderwerbs widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten schon mehr als drei Jahre verloren," schreibt er seinem Vater im November 1763 in einem Antwortschreiben auf eine der vielen aus Kamenz kommenden Bitten um Geld und Hülfe. Seine Gesundheit sei ziemlich wiederhergestellt, er habe eine Zeit des Ausruhens gehabt, sich mit seinen wenigen Ersparnissen eine werthvolle Bibliothek kaufen können, sagt er, und die wolle er sich nicht umsonst angeschafft haben. Das Geld, welches ihm noch übrig blieb, sollte ihm dann, wie er hoffte, Muße gewähren, für einige Jahre in Ruhe studiren zu können. Zur Beschwichtigung der Unruhe, welche die Aeußerung einer solchen Absicht jedoch nothwendig in dem Pfarrhause zu Kamenz hervorrufen mußte, fügte er in seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit gleich hinzu, daß er trotzdem nie verfehlen werde, für seine Brüder zu thun, was immer nur in seinen Kräften stehe.

Und dennoch fand die Aeußerung, daß er nicht beabsichtige und nie beabsichtigt habe, für immer in Breslau zu bleiben, seines Vaters gänzliche Mißbilligung. Derselbe sah seinen „Aeltesten" um so lieber in einer Stellung, die er für sehr einkömmlich hielt,

als er sich an die Hülfsleistungen und Geldspenden des Sohnes leicht und gern gewöhnt hatte. Ja er hegte den unbescheidenen Wunsch, daß Gotthold in dem für diesen so höchst widerwärtigen Amte verbleiben solle, bis seine zehn, noch unversorgten Söhne alle glücklich zu einer Pfarre befördert seien. Es berührt im höchsten Grade peinlich in den von Kamenz einlaufenden Briefen immer wieder Sätze zu finden, in denen die Bitte um Geld, dessen der Vater so nothwendig bedürfe, Ausdruck fanden; und Lessing mußte trotz seines guten Herzens, seine ganze Festigkeit zusammennehmen, um dieser Forderung, daß er, der ledige Mann, seines Vaters zahlreiche Familie mit durchbringen sollte, die nöthige Ablehnung entgegen zu halten. „Ich bin über die Hälfte meines Lebens", schreibt er dem Vater, „und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen." —

Lessing wußte ja, daß er ein höheres Ziel zu verfolgen hatte als das, wie ein Tagelöhner ums liebe Brod für sich und andere zu arbeiten. Und daß er nicht karg gewesen, können wir, auch ohne die Quittungen nachzusehen, getrost annehmen. Wissen wir doch, wie mildthätig er gegen die Armen auch in Breslau war, wo er oft, Gold und Silber in derselben Tasche tragend,

dem ersten besten Bettler eine von diesen Münzen gab, ohne zu beachten, wie groß sie war, ohne aber auch zu bedenken, ob der Beschenkte die Gabe verdiene. „Wenn wir nur das Verdiente erhielten," antwortete er auf Vorstellungen, welche die Freunde ihm dieser Sorglosigkeit gegenüber machten, „so würden wir wenig unser eigen nennen." — Nicht gleich so freigiebig war er mit seinem Rath. Er konnte nicht umhin sein Mißvergnügen darüber zu äußern, daß seine Brüder immer wieder um Rathschläge baten, denn seiner Meinung nach könnten diejenigen, welche darum bäten, sich nie zu festen Charakteren herausbilden. Sie strebten nur Zeit zu gewinnen, sagt er und „er wolle lieber seinen letzten Pfennig geben, als Rathschläge." „Ein Jeder müsse am besten wissen, was er zu thun vermöge, und was nicht, wenn er überhaupt etwas zu thun vermöge."

Sein Vater hatte ihn bei den öfteren Mahnungen die sichere Stellung zu behalten auch wohl an eine mögliche Krankheit ꝛc. erinnert. „Sich langwierige Krankheiten, oder ich weiß nicht was für Umstände fürchten, die einen außer Stande zu arbeiten setzen könnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung," antwortet er darauf. „Ich habe ein besseres, und ich habe Freunde." Die darin enthaltene feine Ironie wird dem Pastor wohl nicht entgangen sein.

Eine Krankheit stand ihm indessen leider nicht so fern. Er benutzte die größere Muße, welche ihm der Friede gewährte, zu so enthaltendem Studium, daß sein Körper nicht mehr Stand hielt, zumal da das bekannte Leben im Wirthshaus und die leidenschaftliche Erregung am Spieltisch noch dazu kamen. Im Sommer 1764 ereilte ihn ein heftiges Fieber, das sich schon längere Zeit vorher durch körperliche Beängstigungen angekündigt hatte. Mehrere Tage schwebte er in höchster Gefahr und bedurfte der sorgfältigsten Pflege, welche ein Freund übernahm. Am Tage der Krisis fand sein Arzt ihn ruhig und mit bedeutender Miene daliegen, und da ihm dies auffiel, fragte der Freund den Kranken ganz vertraulich, was er denn jetzt denke? „Eben bin ich begierig zu erfahren," erwiederte der Kranke, „was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird." Als ihm der Doktor vorzustellen versuchte, daß dies nicht möglich sei, antwortete er ganz abgebrochen: „Sie intriguiren mich!" Der Zug ist höchst originell, man sieht, daß Lessing selbst im Angesicht des Todes dem Grundsatz seines ganzen Daseins treu blieb: das geistige Thun zu erforschen, um so der Wahrheit näher zu rücken.

Durch eine seltsame Laune des Schicksals fügte es sich so, daß sein Doktor ein eifriger Verehrer Gottscheds war und nun nicht müde wurde, seinen Patienten mit

Gesprächen über die literarischen Verdienste des Leipziger Professors zu unterhalten; Gespräche, welche Lessing, wie er nachher selbst gesteht, mehr quälten als die heftigsten Fieberanfälle.

Nachdem er wieder genesen, waren seine Nerven in einem Zustande ungewohnter Spannung und Reizbarkeit. Bis dahin hatte sein starker Körper allen Anstrengungen und Ueberreizungen Trotz geboten; das war nun anders. Die Freunde in Berlin sorgten natürlich um ihren geliebten Kranken, und wie wohl es Lessing that, in ihrem theilnehmenden Gedenken zu leben, und wie er überall von dieser Krankheit dachte, beweist ein Brief an Ramler, den er im August nach Berlin sandte. „Tausend Dank für Ihre besorgte Freundschaft!" schreibt er. „Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wiederhergestellt; außer, daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll; und alsdann werde ich wie neugeboren sein. Alle Veränderungen unseres Temperaments sind, glaube ich, mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen

Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünschet mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile*) und Lessings werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, liebster Freund, aber womöglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles neunzig Jahre werden; aber, wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele, und ich erst ein einziges gemacht habe! Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel." —

Aber obgleich Lessing körperlich noch schwach und angegriffen war, begann sein Geist doch bald wieder mit alter Kraft zu arbeiten, wobei nicht zu übersehen ist, daß er eine entschieden andere Richtung einschlug. Er schrieb einige Gedichte in komischem Stil und bekam ein Interesse für Novellen, besonders längst vergessene

*) Es ist der breitschultrige Schauspieler Theophilus Döbbelin gemeint.

Romane. Mit Eifer las er die alten „Gesta Romanorum,“ und dabei kam ihm oft der Wunsch, daß sich einige Gelehrte daran machen möchten, um dieselben nach Ursprung und Verbreitung kritisch abzuhandeln. Er prüfte eine Zahl gelehrter und antiquarischer Aufsätze, die sich in seinem Schreibtisch angesammelt hatten, und da es ihm zweifelhaft erschien, daß er dieselben zu einem harmonischen Ganzen vereinigen könnte, so nahm er sich vor, sie einzeln unter dem Titel „Hermäa“ zu veröffentlichen, ein Name, „mit dem die Griechen Alles bezeichneten, was sie zufällig auf dem Wege fanden, denn Hermes war ihnen auch der Gott des Weges und des Zufalles.“

Auch Winkelmanns Kunstgeschichte, welche derselbe zu dieser Zeit veröffentlichte, regte ihn zu ferneren Forschungen auf diesem Gebiet an und beschäftigte ihn eine Zeitlang. Er schenkte der Laokoonsgruppe schon hier eine besondere Aufmerksamkeit und verweilte besonders bei den Grenzen der Malerei und Poesie. Gegen Klose äußerte er seine Besorgniß, daß er nach einer so langen Pause im Studium derartiger Gegenstände sich nicht für fähig halte, ein gutes und zusammenhängendes Werk zu verfassen; besonders aber fürchtete er, daß sein Stil gelitten haben möchte.

Indessen fühlte er sich noch immer nicht wieder

wohl; er konnte einen Schwächezustand, der zurückgeblieben war, nicht überwinden, eine schmerzliche Prüfung für den so überaus nach Thätigkeit strebenden Lessing. „Kränkeln Sie nicht!“ schrieb er an Ramler. „Kränkeln sag' ich; denn seit einiger Zeit halte ich das Kränkeln schlimmer als das Kranksein. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetirt und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen, wie ich will.“

Er brennt vor Begierde die letzte Hand an seine „Minna von Barnhelm“ zu legen, und doch mag er nicht mit halbem Kopfe daran gehen. Von diesem Lustspiel wußte Ramler noch nicht, denn es war ja eines von Lessings letzten Projekten. Und doch harrt er mit Sehnsucht auf das Urtheil der Freunde darüber. Wenn es nicht besser sei, als seine bisherigen dramatischen Stücke, sagt er, so sei er fest entschlossen, sich mit dem Theater nicht mehr abzugeben. Dann fürchtet er wieder, daß er zu lange gefeiert und die Pause ihm doch geschadet. — Obgleich Kritiker aus dieser Zeit Lessing schon jetzt zu den besten deutschen Dichtern zählen, so besaß dieser doch ein zu scharfes und klares Urtheil und übte auch an sich selbst eine zu strenge

Kritik, als daß er seine bisher geschaffenen Theaterstücke für Meisterwerke gehalten hätte. Er kannte ihre schwachen Seiten sehr gut, er wußte, daß sie zu sehr von Stubenluft angekränkelt waren und das Licht der Studirlampe sie zu stark beschienen hatte.

Wiederum machte er Pläne; er wollte Burke's Schrift: „Ueber das Erhabene und Schöne" übersetzen und mit Noten versehen. Auch eine Uebersiedelung nach Wien erwog er wieder, um dort die kaiserliche Bibliothek zu benutzen. Mit Sehnsucht gedachte er des klassischen Bodens; Griechenland war das Ziel seiner Wünsche, sich dort mit den Denkmälern der höchsten Kunst, sich mit dem Volk bekannt zu machen, einer seiner liebsten Träume, mit denen er die müssigen Stunden des Krankenzimmers ausfüllte. Ein Vornehmen reifte indessen während dieser Wochen in ihm zum festen Entschlusse, daß er nämlich nicht länger in seiner jetzigen Stellung verbleiben wolle. Nicht Unzufriedenheit mit seinem Dienst oder Mißstimmung gegen seinen Chef veranlaßte ihn, seinen Abschied zu fordern, aber er schätzte die geistige Arbeit zu hoch, um sie noch länger gegen die Art von administrativer Beschäftigung, wie er sie in Breslau betrieb, aufzugeben. Daneben haßte er auch, so lieb ihm sonst angestrengte Thätigkeit war, vorgeschriebene Arbeit; er wollte lieber von der un=

erbittlichen Nothwendigkeit abhängen, als von der Willkür seiner Vorgesetzten.

Im Januar 1765 theilte er seinem Vater den Entschluß mit. Zugleich bittet er seinen Bruder Karl, „nicht darauf zu rechnen, daß er Studien und Schulden auf der Universität für ihn bezahlen könne.“ „Er wolle thun, was in seinen Kräften stehe,“ fügt er hinzu, „ja er sei bereit, wenn wieder in Berlin, einen Theil seiner Bücher zu verkaufen, um ihm zu helfen.“ Der Winkler'sche Prozeß war jetzt zu Ende geführt, aber nach Abzug der damit verknüpft gewesenen Kosten, blieb ihm nur ein geringer Ueberschuß. Daneben hatte er für sich selbst einige Forderungen zu berichtigen. Bei alledem aber versichert er seinen Eltern immer wieder, daß sie auf ihn rechnen können und mögen. „Meine eifrigsten Wünsche gehen auf das ruhige und zufriedene Alter meiner werthesten Eltern.“

Nach wenigen Monaten, im Frühling des Jahres 1765, war Lessing wieder der „alte Vogel auf dem Dache“; er hatte weder einen bestimmten Wohnort noch eine feste Beschäftigung. Wohin sollte er seinen Flug richten? Sein Studium der Kunst zog ihn mächtig nach dem Süden, er hatte das lebhafteste Verlangen, den Apoll von Belvedere und die Laokoonsgruppe mit eigenen Augen schauen zu können. Aber als seine Freunde ihm

mittheilten, daß sie eine feste, seinen Wünschen und seinem Geschmack entsprechende Anstellung für ihn in Aussicht haben, gab er doch dem Wunsche, sie wieder zu sehen, nach und kehrte nach Berlin zurück. Einen längeren Aufenthalt hatte er keineswegs im Auge, wenn die erwähnte Stellung fehlschlug, wollte er nicht in der Hauptstadt bleiben. Er verließ also Breslau und richtete seine Reiseroute so ein, daß er Kamenz und Leipzig berührte. Im Maï traf er in Berlin ein, Dank der unaufhörlichen Ansprüche seiner Familie nicht reicher, als er die Stadt vor fünf Jahren verlassen hatte. Einen Schatz brachte er jedoch mit, eine werthvolle Bibliothek von mehr als sechstausend Bänden.

Zehntes Kapitel.

Noch einmal in Berlin.

1765—1767. 36.—38. Lebensjahr.

„Was die Großen des Reiches nicht geben, —
Melpomene's Jünger wird es gewähren."
Juvenal.

Zu Anfang des Jahres 1765 war am Hofe Friedrichs des Großen die Stelle des königlichen Bibliothekars erledigt worden, und diese wünschten Lessings Freunde um so sehnlicher von ihm besetzt zu sehen, als damit die Aufsicht über die königliche Antikensammlung und das Münzkabinet verbunden war. Die Erfüllung des Wunsches scheiterte an Friedrichs Abneigung gegen „deutsche Pedanten", denn leider war der sonst so große König in dieser Beziehung selbst der vorurtheilbefangenste Kleinmeister, an dessen Einseitigkeit je das Glück eines verdienstvollen und befähigten Mannes gescheitert ist. Als ihm Lessing in Vorschlag gebracht wurde, lehnte er ihn entschieden ab, denn sein Gedächtniß war zum Unglück viel besser, als seine

Bekanntschaft mit der deutschen Literatur. Lessings erinnerte er sich noch aus dessen Streit mit Voltaire und verband mit dieser Erinnerung die Vorstellung, daß derselbe ein Mann von zweifelhaftem Charakter sei; welche berechtigte Ansprüche Lessing auf eine derartige endliche Versorgung hatte, davon hatte sein König keine Ahnung.

Außer ihm hatte man noch Winkelmann in Aussicht genommen, der auch ohne Zweifel noch nähere Rechte an die Stellung besaß, und Friedrich hatte demselben einen Antrag machen lassen. Einem Winkelmann nachzustehen war für Lessing keine Unehre.

Nachdem er den Gedanken und die Hoffnung auf die Anstellung also aufgegeben, nahm er seine alten Pläne wieder auf, denn er war ja nun wieder auf seine Feder angewiesen. Trotz dieser Aussichtslosigkeit kamen von Kamenz wiederum Bitten um Geld, die ihm seine Mittellosigkeit noch fühlbarer machten und den zum Geben so bereiten zu sagen zwangen, was ihm stets am schwersten wurde: „daß er nicht helfen könne und die Eltern Geduld haben möchten.“ Er hatte für sich selbst nöthige Ausgaben zu berichtigen und seine entbehrlichen Ueberschüsse waren schon längst in des Vaters Kasse übergegangen, oder besser gesagt, durch die Kasse des Kamenzer Pfarrers in alle Welt gegangen.

Zum Ueberfluß aber hatte ihm sein untreuer Diener eine bedeutende Summe Geldes veruntreut.

Diesen hatte er nämlich von Breslau ab mit seinen Büchern und Kleidern direkt nach Berlin geschickt, und der eines solchen Vertrauens höchst Unwürdige hatte sich bei den verschiedenen Wirthen, in deren Häusern er einkehrte, unter dem Vorwande, daß er seines Herrn Bruder sei, Geld und Kredit zu verschaffen gewußt, eine Handlungsweise, die ihm, wie brüderlich er sich gleich dabei benommen, sein Herr als erzürnter Gebieter damit vergalt, daß er ihn entließ. Aber Dank dieser Bedientenreise war Lessings Kleidervorrath entschieden verringert und seine Schuldenlast gewachsen. Die Reisegedanken mußte er bei so wenig gesicherten Geldverhältnissen einmal wieder ganz aufgeben.

Um seinen Eltern einige Hülfe zu leisten, nahm er seinen Bruder Karl zu sich und war dadurch um so mehr gezwungen, die alte literarische Frohnarbeit wieder aufzunehmen.

Das erste, was er vornahm, war der Schluß der Literaturbriefe, die, so lange er nicht Hand angelegt, ihr elendes Dasein nur hingefristet hatten. In diesen letzten Briefen beschäftigte er sich mit dem neu erschienenen Werke eines gewissen Meinhard: „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen

Dichter", eine fleißige und gediegene Arbeit, an der er die angenehme Pflicht des Kritikers erfüllte, sein volles, anerkennendes Lob zu spenden. Interessant ist die darin ausgesprochene Meinung über den Einfluß, welchen die Fürsten auf die Poesie auszuüben vermögen oder nicht vermögen. Meinhard hatte an italienischer und französischer Poesie und Kunst nachgewiesen, daß die Mediceer und Louis XIV. durch ihre großmüthige Beschützung und Aufmunterung die Blüthe der Kunst und Poesie gar nicht so bedeutend beeinflußt und gefördert hätten, als man gewöhnlich annehme, daß vielmehr das wahre Genie gleich einem reißenden Strom sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse bahne. Indem Lessing dieser Ansicht rückhaltlos beitritt, knüpft er die Mahnungen für seine Zeitgenossen und deutschen Brüder im Apoll daran, nicht so häufige und bittere Klage zu führen und in dem Tone der Schmeichelei den Einfluß der Großen auf die Künste so zu übertreiben, daß man die eigennützige Absicht nur allzu deutlich merke. Gerade auf den äußerlichen Zustand der deutschen Literatur, sagt Lessing, könne der Ausspruch Meinhards deutlich angewendet werden.

Für den von Friedrich so gänzlich außer Acht gelassenen Lessing haben die Worte noch mehr als eine objektive Bedeutung, es ist eine jener stolzen

Aeußerungen, mit denen er seine eigenen Enttäuschungen vor der Welt zudeckt und sich selbst tröstet.

An Stelle der so abgeschlossenen Literaturbriefe gab Nicolai eine neue Zeitschrift heraus, die „Allgemeine deutsche Bibliothek", welche als ein so zu sagen kritischer Gerichtshof eine ungeheuerliche, geistige Gewaltherrschaft ausübte, so daß Nicolai's Namen nach und nach eine Bezeichnung für Beschränktheit und Anmaßung wurde. — Lessing lehnte von vornherein jede Theilnahme ab, denn er sah vorher, daß es ein Parteiblatt werden würde. Die Literaturbriefe, an deren Erscheinen er Antheil genommen und die er deshalb auch zu Ende führen wollte, bilden einen Abschnitt in seiner literarischen Laufbahn; denn an einer Zeitschrift hat er sich nie wieder betheiligt.

Die Ausgaben für zwei Menschen und deren Bedürfnisse drückten Lessing allzu bald recht fühlbar, und er mußte daher noch fleißiger sein und seine Thätigkeit besonders auf die Ausführung einiger seiner in Breslau gefaßten Pläne richten. Nun sah er wohl ein, daß er die Vorzüge und Lichtseiten, welche jene allerdings eintönige Beschäftigung ihm doch trotz alledem gewährt hatte, ungerechterweise unterschätzt habe.

Es wurde ihm schwer, sich wieder an die ungesunde, sitzende Lebensweise zu gewöhnen, die ihm in Breslau

in der Erinnerung viel angenehmer und lockender erschienen war. Sowohl er, wie seine Freunde sahen bald, wie schlecht ihm dieses Leben leiblich und geistig genommen bekam. War er in Breslau nicht sein eigener Herr gewesen, so hatten doch die hauptsächlich mechanischen Arbeiten ihn und seinen Geist nicht so in Anspruch genommen, daß er für seine eigenen Arbeiten dadurch an Spannkraft verloren hätte. Jetzt arbeitete er zwar für sich, aber die Sklaverei war nicht geringer, denn er konnte ja nicht in seinen eigenen Ideen und für die Menschheit wirken, seine ganze Arbeit drehte sich nur um den Erwerb des Lebens und mußte einzig darauf ausgehen. Da er aber jetzt noch weniger denn zuvor zu derartiger Arbeit geneigt war, so war er noch mehr als zuvor für Unterbrechungen zugänglich, und diese kamen ihm nicht so viel von außen als in seinem eigenen Studirzimmer.

Wenn er nämlich über seine Arbeit nachdenkend im Zimmer auf und ab ging, fiel sein Blick wohl zufällig auf den Titel eines Buches seiner stattlichen Bibliothek, er nahm es, schaute hinein und fand einen Gedanken darin, der zu dem Gegenstand seiner Ueberlegung nicht die geringste Beziehung hatte, der aber eine Reihe von so trefflichen Gedanken in ihm erweckte,

daß er dieselben notiren mußte, damit sie ihm nicht für immer entschlüpften.

Das führte dann zu anderen Gedanken, die wieder einer Prüfung bedurften, und so verstrich eine Stunde, er wußte nicht wie. —

Inzwischen klopfte es draußen, und er öffnete ärgerlich ob der Störung. — Da stand der Bursche aus der Druckerei vor ihm und fragte nach dem Manuskript. Das Manuskript! ach ja, das war fertig bis auf nochmalige Durchsicht, und die Arbeit hatte er ja auch vornehmen wollen, als er sich früh am Morgen an den Schreibtisch setzte. Bei dem Auf- und Abwandern war es nun unterblieben. Der Druckerbursche mußte also wiederkommen, er that es auch pflichtschuldigst, fand indessen das geforderte Manuskript später ebenso wenig fertig als jetzt; eine abermalige Abschweifung hatte Lessing am Nachmittag den Arbeitsprozeß vom Morgen wiederholen lassen. Die daraus erwachsenden Schwierigkeiten entgingen ihm natürlich nicht, und er entschloß sich nun, den Fuß nicht vom Schreibtisch fortzusetzen, bis das Manuskript fertig war. Aber der Tag neigte sich zu Ende; er fühlte sich von der Stubenluft beklommen; er sagte zu seinem Bruder, daß er erst hinaus müsse oder sonst gar nicht denken könne. Er nahm Rock und Hut und ging fort.

In der Regel führte sein Weg an dem Hause eines Freundes vorbei; was war da natürlicher als hineinzugehen? Man redete über ein interessantes Thema, die Parteien wurden immer wärmer im Verlauf der Wechselrede, und die Zeit verstrich. Lessing bestand allerdings darauf, daß er bald wieder fort müsse, aber wenn er nach Hause kam, war das Manuskript vergessen. Er mußte die Ansichten und Gedanken der Freunde noch überlegen und verfolgen, zergliedern, annehmen oder verwerfen. Beim Schlafengehen faßte er die besten Vorsätze für den folgenden Tag. Am andern Morgen erwachte er mit dumpfem Kopf und verstimmtem Gemüth. Unmuthig äußerte er dann, er wolle lieber sonst etwas thun als dasitzen und seine eigenen Schriften durchlesen, die ihm sowieso nicht einmal gefielen.

„Karl!" pflegte er in solchen Augenblicken zu dem Bruder zu sagen, „die Schriftstellerei ist die widerwärtigste und abgeschmackteste aller Beschäftigungen. Laß Dich von mir warnen." —

Manchmal war er ganz gut im Gange, wenn nur, wie Karl sagte, die Bücher nicht gewesen wären, die ihm immer von Neuem einen Querstrich durch seine Manuskripte machten. — Uebrigens hatten seine innere Unruhe und Mißzufriedenheit ebensoviel Schuld als die Bücher.

Bei alledem war nun aber die Aussicht auf jene Stelle am Hof noch immer nicht ganz versperrt. Friedrich unterhandelte und handelte noch mit Winkelmann, und Lessings Freunde trieben diesen daher, ein abgeschlossenes Werk zu schreiben, durch welches er sich dem König als für die Stelle durchaus geeignet vorstellen solle. Seit fünf Jahren war nichts im Druck von ihm erschienen, es war daher ganz geeignet, daß er wieder hervortrat. So angespornt machte er sich an die Vollendung seiner antiquarischen Aufsätze, die Materialien zum „Laokoon.“ Er unterbreitete die Bruchstücke seinem Freunde Mendelssohn, und sie nahmen den philosophischen Theil mündlich erörternd durch. Mendelssohn versah das Manuskript mit Anmerkungen und Lessing benutzte viele seiner Rathschläge und Winke. Wo es sich um rein künstlerische Fragen handelte, zog er Nicolai zu Rathe, der ein feines Verständniß für die Kunst besaß und dieselbe zu seinem kritischen Studium gemacht hatte. —

Es verbreitete sich infolge dessen das Gerücht, Lessing schreibe gegen Winkelmann, und man erwartete ein Buch im gewohnten, polemischen Stil und voll kritischer Anmerkungen vielleicht mit besonderer Gelehrsamkeit verfaßt, aber immerhin ein Buch, das seinen Ruhm dem Werk entlehnte, dem es entgegen träte. Zu

Anfang des Jahres 1766 kam der erste Theil des „Laokoon“ heraus, „sorglos in die Welt geschleudert,“ wie Lewes schön und treffend bemerkt; denn Lessing zweifelte so an dem Erfolg der Arbeit, daß er den Verleger bat, nur eine ganz kleine Auflage drucken zu lassen, da ja doch Niemand es lesen würde. Aber die staunende Welt empfing ein selbstständiges und unabhängiges Werk, in dem Winkelmann nur als Ausgangspunkt benutzt war und das abgerundet und vollständig in sich selbst dasteht. Lessing sagt allerdings bescheidentlich, daß sein Werk nur eine Sammlung von Aufsätzen sei, welche zufälligerweise und mehr nach der Folge seiner Lektüre entstanden, als durch methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen, also mehr unordentliche Kollektaneen zu einem Buche, denn ein Buch selbst seien. „Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten sein werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung Alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, trotz einer Nation.“ —

Inzwischen waren nun die Unterhandlungen, in welchen der König durch seinen Bevollmächtigten mit Winkelmann stand, zum Abschluß gekommen. Der berühmte Archäologe hatte dem König von Preußen für

eine Stelle gedankt, für deren Repräsentanten Friedrich nicht die Summe als Gehalt aussetzen mochte und wollte, welche jener forderte. Der Unterschied zwischen Angebot und Forderung betrug 500 Thaler. Winkelmann wünschte nämlich 2000 Thaler zu beziehen, und Friedrich, anscheinend entrüstet darüber, daß ein deutscher Gelehrter solche Ansprüche erheben könne, ließ ihm jetzt nur die Hälfte bieten, obgleich er den Gehalt vorher schon auf 1500 Thaler festgesetzt hatte. Hierauf machte Winkelmann ein rasches Ende und zog die Gönnerschaft seines Kardinals und die Annehmlichkeiten seines römischen Lebens der Stellung an dem Hofe des allzu haushälterischen Königs und dem Aufenthalt in dem engen, büreaukratischen Berlin vor. Guichard, der Bevollmächtigte des Königs, den er mit Berufung eines für die fragliche Stelle geeigneten Mannes beauftragt hatte, schlug jetzt Lessing zum zweiten Male vor. Er glaubte es wagen zu dürfen, weil er des Königs Gunst in hohem Maße besaß, aber Friedrich, erzürnte sich über die Hartnäckigkeit, mit der man auf den ihm verhaßten Schriftsteller zurückkam, so sehr, daß er leidenschaftlich erklärte: er wolle keinen „deutschen Pedanten" dazu haben.

Trotzdem versuchte Guichard nochmals geltend zu machen, daß, wenn der König die Stelle nicht mit

einem Deutschen besetze, er überhaupt keinen gelehrten Bibliothekar finden werde, und daß Lessing einer der gelehrtesten Männer im Lande sei. Friedrich untersagte jegliche Erwähnung des Gegenstandes und nachdem er die französischen Gelehrten auf Kosten der deutschen vertheidigt hatte, fügte er hinzu: „er wolle selbst nach Paris schreiben und sich auch ohne ihn und seine Deutschen einen gelehrten Bibliothekar zu verschaffen wissen." Bekannt ist, welch einen entschiedenen Mißgriff er in der Person des Benediktinermönchs Pernety that, und wie gröblich er selbst getäuscht wurde. Der neue Bibliothekar war als solcher völlig untauglich; trotzdem versah er seinen Dienst fünfzehn Jahre lang. Nach Ablauf dieser Zeit legte er das Amt nieder, weil er in seinem Aberglauben fest an die Prophezeiung eines Geistlichen glaubte, der zufolge die Welt untergehen sollte. Und da das Unheil noch dazu in der Mark Brandenburg seinen Anfang zu nehmen hatte, so zog Monsieur vor, dem verhängnißvollen Schauplatz etwas ferner zu rücken.

Die beklagenswerthe Abneigung, welche Friedrich gegen seine eigenen Gelehrten hatte, und der Mangel an Werthschätzung seines großen Zeitgenossen muß in seiner durchaus französischen Erziehung gesucht und kann damit entschuldigt werden; auch läßt es sich leider nicht ganz wegleugnen, daß sein Vorurtheil gegen

deutsche Gelehrte einer gewissen Begründung nicht entbehrte. Außer Lessing, der in der That ein gebildeter Mann und fein in seinem Benehmen wie seiner ganzen Lebensart war, konnte man die anderen Jünger des Apoll und der Musen in die Kategorie, entweder der nachlässigen Träumer, oder der pedantischen Stubenhocker bringen. Daß der König nichts desto weniger ein Auge für die geistigen Fähigkeiten seines Volkes hatte, und daß er die französische Literatur nur stellenweise seiner Beachtung würdigte, ist bekannt. Von dem vollen Verständniß, das er für den geistigen Gehalt der Deutschen hatte, zeugt die bekannte Stelle in seinen Schriften. „Der deutschen Nation," sagt er, „fehlt es nicht an Genie und Geist, allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie verhinderte, sich zu gleicher Zeit mit ihren Nachbarn aufzuschwingen. Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, ein Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Genuß sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, sich von einem Ende Europas zum andern verbreitet."

Friedrich machte sich durch Stiftung einer deutschen

Gesellschaft in Königsberg selbst um die Sprache verdient; er sorgte, daß in den Schulen ein gründlicher Unterricht in der deutschen Muttersprache ertheilt wurde, und er führte dieselbe in der Akademie der Wissenschaften in Berlin ein. In seinem Alter ließ er sich Cicero's Werk „Ueber die Pflichten" ins Deutsche übertragen, um es leichter lesen zu können, und lohnte den Uebersetzer für die treffliche Arbeit, wie ein König lohnen soll. Daß er Gellert und Geßner schätzte, ist ebenso bekannt, wie seine Abneigung gegen Gottsched. Ja, hätte der Letztere nicht als Koryphäe an der Spitze der deutschen Literatur gestanden, wer weiß, ob Friedrich nicht eingänglicher für die zu seiner Zeit glänzenden Sterne der aufblühenden Literatur, gegen einen Klopstock, Wieland und Lessing gewesen wäre.

Ein Philosoph und Forscher, wie Friedrich einer war, der den Grundsatz aussprach: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht, der sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden!" hätte bei näherer Bekanntschaft die geistige Verwandtschaft, in der Lessing und er standen, erkennen müssen; und welch ein anderes Loos hätte dann unser großer Todter gehabt, welch weitere Werke hätte er bei anderen Verhältnissen Zeit und Muße gehabt, zu unserer Freude und Lehre noch zu schreiben! — Aber es ist ja der

größte Schaden der Mittelmäßigkeit, daß sie dem Besonderen und Höheren im Wege steht, und die deutschen Pedanten haben Lessing bei seinem Könige entschieden im Lichte gestanden.

Als er des Königs Entscheidung vernahm, hatte er nur den einen Wunsch, von Berlin fortzukommen, gleichviel, wohin es sei. Ort und Verhältnisse, Land und Leute waren ihm unerträglich, was sollte er hier, wo man seine Verdienste nicht anerkannte, sein Streben nicht verstand, von seinen Ansprüchen nichts wissen wollte! Ein junger Adliger bat ihn um seine Begleitung; derselbe ging nach dem lieblichen Pyrmont, und Lessing folgte der Einladung.

Sie reisten im Juni ab, und schlugen den Weg über Halberstadt ein, um Gleim zu besuchen, welcher dem Freunde Bücher und Börse zur Verfügung stellte, und es nicht fassen konnte und mochte, daß sein angebeteter König sich schon entschieden und zwar in dieser Weise entschieden haben sollte. Er wurde fast irre an dem großen Friedrich, der sich einen Lessing hatte entgehen lassen. „Himmel und Hölle hätte ich bewegt, Sie bei uns zu behalten,“ hatte er schon im März des Jahres (1767) an Lessing geschrieben, „wär' ich wie mancher, z. B. Sulzer, in Berlin gewesen. Denn nicht dem, der wegen seiner französischen

Erziehung gleichgültig gegen alles, was deutsch geworden ist, sondern denen, die sich für deutsche Patrioten ausgeben, und nicht alle Mühe angewandt, einen Lessing im Lande zu behalten, diesen leg' ich es zur Last, daß wir ihn verlieren." So suchte der freundliche und königlich gesinnte Sänger der Grenadierlieder die Ehre seines Landesherrn zu retten.

Auf der Rückreise von Pyrmont blieb Lessing einige Tage in Göttingen, um seinen alten Lehrer Kästner aufzusuchen, und auch seinem ersten Gönner, Professor Michaelis einen Besuch abzustatten. Den Letzteren regte er bei der Gelegenheit zu einer seiner wichtigsten Arbeiten an; indem er ihn bestimmte der Uebersetzung seiner Bibel kritische Anmerkungen für die Laien unter seinen Lesern beizufügen. Die Christen, bemerkte Lessing, hörten von dem, was die Gelehrten in ihren Studirzimmern ausdächten, in den Hörsälen vorbrächten, oder in ihren gelehrten, gewöhnlich lateinischen Werken veröffentlichten, so wenig und wüßten es noch weniger anzuwenden; so daß er hoffe, Michaelis' Arbeit werde einem wirklichen Bedürfniß entgegen kommen.

Im August traf er wieder in Berlin ein; Pläne und Gegenpläne beschäftigten ihn, Verdrießlichkeiten verschiedener Art drängten auf ihn ein. Vom Oktober liegt ein Brief an Gleim vor, aus dessen Zeilen eine

verzweifelte Stimmung spricht. Er sendet das geborgte Geld zurück, und bittet den Freund mit seiner Nachlässigkeit und daß es jetzt erst geschehe, Nachsicht zu haben, und ebenso wegen seiner Verstimmung nicht mit ihm zu rechten. Wenn der gute Gleim nur hätte helfen können; er hätte es so gern gethan! —

So lebte Lessing unter den Freunden, mit denen die Abendstunden ihn vereinigten. Ein charakteristischer Zug seiner zu Paradoxen geneigten Natur ist uns aus dieser Zeit durch seinen Bruder Karl aufbewahrt geblieben. Bei einem Beisammensein mit den Freunden, unter denen sich auch Ramler befand, kam das Gespräch auf die Frage, welche Themata sich am besten für die Komödien eigneten. Lessing behauptete in einer jener seltsamen Launen, denen er sich wohl hingeben konnte, daß jegliches Thema sowohl für die Tragödien wie für die Komödien passend und tauglich sei, da die Ausarbeitung des Stoffes, aber nicht der Stoff selbst das Wesentliche dabei sei, eine Behauptung, welche mit dem Geist des „Laokoon" und seinem Briefe in der „theatralischen Bibliothek" in entschiedenem Widerspruch stand. „Beweisen Sie es praktisch," erwiederten ihm seine Freunde.

„Warum nicht?" entgegnete Lessing.

„Gut, schreiben Sie eine Komödie, in welcher ein Schlaftrunk die Katastrophe bildet."

Lessing war es zufrieden und fing sofort an. Er entwarf das Stück, aber nach dem erhaltenen Auszug zu urtheilen, würde es kein werthvoller Beitrag zu seinen dramatischen Dichtungen gewesen sein.

Die Scene bewegt sich in dem Stande, dem er die Figuren zu „Minna von Barnhelm" entlehnt hat, der darin herrschende Ton ist indessen viel gewöhnlicher und die Skizze bietet nichts, was zu der Annahme berechtigte, daß es die „Minna" erreicht haben würde. Eine unerwartet von Hamburg kommende Berufung unterbrach die Arbeit; es war dies eine Wendung seines Schicksals, die ihn alle andern Pläne und Vorhaben ändern ließ.

Die Stadt Hamburg hatte sich seit einer Reihe von Jahren schon in ihrem Streben, ein gutes Theater zu besitzen, vortheilhaft ausgezeichnet, und Schauspieler wie Eckhoff, Ackermann, Brückner u. a. hatten ihre Bestrebungen dem Ziel nahe geführt. Aber immer waren es wandernde Truppen, in deren Händen das Theater lag, und dieses hemmte den Aufschwung natürlich sehr. Man wollte deshalb ein ständiges Stadttheater gründen, und den Direktor eines solchen durch feste Besoldung so stellen, daß er nur die Interessen der Kunst, sowohl in Betreff auf die Theaterstücke wie die Schauspieler zu berücksichtigen brauchte.

Zur Förderung dieses Planes bot sich bald eine günstige Gelegenheit. Die Gesellschaft des Direktors Ackermann, welche zur Zeit in Hamburg spielte, löste sich nämlich in Folge einer elenden Bühnen-Kabale auf, deren Ursache in der Eitelkeit und Eifersucht der Primadonna zu suchen war. Nun hatte ein Schriftsteller, Namens Friedrich Loewen schon seit geraumer Zeit auf eine Theaterreform hingearbeitet, und die Gelegenheit kam ihm recht zu Statten. Loewen war der Schwiegersohn eines Schauspieldirektors, und seine Frau gereichte der Bühne durch ihre vortrefflichen Leistungen zur Zierde und Ehre; dadurch stand er nun natürlich mit den Hamburger Schauspielern in intimem Verkehr. Schon im Jahre 1755 hatte er einen Aufsatz über die Mimik verfaßt, und kurze Zeit vor dieser Theaterkrisis, die für Lessing so bedeutsam werden sollte, hatte er eine „Geschichte des deutschen Theaters“ veröffentlicht. Es konnte also nicht fehlen, daß Loewen jetzt die Seele der Reformen wurde. Auf seine Anregung traten nunmehr zwölf Hamburger Kaufleute und angesehene Bürger zusammen, um ein stehendes deutsches „National-Theater“ zu gründen, zu dem Loewen Vorschläge unterbreitete. Das Unternehmen ruhte auf soliden Grundlagen. Damit die Kunst nicht nach Brod zu gehen, sich nicht aus pekuniären Rücksichten herabzu-

lassen und um den niedern Geschmack der Menge zu buhlen brauchte, hatten jene Kaufleute das nöthige Kapital vorgestreckt, welche Summe durch ein Komite verwaltet wurde, und für welche die Darleiher Hoffnung auf eine schließliche Dividende hatten. Man gewann den tüchtigen, erfahrenen Ackermann mit den besten und geschultesten Mitgliedern seiner Truppe nebst allen Theaterrequisiten, welche er besaß, für das Unternehmen; um die Schauspieler zu fesseln und die Ständigkeit des Theaters zu sichern, stellte man denselben eine lebenslängliche Versorgung in Aussicht, und man ergriff die besten Mittel, um die Darstellungen zu dem gewünschten Ziel zu führen. Um jedoch auch auf das Darzustellende einzuwirken, schrieb man einen Preis von je fünfzig Dukaten für die beste dramatische Leistung aus, welche Aufmunterung jährlich wiederholt wurde; denn hier hatten einflußreiche, geschmackvolle Männer erkannt, daß Deutschland einen höheren Ruhm beanspruchen konnte, als nur Uebersetzungen anderer Völker aufzuführen. Die Vertheilung der finanziellen und technischen Obliegenheiten war aufs beste besorgt, die beiden Gebiete streng geschieden, und da die Leitung der eigentlichen auf das Drama bezüglichen Verhältnisse so aller Sorge für die dazu nöthigen Mittel überhoben war, so freute man sich schon im vor-

aus des Aufschwunges, den die Kunst nehmen werde und könne. Sogar für Ausbildung guter Schauspieler auf Fachschulen sollte Sorge getragen werden, und man hoffte den dramatischen Geschmack des Publikums durch alles dieses bedeutsam zu heben. Für die Stelle eines Dramaturgisten und Kritikers, zu dem man einen Schriftsteller und Aesthetiker zu haben wünschte, schlug der uneigennützige Loewen, welcher Direktor des technischen Theils war, in seiner wahren Begeisterung für die Sache Lessing vor, und er hätte keinen würdigeren und geeigneteren Mann dazu wählen können.. Seine Kollegen stimmten bei und bewiesen dadurch ihre Fähigkeit eine solche Sache aufnehmen zu können. Man setzte für den Repräsentanten der Stelle achthundert Thaler aus und das Komite bat Nicolai zu erforschen, wie sich Lessing einem Antrag gegenüber stellen werde. Natürlich war das Unternehmen nur nach Lessings Herzen, und selbst wenn er nicht, wie er sagt, „wieder einmal müssig am Markte gestanden und gewartet hätte, ob Niemand ihn dingen wollte," hätte er eine solche Aussicht mit Freuden begrüßt, denn wir wissen ja, daß er um Geld sich nie band oder in Stellung begab. Er entschloß sich also nach Hamburg zu gehen, um sich an Ort und Stelle ein sicheres Urtheil zu bilden und die Verhältnisse selbst in Augenschein zu nehmen.

Seine Vorliebe für die Bühne drohte schon bedeutend an Stärke abzunehmen, und der Vorschlag traf also gerade zur rechten Zeit ein, um der alten Neigung neue Nahrung zu geben. Ein ständiges „National-Theater,“ das war ja der Traum seiner Jugend, war die Erfüllung seiner späteren Wünsche, war das Ziel, welches er für sein Volk und dessen geistiges Leben erstrebt hatte! Daß sein Vaterland kein National-Theater besaß, — war sein Kummer gewesen, von Leipzig nach Berlin und wieder zurück denselben Weg, war der Mangel, unter dem er gelitten, den er noch immer bitter empfand. Sein mit der Flagge der Unabhängigkeit gewimpeltes Boot, in dem sein Drama auf den Wellen trieb, war an dieser Klippe gescheitert, sein Eifer so oft abgekühlt in dieser frostigen Leere, die ihn ab- und ausstieß. Ohne stehende Bühne, ohne organisirte Gesellschaften hatte Alles bisher nur Versuch sein und bleiben können. Die Hoffnung vorwärts schreiten zu können war längst aufgegeben, und so darf es nicht Wunder nehmen, daß sowohl Schauspieler wie Publikum mißtrauisch und gleichgültig geworden waren. Hier eröffnete sich nun eine wirklich sichere Aussicht auf Verbesserung; der Ort wo, und die Verhältnisse, unter denen das Anerbieten gemacht wurde, waren besonders günstig und ließen auf Erfolg rechnen. In der unabhängigen Hansastadt mit

einer reichen, handeltreibenden Bevölkerung konnten die engherzigen und pedantischen Ideen und Anschauungen unmöglich so vertreten sein, wie in dem bureaukratischen Leipzig; in der kleinen Republik fand er sicher nicht den Höflingston, die Bedientenhaftigkeit und den Hang zur Schmeichelei wie in Berlin. Dazu waren die unabhängigen Bürger des kleinen Volksstaates auch nicht so arg angesteckt von der nationalen Verderbniß, der Nachäfferei des Franzosenthums. Lessing entsann sich sehr wohl des vollen Hauses, welches Eckhoff heranzog, als er Hamburg auf seiner Reise mit Winkler besucht hatte; es war eine angenehme Erinnerung, die er an die Stadt und den Geschmack ihrer Einwohner bewahrt hatte. Somit hatten die Absichten und Ziele der Unternehmer, wie das nicht anders zu erwarten war, seinen ganzen Beifall, und zufolge seiner Neigung Alles im besten Lichte anzusehen, hegte er die weitgehendsten Hoffnungen für den Erfolg. In seiner edlen, vertrauenden Natur versäumte er hinter die Konlissen zu schauen und die Minen und Gegenminen zu entdecken, die sich auch dort entgegenarbeiteten.

„Die Sache, wegen der ich hier nach Hamburg gekommen bin," schreibt er im Dezember 1766 an seinen Bruder Karl, „nimmt ihren guten Gang, und es kommt nur auf mich an, sie unter den vor-

theilhaftesten Bedingungen abzuschließen. Allein du kennst mich, und weißt, daß der klingende Vortheil bei mir nicht eben der vornehmste ist, und solchem nach äußern sich andere Bedenklichkeiten, derentwegen ich erst beruhigt sein muß, ehe ich mich völlig bestimme."

Diese Bedenklichkeiten bezogen sich auf die Forderung der Direktion, daß er sich verpflichten solle, eine bestimmte Anzahl von Originalstücken für die neue Bühne zu liefern, welche Forderung er indessen entschieden ablehnte, da er seine Produktivität kannte, und wußte, daß poetisches Schaffen allemal kein leichter Prozeß bei ihm war.

„Was Goldoni für das italienische Theater that, der es in einem Jahre um dreizehn neue Stücke bereicherte," sagt Lessing in der Schlußnummer der Dramaturgie, „das muß ich für die deutsche Bühne zu thun fein bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte." Es ist an dieser Stelle, wo er das berühmte Selbstbekenntniß ablegt, daß er sich nicht für einen Dichter halte: „Man erweist mir manchmal die Ehre mich für einen Dichter zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man so freigebig nicht folgern. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust

und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken."

Seinem Bruder gab er die Weisung seiner Wirthin auf alle Fälle die Wohnung zu kündigen, denn länger als Ostern wolle er, es komme wie es wolle, — nicht in Berlin bleiben. Da der Direktor in Hamburg ihn jedoch unter allen Umständen halten, und den Plan mit Lessings Namen verbinden wollte, so trat man seinen Vorschlägen bei und stellte ihn nur als Theater-Kritiker an.

Lessing konnte sich nicht ganz verhehlen, daß seine persönliche Stellung nicht auf untrüglich sichern Grundlagen ruhte, und besonders die finanziellen Verhältnisse eine Nachhülfe vertragen konnten. So beschloß er denn von vorn herein sich nach einem

Nebenerwerb umzusehen, und es bot sich auch bald Gelegenheit zu einem scheinbar guten industriellen Unternehmen. Ein Literat, Namens Bode, dessen Bekanntschaft er in Hamburg gemacht, hatte durch eine reiche Heirath die Mittel gewonnen, um eine Druckerei gründen zu können. Mit ihm verband sich Lessing. Die Druckerei sollte mit dem neuen Theater verknüpft und alle für dasselbe erforderlichen Drucksachen in der Bode'schen Officin gefertigt werden. Zugleich aber wollten sie die Druckerei zu einem Verlagsgeschäft erweitern, dessen Oberleitung Lessing übernehmen sollte. Mit seinen eigenen Werken und denen seiner Freunde wollten sie den Anfang machen. Auch dieser Plan entsprach Lessings liebsten Wünschen, und Hamburg verhieß ihm also nur Angenehmes. In heiterster Stimmung über, voll sanguinischer Hoffnungen und Pläne für die unerwartete Zukunft, welche sich vor ihm aufthat, kehrte er nach Berlin zurück. Seine erste Arbeit war, eine neue Auflage von seinen Theaterstücken herauszugeben und die vollendende Hand an die „Minna von Barnhelm" zu legen, um dieses Lustspiel mit den andern zu veröffentlichen. Seinem Versprechen gemäß zeigte er es jetzt erst Ramler, indem er ihm die verschiedenen Aufzüge nach und nach brachte. Dieser las sie einzeln, und hängte jedem eine Kritik oder geeignete

Bemerkungen an, welche Lessing alle mit zwei oder drei Ausnahmen benutzte. Er hoffte, daß der Erfolg dieser zweiten Auflage die mit seiner Uebersiedelung nach Hamburg verbundenen Ausgaben decken würde, aber der Gewinn fiel sehr mikroskopisch aus. Er sah sich zu seinem größten Leid genöthigt seine Bibliothek zu veräußern, und sich von den Büchern zu trennen, die er mit so viel Freude und Entzücken erst wenige Jahre zuvor gesammelt hatte. Nur einige, wenige Werke, die ihm in seiner zukünftigen Stellung und bei dem in Aussicht stehenden Unternehmen, sowie zu Arbeiten, die er unter der Feder hatte, nöthig waren, behielt er. Er hoffte mit dem Ertrag seine Berliner Schulden bezahlen zu können und noch einen guten Ueberschuß zur Anlage in Bode's Geschäft zu behalten; aber auch hier blieb der Erfolg weit hinter seinen Erwartungen zurück. Zu alle dem hatte er noch einen sehr ärgerlichen Verlust, denn sein Diener, ein recht würdiger Nachfolger des ersten, hatte ihm nicht nur Geld und Kleider gestohlen, sondern, was Lessing viel empfindlicher traf, einige seiner werthvollsten und seltensten Bücher. „Meine Bibliothek wird springen," schreibt er an Gleim, „ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen angefangenen Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich

mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was ist zu thun?" — Der treue Gleim wußte was es seinem Lessing kostete. „Welch ein Jammer," antwortet der Gute, „daß ich nicht den Augenblick Ihnen den Werth geben und sie Ihnen auf lebenslang zum Gebrauch lassen kann. Sagen Sie doch, liebster Lessing, was kann ich dazu beitragen? Könnten wir, ich, Nicolai, Moses, Ihre besten Freunde, nicht so viel zusammenschießen, als Ihnen nöthig ist? Zu Allem, zu Allem bin ich bereit."

Nur noch kurze Zeit blieb ihm in Berlin, um seine angefangenen Arbeiten zu vollenden, einigen Obliegenheiten nachzukommen und Allerlei zu lösen, wie es nicht ausbleibt, wenn man einen Ort verläßt, an dem man Jahre in einem Streben und Leben zugebracht, wie Lessing es verfolgt. „Ja ich bin in Hamburg gewesen," schreibt er an Gleim, „und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hinzugehen, wahrscheinlich um auf immer dort zu bleiben. Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben. — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Doch ich brauche Ihnen nichts zu verhehlen.

Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater, und den Entrepreneurs desselben, eine Art Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: Quod non dant proceres, dabit Histrio.*) —"

Der „Laokoon" trat nun wieder in den Hintergrund vor der neuen, so großen Erregung der theatralischen Interessen. „Mein Laokoon ist nun wieder Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben für den großen Haufen unserer Leser auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich jetzt lesen, verstehn von der Sache ebenso viel wie ich, und mehr." So läßt er sich in seiner Bescheidenheit über das Werk aus, mit dem eine ganz neue Aera unserer Kunst und der Ansichten über dieselbe anbrach.

Nachdem in Hamburg alles fest war, kam ihm ein Anerbieten von Kassel, welches er den unermüdlichen Bemühungen Gleims und des Herrn von Spiegel daselbst zu danken hatte. Es war eine Professur der Alterthumskunde, welche man ihm antrug, und da zugleich das Inspektorat der Kunstsammlungen damit verknüpft war, so wäre die Stelle allerdings recht für

*) Was die Großen des Reiches nicht geben,
Melpomene's Jünger wird es gewähren.

ihn gewesen. — Aber er lehnte natürlich ab, er war ja gebunden, und außerdem zog er Hamburg vor. Zu Illusionen geneigt, wie er war, dachte er, daß die Stellung in der Elbstadt ihm ein freieres und unabhängigeres Leben gewähren würde; und wenn ein Skeptiker auch hätte voraussagen mögen, daß die hochgehenden Hamburger Pläne an der Gleichgültigkeit des deutschen Volkes gegenüber den literarischen Interessen zu Grunde gehen würden, — daß der Zeitpunkt so bald heranrücken werde, konnte Niemand vorher sehen. —

In den ersten Tagen des Monats April verließ Lessing Berlin in seiner gewöhnlichen Art, Niemand zuvor benachrichtigend. Er war sehr empfindlich für den Schmerz, den die Trennung von Freunden ihm verursachte und ersparte sich ihn deshalb gern. Diesmal fügte es der Zufall sogar, daß er nicht einmal von seinem Bruder Abschied nahm. Sentimentalität und eine Hingabe an Gefühle war ihm verhaßt; von Hamburg aus schrieb er an Karl: „Du wirst von Herrn Ramler gehört haben, wie es gekommen, daß ich ohne Dich noch einmal zu sprechen habe abreisen müssen. Alles, was Brüder einander bei ihrem Abschiede zu sagen haben, versteht sich unter uns Beiden von selbst." Daß es ihm nicht leicht wurde, Berlin und die Hoffnungen, welche er auf Friedrichs

Hauptstadt gebaut, aufzugeben, zeigt eine Bemerkung, die sich noch im Dezember des Jahres in einem Briefe an seinen Vater findet. „Ich bin von Berlin fortgegangen, nachdem mir das einzige, worauf ich so lange gehofft, und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen!“

Er war bitter geworden auf Berlin und König Friedrich, trotz seiner, in dem Schluß der Literaturbriefe abgegebenen Erklärung über den Einfluß der Fürstengunst. Wohl bahnte auch er sich dem gewaltigen Strome gleich den eigenen Weg, aber er konnte noch immer das ruhige Bett nicht finden, in dem er dann auch dem Strome gleich, hätte friedlich weiter ziehen können. Zu der Zeit, wo wir ihn vorhin von Berlin haben abreisen sehen, strebte er freilich noch in fröhlicher Hoffnung nach Nordwest; die liebliche Täuschung malte ihm im voraus ein sicheres Heim nach seinem Herzen aus, und eine gütige Vorsehung, die uns den Blick in die Zukunft verkürzt, erlaubt ja immer der Hoffnung zur rechten Zeit den farbenreichen Zeichenstift zu gebrauchen.

Elftes Kapitel.

„Laokoon."

„Ich werde meine Gedanken hier ganz außer der Reihe, aber doch nicht verwirrt oder planlos niederschreiben; das ist die wahre Ordnung, und durch diese Regellosigkeit wird mein Ziel stets deutlich erkennbar sein."

Pascal.

I.

In Breslau hatte sich Lessing viel mit dem Studium des Alterthums beschäftigt, und es war damit ein bedeutsames Interesse an den schönen Künsten in ihm erweckt worden, trotzdem ihm nur erst wenige klassische Werke zu Gesicht gekommen waren. Ja, was er davon wußte, hatte er zumeist den Schriften des Spence, Richardson, Hogarth, Webb, du Bos und Caylus entnommen. Winkelmanns erste Arbeit, die derselbe 1755 veröffentlichte: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Baukunst" hatte ihn dann veranlaßt tiefer in die Sache einzudringen.

Dieser berühmte Kunstkenner, „der Columbus auf

dem Gebiet der Kunst, welcher ihr eine neue Welt, die Idee der Schönheit entdeckte," wie Göthe sagt, hatte mit diesem Werke den Verirrungen des Rokoko-Geschmacks den Krieg erklärt und ausgesprochen, daß der einzige Weg, um nach dieser Richtung hin etwas Großes zu leisten, der sei, welchen Michel Angelo, Rafael, und Poussin betreten, und daß man denselben daher verfolgen müsse; hier aber war er stehen geblieben. Er hatte gegen die Unnatur gesprochen, gegen die übertriebene Leidenschaftlichkeit gekämpft und auf die edle Einfachheit und Ruhe der griechischen Kunst verwiesen; aber er hatte nichts eingewendet gegen die gängige, ebenso leidenschaftliche Vorliebe für die Allegorie; er hatte im Gegentheil ein warmes Wort zu Gunsten derselben geredet; denn er hielt es für möglich, daß der Maler dem Dichter folgen könne. Dieses gab Lessing Gelegenheit gegen eine Neigung „selbst der klarsten und feinsten Köpfe der Gegenwart" zu Felde zu ziehen, die Neigung nämlich zwei Künste zu vermischen, die, obgleich sie Schwestern sind, sich dennoch schroff gegenüberstehen.

Dem falschen Geschmack und den unbegründeten Urtheilen, welche die Schilderungssucht in der Poesie sowie das Allegorisiren in der Malerei erzeugt hatte, entgegen zu arbeiten, und beiden Schwesterkünsten ihre

zukommenden Grenzen bestimmt und klar vorzuzeichnen, war die vornehmste Absicht des „Laokoon.“

Er wollte die Künste dadurch ein für allemal trennen, und wie erfolgreich er seine Absicht erreicht, beweist der einstimmige Ausspruch der Kritik, daß Lessing für Kunst und Kritik das gethan hat, was Adam Smith auf dem Gebiet der politischen Oekonomie leistete. Der Schwerpunkt des Werkes liegt auf dem Gebiet der Poesie. Der leidenschaftlichen Begeisterung Winkelmanns und seines Kreises für die bildende Kunst sollte im „Laokoon“ ein Gewicht entgegen gestellt werden, damit die Poesie, nach oft einseitiger Vergleichung mit der Plastik und Malerei, zu ihrem vollen Rechte gelange. Denn hier war Lessing entschieden der Meister. In Bezug auf die bildende Kunst fehlte es ihm an Vorbildung durch Anschauung der Kunstwerke, wie sie Winkelmann zugänglich waren. Er kannte einige Kupferstichsammlungen, wenige Gemäldegallerien und die plastischen Antiken, welche damals in Dresden waren. Doch scheint es zweifelhaft, ob er je die Laokoonsgruppe in plastischer Form und der Größe des Originals gesehen hat, denn in Leipzig befand sich damals nur ein Abdruck von dem Kopfe des Laokoon.

Um den wunderbaren Einfluß, welchen das Werk ausgeübt, ganz zu fassen, ist es nöthig sich in die Zeit

zurück zu versetzen, zu welcher dasselbe geschrieben wurde. Die Grundregeln, welche Lessing darin für die Kunst aufstellt, sind jetzt so ganz Allgemeingut geworden, daß man sie heute in den Fibeln der Kunst-Bildung findet, und es könnte fast ein Eingriff erscheinen, wenn hier eine genaue Zergliederung derselben Platz findet; doch ist der Stoff immer anziehend und anregend.

Vor hundert Jahren waren die von Lessing aufgestellten Grundbedingungen für das Wesen der Malerei und Dichtkunst indessen durchaus nicht so klar erkannt; es herrschte vielmehr die größte Verwirrung über den Begriff, wie weit die verschiedenen Künste gehen dürften. Man behauptete als unumstößliche Wahrheit, daß beide dieselbe Sphäre haben, und es ist einleuchtend, daß Dichter sowie Maler und Bildhauer infolge dessen Arbeiten übernahmen, welche mit den ihnen gesteckten Grenzen auch ihre Kräfte überstiegen. Der so einfache und werthvolle Grundsatz, daß der Meister in der Beschränkung am größten ist, war noch nicht aufgestellt. Zwar lag das Bestreben, die Irrthümer durch bestimmte Regeln zu berichtigen, gewissermaßen in der Luft des achtzehnten Jahrhunderts. Man wollte alles durch feste Gesetze bestimmen und diesen Gesetzen unterwerfen. Daß jedoch die Neigung zur Klassifikation wieder zu Irrthümern führte, und die Ideen durch zu

enge Grenzen beschränkt wurden, war eine unvermeidliche Folge, wenn sie gleich aus dem edlen Drang entsprang, auf alle Fälle Klarheit zu schaffen, sodaß sie trotz alledem die größte Achtung verdient.

Den Geschmack als an bestimmte Grenzen gebunden anzusehen und nicht der Phantasie jedes Einzelnen zu überlassen, war unbekannt.

Der Erste, welcher den Versuch machte, eine Theorie über die schönen Künste aufzustellen, war A. G. Baumgarten, ein Nachfolger Wolffs. Er war es auch, der für die Theorie über das Wesen des Schönen und die Vorstellungen auf dem Gebiete des Geschmackes zuerst den Ausdruck Aesthetik anwendete. Doch ging seine Arbeit nicht über eine Zeichnung der scharfen Umrisse hinaus, durch die er den Gegensatz des Schönen und Häßlichen feststellte. Die Gelehrten nahmen sein Werk in die Hand und stellten mit der peinlichsten Pedanterie Lehrsätze daraus auf. Sie versäumten indessen zu erkennen, daß die schönen Künste ihre Wurzel in der Seelenlehre und sinnlichen Anschauung haben, und deshalb in Bezug auf die Aesthetik nur Mittel zum Zweck sein können; d. h. daß man die Grundsätze für die Kunst nicht aus ihr selbst und ihren Erzeugnissen schöpfen kann, sondern, daß die festen und ewig gültigen Gesetze für dieselbe und ihre Darstellungs-

fähigkeit nur aus der Wissenschaft, von dem Wesen, den Veränderungen und Thätigkeiten der Seele als der Trägerin des geistigen Lebens gewonnen werden müssen, und daß infolge dessen das eigentliche Wesen und die Bestimmung der schönen Künste nicht scharf genug festgestellt werden können. Sie verrannten sich hoffnungslos in die blendende Antithese des Simonides, daß die Malerei eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei sei, welchen Ausspruch sie als unwiderleglich annahmen. Es war dies, wie Lessing bemerkt, ein Einfall des „griechischen Voltaire," wie er deren mehrere hatte, dessen wahrer Theil, nämlich die vollkommene Aehnlichkeit der Wirkung, welche beide Künste haben, — indem ein Gemälde zu uns spricht und ein Gedicht uns anschaulich wird — so einleuchtend war, daß man das Falsche und Unbestimmte, welches er mit sich führte, übersehen zu müssen glaubte.

Durch das Räthselhafte, Pythische des Behauptungssatzes war Baumgarten zu seiner Aesthetik veranlaßt, die Lösung war dem „Laokoon" vorbehalten. Die ersten Schriftsteller, welche versuchten die Kunst zu erörtern, hatten denselben Grundsatz vorgeschlagen und angenommen; Dryden hatte ihn in seinem Aufsatz: „Parallele zwischen der Dichtkunst und der Malerei" für richtig erklärt; du Fresnoy hatte ihn noch nach-

drücklicher aufrecht gehalten, ja um ihn kräftiger zu stützen hatte er sogar des Horaz' „Ut pictura poesis“ (Wie ein Gemälde der Poesie) angeführt und fälschlich ausgelegt; auch Fénélon, der Abbé du Bos in seinen Réflections critiques sur la Poésie et la Peinture, ein Werk, welches viele Gesichtspunkte enthält, denen wir im „Laokoon“ begegnen, und Andere schrieben und sprachen dafür. Noch genauer wurde der Satz von englischen Dichtern und Künstlern als Gesetz aufrecht gehalten. Spence (Polymetis) und Addison legten Kunstwerken überhaupt keinen wirklichen Werth bei, wenn sie nicht Stellen aus römischen Dichtern illustrirten. Daniel Webb hatte sogar Tizian einen Dichter und Shakespeare einen Maler genannt. Es galt für unbestritten richtig, daß die beiden Künste in den Vorwürfen wie in der Behandlungsweise derselben nicht nur das Aehnliche wählen, sondern vollkommen harmoniren könnten und müßten, daß der Dichter malen dürfe und der Maler dichten. In Bezug auf diese erstere Freiheit hatte Thomson in seinen „Jahreszeiten,“ durch eine Nachahmung der malerischen Effekte, welche bis zur Unmöglichkeit geht, den Weg kühn und sicher vorgezeigt, und Lessing hatte in seiner Jugend selbst ausgesprochen, daß er Thomson für den größten malerischen Dichter anerkenne.

Während nun aber ein Jeder die Aehnlichkeit der beiden Gattungen: Malerei und Poesie übertrieb, bestimmte er die bezüglichen Forderungen an die Werke der Künstler und Dichter nach seiner jedesmaligen Empfindungseigenheit und Neigung. Die eine Partei forderte, daß der Maler dem Dichter folgen solle und die Andern wollten, der Dichter solle dem Maler nachahmen, d. h. gewissermaßen ihm nur nachsagen, was er mit Farbe und Pinsel vorgezeichnet. Es war im Grunde nur ein Programmmalen und Illustriren oder ein gereimtes Erläutern und Textschreiben. Eine derartige Vermischung der Künste mußte indessen die Entwickelung zur höchsten Schönheitsvollendung durchaus hemmen; wie sie, wenn die Nachblüthe wieder eine solche Verschmelzung und Verquickung zeigt, zum Verfall führen muß.

Das siebenzehnte Jahrhundert hatte die Vorwürfe für Dichtungen und Künste vorzugsweise aus der Mythologie entnommen; das achtzehnte verließ diese Bahn und griff zu den Allegorien. Diese Allegorien, unter denen Ideen und Persönlichkeiten der Zeit in kalten und konventionellen Maskeradenzügen vorbeigeführt wurden, wendeten sich eben an eine Menge, welche in den Geist der Verallgemeinerung aller Begriffe verliebt war. Alles sollte auf der Grundlage der Weltweisheit ruhen. Da-

her hatte die Dichtkunst einen viel beschränkteren Kreis; sie sollte im Grunde mehr Gedanken ausdrücken als seelische Bewegungen, wogegen Malerei und Zeichenkunst mit dem Pinsel schlußfolgern und urtheilen sollten. In Italien kann die Verwirrung der Stilformen bis auf das Wiedererwachen der Neu-Platonischen Studien zurückgeführt werden; in England auf Bacon, der den menschlichen Geist in die drei Theile: Gedächtniß, Einbildungskraft und Vernunft zerlegte, wobei er die Phantasie als den für die Poesie und Malerei wirksamsten Faktor hinstellte, so daß die wahren Grundsätze der alten Kunst: Nachahmung von äußeren Gegenständen und Objekten, mit der persönlichen subjektiven Ursache der Dichtung verwechselt wurde und ein falscher Idealismus an Stelle der Natur nnd Wahrheit trat. —

Gewisse Kritiker hatten schon versucht einige für die beiden Gattungen wesentliche Unterschiede aufzustellen. So hatte Winkelmann in seinen früheren Aufsätzen bemerkt, daß die Hauptbedingung der griechischen Bildhauerkunst edle Einfalt und stille Größe sei: „Sowie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele." Hagedorn dagegen erklärte, das unterschiedliche Wesen der dar-

stellenden Kunst sei, daß sie alles Unstatthafte ausscheide. Auch Breilinger und sein Freund Bodmer hatten die Frage erörtert; Ersterer in seiner „kritischen Dichtkunst," Letzterer in den „Betrachtungen über die poetischen Gemälde." Bodmer war in manchen seiner Gedanken und Beobachtungen der richtigen Auffassung schon nahe gekommen.

In dieser Weise hatten die Ansichten sich festgesetzt als Lessing versuchte dieselben in bestimmte Formen zu bringen und die Aufgabe zu lösen. Er begriff, daß in diesen verschiedenen Kritiken eine große Menge von geistreichen Bemerkungen und richtigen Ansichten ausgesprochen, wirkliche Grundsätze aber nicht beweisführend darin aufgestellt waren. Verschiedene, und auch eine genügende Menge von Umständen hatten ihm die nöthige Vorbereitung geliefert, um als kampfgerüsteter Streiter in die Schranken treten zu können. —

Zunächst hatte er alle darüber verfaßten Schriften und Aufsätze studirt und sich die darin geltend gemachten Anschauungen zu eigen gemacht. Schon in Leipzig hatte er von Christ die alten Texte bei dem Studium der schönen Künste benutzen gelernt und gleich nachdem er die Redaktion der Vossischen Zeitung übernommen und sich die ersten Sporen als Kritiker verdient hatte, beschäftigte er sich damit, die von Mylius verfaßte

Uebersetzung der Hogarth'schen „Zergliederung des Schönen“ nachzusehen. Schon damals begrüßte er ein Werk, welches sich bestrebte dem schwankenden Begriff von dem Geschmack eine festere Gestalt zu geben, mit tausend Freuden, denn er erkannte den vollen Werth einer Ansicht, nach welcher die Schönheit frei von jeglicher übersinnlichen Folgerung nach der Vorstellung von festen, sicheren Linien bestimmt wurde. Hogarth nahm nämlich an, daß alle Formen in zwei Linien eingeschlossen sein müßten, und daß die wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit und die Schlangenlinie die wahre Linie der Anmuth sei. Es war ein Buch, welches die verschiedenen Begriffe des Menschen, von dem, was gefiel, auf etwas Gewisses bringen konnte und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels wie der Gelehrten verbannte. Hogarth zeigte in seiner Arbeit, wie aus der Zusammenstellung jener beiden Linien alle angenehmen Formen entstehen, und wie wunderbar sie besonders in dem Meisterwerk aller sinnlichen Schönheit, in dem menschlichen Körper angebracht seien.

„Diesem Buche,“ schrieb der jugendliche Lessing damals, „werden wir es zu danken haben, wenn man bei dem Worte schön, welches man täglich tausend

Dingen beilegt, künftig ebenso viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Nicht blos Maler und Bildhauer oder Kenner dieser Künste können das Hogarth'sche Werk mit Nutzen lesen; Tanzmeister, Redner, Schauspieler werden die vortrefflichsten Anmerkungen darin finden. Ja, sogar Dichter und Tonkünstler werden vermöge der Verbindung, welche alle schönen Künste und Wissenschaften unter einander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geistes und der Töne darin entdecken und ihren schwankenden Geschmack auf feste und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarth'schen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen sein, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hülfe desselben etwas Gewisses wird angeben können."

Lessing, der Denker, sah eben in seinem realen Sinn jedes, auch das geistigste Element, auf praktische Anwendung an, er verstand es trotz seiner rein theoretischen Interessen abstrakten Regeln und Gesetzen eine Stelle in der praktischen Nutzung zu verschaffen. Jedem Gebiet das Seine zu geben und Ordnung in

die herrschende Verwirrung zu bringen, das war die Aufgabe, welche er aus innerem Drang erfüllte. Wir haben schon gesehen, wie er in dem Aufsatze „Pope, ein Metaphysiker" bewies, daß der Dichter entschieden andere Zwecke verfolgen müsse, als der Philosoph; in seiner Abhandlung über die Fabel befreite er die Poesie von dem Joch des Lehrhaften, da er der Fabel zugestand, eine Lehre enthalten zu dürfen und zu müssen, sonst aber die Didaktik aus den Dichtungen verbannte.

Auch in dem Briefwechsel der drei Freunde Mendelssohn, Nicolai und Lessing über das Trauerspiel hatte der Letztere die Trennung verschiedener Gebiete im Auge gehabt. Im „Laokoon" wollte er nun die große Scheidung jener Vermischung vornehmen, in welcher die darstellende Kunst und die Poesie zum Schaden beider bisher gelebt. Er war überzeugt, daß jede Kunst für sich ein besonderes Ideal der Schönheit habe, welches sie darstellen könne und müsse; und daß jeder Versuch, verwandte Kräfte darauf pfropfen zu wollen, ihren Daseinszweck, ihr eigenstes Sein vernichten hieß.

Er wollte den Weg zeigen, daß Andere „ihm, dem kundigen Bahnbrecher folgen könnten." Es war eine seiner hervorragendsten Eigenthümlichkeiten, derartige Fragen aufzuwerfen; und eine Bescheidenheit, wie sie ein Mensch mit Lessings richtigem Selbst-

bewußtsein gewissermaßen angeboren besitzt, ließ ihn nie über La Fontaine's Grundsatz hinausgehen: „Es ist möglich; ich will es versuchen, ein Klügerer wird es vollbringen." —

Lessing würde, wenn er nach Wesen und Form eine rein philosophische Abhandlung geschrieben hätte, ganz von der seinem Charakter und Genius entsprechenden Eigenart abgewichen sein. Alle Theorie war für ihn zugleich Kritik und Polemik; er mußte immer einen Gegner haben, an dessen Ansichten er die seinen klärte und dessen Irrthümer er berichtigte. Dieses Mal fand er ihn in Winkelmann.

Die Mythe von dem trojanischen Laokoon gab ihm eine Gelegenheit, gewisse Grundsätze auszusprechen; doch, indem er die berühmte plastische Gruppe wählte, war er von vornherein Willens, sich nicht nur auf das Studium derselben zu beschränken. Sein Denken war vorwiegend verbindender und aufbauender Natur; er liebte es, von dem Besonderen zu dem Allgemeinen aufzusteigen; daher wählte er am liebsten Beispiele, und der Laokoon lieferte ihm ein sehr zweckentsprechendes. Maler, Bildhauer wie Dichter hatten in der Sage den Vorwurf zu Meisterwerken ihrer Kunst gefunden, es wurde somit also, von vornherein leichter über die Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten der Künste zu

urtheilen. Winkelmann hatte schon eine Vergleichung zwischen den Werken des Malers und Bildhauers angestellt und zufolge seines ästhetischen Lehrsatzes, daß der Ausdruck edler Einfalt und stiller Größe der Seele schöner sei als der Ausdruck der Leidenschaft, dem Bildhauer den Vorzug zuerkannt. Darauf war er einen Schritt weiter gegangen und hatte Vergils Laokoon und die Statue verglichen, wobei er nicht unterlassen hatte, dem Ersteren einen mißbilligenden Seitenblick zuzuwerfen.

Von hier beschloß Lessing auszugehen. Er wollte an ganz denselben Beispielen beweisen und erläutern, daß die beiden Künstler genöthigt gewesen seien, wegen der Verschiedenheit ihrer Kunst ganz von einander abweichende Schönheits-Ideale zu verfolgen. Ueber die Aehnlichkeit der Dichtkunst und der Malerei war des Weitläuftigen verhandelt und geschrieben worden; nun erschien es Lessing einmal der Mühe werth, „die Medaille umzukehren“, die den beiden Künsten innewohnenden Unähnlichkeiten und Verschiedenheiten zu erforschen und festzustellen, ob solch' ein Auseinandergehen nicht nothwendig aus Gesetzen folgte, die jeder Kunst für sich eigen wären, so daß die eine derselben oft gezwungen würde, einen ganz anderen Pfad einzuschlagen, als ihre Schwester nehmen und verfolgen müsse.

„Laokoon“ oder „Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie“, so lautet der ganze Titel des Werkes, und durch den zweiten Zusatz bezeichnet der Verfasser eben den Ausgangspunkt und das Ziel seiner Untersuchungen. Durch das dem Titel angeschlossene Motto: „*Ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως διαφερούσι. Πλουτ. ποτ. Ἀθ. κατα Π. ἢ κατα Σ. ἐνδ.*“ (Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung) giebt er dem Ganzen noch eine schärfere und bestimmtere Fassung, denn „trotz des Simonides' Ausspruch,“ sagt Lessing, „vergaßen die Alten nicht einzuschärfen, daß ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit der Wirkungen, welche die beiden Künste Malerei und Poesie haben, sie dennoch sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmungen verschieden seien.“ —

Am Schluß der Vorrede erinnert er, um ja nichts zu versäumen und Undeutlichkeiten oder Mißverständnisse zu vermeiden, daran, daß er unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife, sowie er nicht dafür stehe, daß er unter dem Namen Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend sei, einige Rücksicht nehmen dürfte. Damit zielt er natürlich auf das Drama, das er gleich seinem Meister Aristoteles für die höchste aller Künste hielt.

„Der Erste, welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich," so beginnt Lessing, „war ein Mann von feinem Gefühl, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen und beider Täuschung gefällt."

Ein Zweiter, fährt er fort, habe gestrebt, in das eigentliche Wesen dieses Gefallens einzudringen und dabei entdeckt, daß die gemeinsame Quelle, aus welcher es fließe, die Schönheit sei, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, welche aber allgemeine Regeln habe, die sich auf Handlungen, auf Gedanken sowohl als auf Formen anwenden lassen.

„Ein Dritter dachte über den Werth und die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nach, und bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten, so daß beide sich gegenseitig erläutern könnten. —"

„Der Erste war der Liebhaber, der Zweite der Philosoph, der Dritte der Kunstrichter."

„Jene Beiden konnten nicht leicht weder von ihrem Gefühl noch von ihren Schlüssen einen unrechten Gebrauch machen. Was den Kunstrichter betrifft, so kommt es bei seinen Bemerkungen zumeist darauf an,

daß die betreffenden Regeln auf den einzelnen Fall richtig angewendet werden."

„Da es nun aber auf einen scharfsinnigen Kritiker fünfzig andere gegeben hat, welche nur witzig waren, so würde es sehr wunderbar sein, wenn die Anwendung jederzeit mit der Vorsicht gemacht worden, welche dazu gehört haben würde, um die Waage zwischen beiden Künsten gleich zu erhalten."

Lessing meint, wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß falls Apelles und Protogenes in ihren verlorenen Schriften die Regeln der Malerei durch die schon festgesetzten Regeln der Poesie bestätigt und erläutert haben, es mit der Mäßigung und Genauigkeit geschehen sei, mit welcher wir den Aristoteles, Cicero, Horaz und Quintilian in ihren Werken die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredtsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen.

Der gründliche Kenner des Alterthums hatte das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun, längst erkannt.

Deshalb auch behauptet er, daß der Ausspruch des Simonides in der griechischen und römischen Welt ganz anders aufgefaßt sei, als die Modernen es thun. Diese meinten allerdings, daß sie die Alten in vielen Dingen überholt hätten, sie sähen da, wo die Ersteren in

richtiger Erkenntniß trotz aller Aehnlichkeit doch den Unterschied beobachten, nur Gleichheit und ließen sich verleiten, die abgeschmacktesten Dinge von der Welt daraus zu folgern. „Bald zwingen sie die Poesie in die engeren Schranken der Malerei, bald lassen sie die Malerei die weite Sphäre der Poesie füllen. Und weshalb? Nur aus dem einseitigen Gerechtigkeitsgrund, daß was in der einen gefalle oder mißfalle, nothwendig auch in der anderen gefallen oder mißfallen solle. Sie sind so sicher und zuversichtlich in ihrer Meinung, daß sie nicht vor den seichtesten ganz subjektiven Urtheilen zurückschrecken.“

Ja die Afterkritik, straft er weiter, habe zum Theil die Virtuosen selbst verführt. In der Poesie sei die Schilderungssucht, in der Malerei die Allegoristerei dadurch erzeugt, sodaß man nicht mehr wisse, in welchem Maße die Malerei allgemeine Begriffe auszudrücken und die Poesie schildern dürfe und könne, ohne daß beide sich von ihrer eigentlichen Bestimmung entfernen.

Die durch solche scharfe Vergleichungen gewonnenen Folgerungen bestimmen, wie weit es dem Dichter erlaubt ist, von der Nachahmung Gebrauch zu machen. Er darf die Einzelheiten nicht so aufzählen und vorführen, als ob der Hörer und Leser ein wirkliches Gemälde vor sich sähe; das Sichtbare mit ein paar kühnen

Strichen so vorführen, daß die Phantasie dadurch angeregt wird — das ist die Aufgabe des wahren Dichters. Die Poesie soll durch äußere Form das innere thätige Leben darstellen, und somit darf diese Kunst Formen nur in anregender Weise durch das Mittel der Handlungen darstellen.

Nun giebt Lessing eine sorgfältige Erklärung von den Grundsätzen der darstellenden Kunst und daneben eine ebenso klare Uebersicht der Dichtkunst, nicht des Gegensatzes wegen, sondern, um zu beweisen, daß der unvollständige Begriff, den Künstler wie Kritiker bislang von diesem Gegensatze gehabt, Beide zu Irrthümern verleitet, und daß selbst ein so vollendeter Kunstrichter wie Winkelmann den rechten Weg verfehlt habe. Der Letztere hatte Vergil getadelt, daß er seinen Laokoon ein schreckliches Geschrei erheben läßt, und auf der anderen Seite hatte er dem Bildhauer ein hohes Lob gezollt, weil derselbe die heftigsten Schmerzen seines Duldens nur durch den ganzen Bau seines Körpers vertheilt und gleichsam abgewogen ausgedrückt habe, so daß sein Gefühl groß und ruhig bleibe bei allem heftigsten Schmerz, ohne durch eine Linie, einen Muskel den Todeskampf zu verrathen, in dem seine Seele ringt. Den Grund dazu findet Winkelmann in der Thatsache, daß der Laokoon in seiner Seelengröße jeglichen Ausdruck

des Schmerzes überwunden habe. „Laokoon leidet,“ hatte Winkelmann gesagt, „aber er leidet wie des Sophokles' Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschen wie dieser große Mann das Elend tragen zu können.“

Diese Bemerkung machte Lessing warm. Homer und Sophokles waren ihm vertraut wie Keinem mehr, hier konnte er Winkelmann auf Zeile und Vers widerlegen. Hatte schon der mißbilligende Seitenblick auf den Vergil ihn stutzig gemacht, so erstaunte ihn jetzt die Vergleichung mit dem Philoktet des Sophokles noch viel mehr. Erfüllen nicht die Klagen, das Geschrei, die wilden Verwünschungen dieses Dulders das öde Eiland, wohin er eben in Folge der unerträglichen Aeußerungen seines Schmerzes verbannt war? Den ganzen dritten Aufzug des Stückes hindurch hören die Zuschauer die Töne seiner Klagen und seiner jammervollen Verzweiflung. Konnte Philoktet noch hörbarer jammern und winseln als in dem abgebrochenen, langschallenden *αἴ, αἴ φευ, ἀτατταί, ὦ μοί, μοι!*? (A ah! a ah! Attatah, papah, Apappapah!)

„Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Helden fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. Die gereizte Venus schreit laut, nicht um sie durch dieses Geschrei als die

weichliche Göttin der Wollust zu schildern, sondern vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, schreit so gräßlich, als schrien zehntausend wüthende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen.“ Homer, an dem seit Jahrtausenden noch, kommende Völker die feinsten Regeln der Dichtkunst, wie sie den ewigen Naturgesetzen nachgebildet, haben studiren können, der große Hellene mit seinem genialen Schönheitsgefühl läßt seine Helden, so sehr er sie über die menschliche Natur als hohe Ideale erhebt, derselben doch stets treu bleiben, wenn es auf die Aeußerung des Gefühls und der Schmerzen durch Thränen, durch Schreien oder durch Scheltworte ankommt. „Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen.“ —

Lessing wußte wohl, daß wir feineren Europäer einer klügeren Nachwelt unsere Zunge beherrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen, (obgleich es auch heute noch einen Grad des Schmerzes giebt, wo die leidende Natur den Ausweg aus der Verzweiflung sowohl in lindernden Thränen wie erleichternden Klagen sucht), aber die rauhe Tapferkeit des Alterthums hat sich zumal bei uns Christen in eine leidende verwandelt. Dazu kommt auch noch der

Stammesunterschied zwischen den Germanen und Griechen. Alle Schmerzen verbeißen, dem Todesstreich mit festem Blicke entgegensehen, unter dem Biß der Nattern lachend sterben, weder seine Sünden noch den Verlust seines Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuthes, der oft, zumal in den ältesten Sagen in Wildheit ausartet. Man braucht sich ja nur des alten Heldenliedes von „Walther", des Mythus von „Sigmund und Siglinde", der Geschichten von dem „wilden Hagen" und s. f. zu erinnern. — Anders war es bei den Griechen, die Spartaner beweisen nichts zum Gegentheil. Der Grieche äußerte seinen Schmerz und schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine aber durfte ihn auf dem Wege der Ehre zurück- und von der Erfüllung seiner Pflichten abhalten. Homer erzählt nicht nur, daß die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht gegangen, sondern auch, daß, als bei einem Waffenstillstand beide Heere ihre Todten unter heißen Thränen bestatteten, Priamus seinen Trojanern zu weinen verbot, während die Griechen sich ihrem Schmerz überlassen durften. —

Der gesittete Grieche, will der Dichter dadurch lehren, kann zugleich weinen und tapfer sein, der ungesittete Trojaner muß, um es zu sein, alle Menschlichkeit

vorher ersticken. — Zwei Stücke von Sophokles sind auf uns gekommen, in denen der Held unter körperlichen Schmerzen unendlich leidet; außer dem „Philoktet“ noch „der sterbende Herkules“, und beide klagen, weinen und schreien. Unter den verlorenen Dichtungen des großen Tragöden findet sich auch ein „Laokoon“. „Wenn uns das Schicksal auch diesen aufbewahrt hätte! Derselbe wird nicht stoischer geschildert gewesen sein als seine beiden Leidensbrüder.“ —

Aus all diesen Forschungen und Beobachtungen kommt Lessing zu dem Schluß, daß, wenn das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes bei den Griechen sich gar wohl mit einer großen Seele vereinigen läßt, der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein kann, warum dessen ungeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht habe nachahmen wollen, daß Winkelmann also Unrecht habe, wenn er den Dichter tadle, daß er nicht gleich seinem Nebenbuhler das Geschrei unter-, sondern es mit bestem Vorsatz ausdrücke. Die Schönheit, sagt Lessing, sei Wesen und Seele der griechischen Kunst, und in diesem Satze findet er die Gesetze für beide Künste.

Die Sage erzählt, daß die Tochter des Dibutades, eines Töpfers aus Corinth, den Tag vor der Abreise ihres Geliebten, dessen Schattenriß an die Wand

zeichnete, und daß ihr Vater ihr später, um ihr Sehnen nach dem Fernen zu befriedigen, nach diesem Schattenriß ein Relief von Thon anfertigte. —

Auf diese Sage bezieht sich Lessing im zweiten Absatz seines Werkes (welches er im Ganzen in 29 kürzere Theile zerlegt), und setzt voraus, daß sein Leser in der griechischen Mythe bewandert genug ist, um ihn zu verstehen, wenn er sagt: „Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: soviel ist gewiß, daß sie den alten, großen Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden ist.“ Bei den Griechen, erklärt er, hatte die Kunst eine viel engere Grenze, heute hält man dieselbe für das Mittel Körper auf Flächen nachzuahmen. Dem weisen hellenischen Künstler diente sie nur zur Darstellung des Schönen. „Wer wird dich malen wollen, da dich Niemand sehen will,“ sagt ein alter Epigrammatist über einen mißgestaltenen Menschen. Heute würde der Maler sich schon finden, der auch das Häßlichste als Mittel zum Zweck benutzte.

Wohl weiß Lessing, daß auch die Alten ihren Pausanias hatten, dessen niedriger Geschmack das Häßlichste am liebsten ausdrückte; aber er lebte in verächtlicher Armuth. Das Gesetz verbannte in Theben, dem heiligen Lande der Kunst, die Nachahmung ins

Häßliche und wehrte dadurch der Karrikatur. — Unter all den interessanten Bemerkungen findet sich für die Portraitmalerei diejenige, daß, obwohl auch ein Portrait das Ideal zuläßt, doch die Aehnlichkeit darüber herrschen muß; denn es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das eines Menschen überhaupt.

Nunmehr kommt Lessing zu der Zweckmäßigkeit und Zulässigkeit der griechischen Gesetze in Betreff auf die darstellenden Künste, und bleibt bei dem Grundsatz stehen, daß bei den Alten Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen, und zwar ideale Schönheit der Form, da der Ausdruck nicht Zweck sein kann und Farben für Lessing von so geringer Bedeutung sind, daß er die Frage aufwirft, ob die Erfindung der Oelmalerei der Kunst Vortheil gebracht habe. Alles, was sich nicht mit Schönheit vertrug, ist derselben untergeordnet gewesen.

Da es nun aber Leidenschaften und Grade von Leidenschaften giebt, die sich nur durch Verzerrungen sowohl im Gesicht wie im ganzen Körper äußern können, so enthielten sich die griechischen Künstler des Ausdrucks derselben entweder ganz und gar, oder sie milderten ihn. „Wuth und Verzweiflung schändeten keines von ihren Werken.“ Eine Furie, behauptet Lessing haben sie nie gebildet. Denn wenn dieselben auch in Tempeln

und auf gottesdienstlichen Gefäßen zu finden waren, so galten doch diese nicht für Kunstwerke. Und wo sich Bilder von Furien finden, scheint der Charakter derselben auch nicht durch schreckliche Gesichtszüge als vielmehr durch Tracht und Attribute ausgedrückt zu sein.

„Zorn wurde von den alten Künstlern auf Ernst herab gesetzt; Jammer ward in Betrübniß gemildert." Somit ist der Grund klar, weßhalb der Bildhauer seinen Laokoon nicht schreien läßt: der Meister bemühte sich unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes die höchste Schönheit zu erreichen. Da er die entstellende Heftigkeit des ersteren nicht mit diesem Ideal seiner Kunst vereinigen konnte, so mußte er die lauteste Aeußerung des ungeheuren Leidens zu einem sanften Seufzen mildern. Das Schreien würde nicht eine unedle Seele verrathen, wohl aber das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellt haben.

„Man reiße dem Laokoon nur im Gedanken den Mund auf und urtheile. Die bloße weite Oeffnung des Mundes ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung." Die Wirkung solcher Resultate ist leicht zu begreifen. „Es ist abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht wendet." Lessing hatte gesagt: „Jammer ward in Be-

trübniß gemildert;" er ging in seiner großartigen Art alle Folgerungen und Fälle zu bedenken auch hier den rechten Schritt weiter. „Und wo die Milderung nicht stattfinden konnte — was that da der Maler?"

Es fehlt dem Belesenen nie an Beispielen. „Timantheus' Gemälde von der Opferung der Iphigenia liefert es ihm. Alle Umstehenden haben den ihnen zukommenden Grad von Traurigkeit ertheilt bekommen, das Gesicht des Agamemnon hatte der Künstler verhüllt. Er kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzten. Was er nicht malen durfte, ließ er errathen. Diese Verhüllung ist ein Opfer, welches der Künstler der Schönheit brachte." Andere Kunstrichter hatten anders darüber geurtheilt; die Meinungen sind noch heute getheilt. Er führt noch andere Beispiele für seine kritischen Bemerkungen an. Der leidende Herkules von des unbekannten Bildhauers Hand war nicht der Sophokleische, welcher so gräßlich schrie, daß die Lokrischen Felsen ertönten. Der Philoktet des Phythagoras Leontius, dessen Vorhandensein Lessing einer Stelle des Plinius entnommen, war ein anderer als der auf dem wilden lemnischen Felseneiland. Alle zeigen, wie der Künstler den Ausdruck dem ersten Gesetz der Kunst, dem Gesetz der Schönheit unterwerfen soll.

Nun folgert Lessing eine weitere wichtige Regel,

die ihn im dritten Satz beschäftigt. — „Die Kunst hat,“ sagt er gleich zu Anfang, „in den neueren Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Wahrheit und Ausdruck sei ihr erstes Gesetz, die ganze sichtbare Natur ihr Gebiet. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßliche der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt worden.“ Dagegen aber zog Lessing vor, sich an die Regel der Alten zu halten. „Da der Maler nur einen einzigen Augenblick von der veränderlichen Natur darstellen kann, so kann dieser nicht fruchtbar genug gewählt werden. Fruchtbar ist jedoch nur allein dasjenige, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt, zumal da ein Kunstwerk länger und wiederholt betrachtet werden soll.“

Aus demselben Grunde darf auch nicht die höchste Staffel der Leidenschaft gewählt werden; dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den „sinnlichen Ausdruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächeren Bildern zu beschäftigen.“

„Wenn Laokoon seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlicheren, folglich, uninteressanteren Zustande zu erblicken.“

Der Beobachter darf die Krisis nicht sehen, er

muß sie ahnen. Das ewig gewordene „Jetzt“ des darstellenden Künstlers, welcher einen vorübergehenden Augenblick (transitorischen, wie Lessing ihn nennt) in bewegungslose Unsterblichkeit versteinert, darf keine fliehende Erscheinungen darstellen, deren Wesen vergänglich ist, so daß sie plötzlich ausbrechen und ebenso verschwinden, wie z. B. Schreien und Lachen.

Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach oder zerstört das leidende Subjekt. Der geduldigste, standhafteste Mann mag schreien, aber er wird es doch nicht unaufhörlich thun. Und dieses scheinbar in unerträgliche Zeitdauer Fortgesetzte in der materiellen Nachahmung der Kunst darf der Künstler nicht darstellen. Selbst wenn dem Bildhauer erlaubt wäre Leiden ohne Schönheit auszudrücken, jenes Grundes wegen müßte er bei dem Laokoon das Schreien vermieden haben.

Nachdem Lessing in dieser Weise klargelegt, daß die Gründe für eine solche Beschränkung des Künstlers allesammt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst und den nothwendigen Forderungen derselben hergenommen sind, nachdem er sie wiederum an Beispielen erläutert hat, geht er im vierten Absatz zu einer Prüfung derselben Gründe in Bezug auf die Dichtkunst über. Hier sind dieselben Gesetze nicht bindend, und dem Dichter

steht ein viel weiteres Gebiet zur Nachahmung offen; er hat keine Rücksichten auf den Gesichtssinn zu nehmen, wie es der Künstler thun muß.

Wenn Vergils Laokoon schreit, wem fällt dann der weitgeöffnete Mund ein! Nichts nöthigt den Dichter sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu koncentriren. Er kann die ganze Kette von Gedanken und Handlungen verfolgen, zu welchen der Maler einer ganzen Reihe von Gemälden benöthigt sein würde. Daher kann er Züge darstellen, welche an sich betrachtet die Einbildung des Hörers beleidigen würden, wenn nicht das Vorhergehende den betreffenden Zug vorbereitet, das sofort Folgende denselben gemildert und vergütet hätte.

Vergils Laokoon schreit, und das Schreien ist an und für sich abstoßend, aber es ist derselbe Laokoon, welchen wir zuvor als vorsichtigen Patrioten und wärmsten Vater kennen und lieben gelernt haben. Wir beziehen sein Schreien nicht auf sein unerträgliches Leiden, von dem der Dichter durch jenes die Vorstellung erweckt. Hieraus ist die Verschiedenheit zwischen der Malerei und Dichtkunst abzuleiten. Der Maler, welcher die Geschichte seines Helden auf einen Augenblick beschränken muß, der den Beschauer nicht vorher auf den Effekt vorbereiten, den unmittelbaren Eindruck nicht

durch nachherigen Weiterbericht schwächen kann, muß den bezeichnendsten Augenblick wählen, d. h. den, nach dem der Beschauer am leichtesten das Vorhergehende und Nachfolgende fassen kann. Man würde in der That sehr ungerecht gegen Vergil und die Dichtkunst sein, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergliche. Im Vergil erzählt Aeneas der Dido die Geschichte des Laokoon, um damit für die unbegreiflich thörichte Handlung der Trojaner, das Pferd in die Stadt zu ziehen, eine Entschuldigung zu geben.

Alles bisher Gesagte ist indessen am Laokoon des Vergil erläutert, und Vergil ist nur ein Epiker. „Wird in die Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit seiner lebendigen Malerei begriffen sein?“ — „Den Philoktet des Sophokles hören und sehen wir auf der Bühne wirklich schreien, und je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher müssen Augen und Ohren beleidigt werden.“

Dazu erweckt der körperliche Schmerz überhaupt das Mitleiden nicht, welches andere Uebel errregen. Aber wie Manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen.

Der hellenische Altmeister antwortet dem Kritiker selbst am besten.

In vier Theilen zeigt Lessing, wie durchaus meisterlich Sophokles sein Ziel erreicht. Er macht das körperliche Leiden anschaulich, indem er es in einer nie heilenden Wunde bestehen läßt; er verstärkt die Idee des körperlichen Schmerzes dadurch, daß er den leidenden Philoktet auf dem einsamen Lemnos hülflos weilen läßt. Chataubrun hat daher sehr gefehlt, daß er dem Philoktet eine Prinzessin Tochter zur Gefährtin giebt. —

Mit feinem Verständniß zeigt Lessing, daß Cicero in seiner Philosophie über die Erduldung körperlicher Schmerzen sehr irrte. Ein Gladiator durfte keinen Schmerz äußern, denn damit würde dem frostig grausamen Amphitheater bald ein Ende gemacht worden sein. Dieses ist auch die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. —

Cicero hört den Philoktet nur klagen, sein standhaftes Betragen übersieht er. Der lemnische Dulder mußte aber in Klagen ausbrechen, um den Neoptolemus zu erweichen und den Zuschauer zu befriedigen. „Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur zurück.“

In den folgenden Absätzen untersucht Lessing die

von Kennern aufgeworfene Frage, ob der Bildhauer nach dem Gedicht des Vergil gearbeitet oder umgekehrt.

Zunächst stellt er den dritten, bislang unbeachtet gelassenen Fall auf, daß Beide unabhängig von einander verfahren haben könnten. Mit einer bewunderungswürdig scharfsinnigen Feinheit führt er den Beweis durch, daß das, was bei der Dichtung eine Schönheit ausmachte, für den Bildhauer unbrauchbar geworden sei. —

Vergil beschreibt die Windungen, mit denen die Schlangen den Laokoon umwickeln, ganz anders, als der Künstler es darstellt, dieser hat Arme und Leib frei gehalten, denn nichts gibt mehr Ausdruck und Leben als die Bewegung der Hände; und an der Muskellage des Körpers zeigt sich die innere Erregung. Daneben nahm der Künstler auch auf die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe nöthigen Bedacht. —

Der Dichter läßt seinen Helden bekleidet sein, die priesterliche Binde um dem Haupt; Nicht so der Künstler, hier erscheint Laokoon völlig nackend. Er bedarf des Werkes der ewigen Weisheit, des wohlorganisirten Körpers. In der Poesie verdeckt das Gewand nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Der Künstler läßt seiner Figur nicht einmal die Priesterbinde, das Zeichen seiner Würde, um die

Stirn, den Sitz des Geistes frei zu haben, und auch um zu zeigen, daß ihm hier das Zeichen nichts hilft, welches ihm sonst Ansehen und Verehrung verschafft. —

So entscheidet sich Lessing nach allem dafür, daß der Bildhauer eher den Vergil gekannt habe, denn daß Vergil durch die Statue zu seiner Erzählung veranlaßt sei. —

Diese Auseinandersetzung führt ihn auf einen damals ebenfalls noch nicht entschiedenen ferneren Punkt. Er nimmt nämlich zweierlei Arten der Nachahmung an. „Wenn der Künstler den Dichter nachahmt oder umgekehrt, so macht der Eine das Werk des Anderen entweder zu dem wirklichen Gegenstande seiner Nachahmung, oder sie haben beide einerlei Gegenstände der Nachahmung und der Eine entlehnt von dem Anderen die Art und Weise es nachzuahmen.“ — Hätte Vergil seine Beschreibung des Laokoon der Gruppe nachgeahmt, so wäre er Kopist gewesen.

In Bezug auf diesen Punkt hatte der englische Kritiker Spence in seiner „Polymetis“ geirrt. „Das Werk,“ sagt Lessing, „ist mit Gelehrsamkeit und großer Vertrautheit mit den Werken der alten Kunst geschrieben, aber für den geschmackvollen Leser unerträglich.“

Spence hatte sich sehr seltsame Begriffe von der Aehnlichkeit gemacht, welche Poesie und Malerei mit einander haben. Er hatte wunderbar gefunden, daß die

Dichter dem Bacchus Hörner zuertheilten, man dieselben aber nie an den Statuen sähe; er sucht dies auf höchst seltsame Weise zu erklären. Er hatte, wie ihn Lessing lehrt, übersehen, daß diese Hörner ein Stirnschmuck, ein Attribut waren, welches Bacchus aufsetzen und ablegen konnte. Der Künstler gab sie ihm nicht, weil er den Gott in seiner Schönheit zeigen wollte; dem Dichter lieferte das Attribut Gelegenheit zu feinen Anspielungen auf seine Thaten.

Ein weiterer Irrthum des Spence. Minerva und Juno schleudern bei den Dichtern Blitze. Warum nicht in ihren Abbildungen? — Spence's Antwort darauf ist sehr unwahrscheinlich; er hält es für ein besonderes geheimes Vorrecht der Göttinnen, welches die Künstler bei den Römern, als gemeine Leute, nicht kannten. Lessing erklärt, daß bei den Künstlern die Götter und geistigen Wesen personificirte Abstrakte sind, welche des Erkennens wegen ihre ähnliche Charakterisirung behalten müssen; bei dem Dichter aber handelnde Personen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenschaften und Affekte haben, welche auch hervorstechen können.

Wenn die Venus (die Personifikation der Liebe) sich an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen will, in wilder, vergrößerter Gestalt, mit verwirrtem Haar die Pechfackel ergreift, ein schwarzes

Gewand überwirft und auf einer finsteren Wolke stürmisch herabfährt: so ist das kein Augenblick für den Künstler, da sie ihr eigentliches Wesen nicht zeigt, sondern nur die Wirkung desselben (da sie als Göttin der Liebe verkannt worden). Aber es ist nur ein Augenblick für den Dichter, der einen anderen, wo die Göttin ganz Venus ist, so nahe damit verbinden kann, daß wir die Erinnerung daran noch vor Augen haben, auch wenn sie uns als Furie erscheint.

Daneben ergiebt sich für die Vergleichung der beiden Künste ein weiterer Gesichtspunkt. Dem darstellenden Künstler war die Religion öfters ein Zwang. Mußte er z. B. für den Tempel einen Bacchus liefern, so durften die Hörner, das Attribut des Gottes, nicht fehlen, hier hatte er auf das Bedeutsame zu sehen; nur der freie Künstler ließ weg, was der Schönheit Abbruch that.

Auch eine zweite Befremdung des Spence kann Lessing nicht übergehen, da sie zeigt, daß derselbe wenig über die Grenzen der Malerei und Poesie nachgedacht haben muß.

Dem englischen Kunstrichter sind die Dichter bei Beschreibung der Musen zu sparsam gewesen. „Was heißt das anders,“ sagt Lessing, „als sich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, sie es nicht in der

stummen Sprache der Maler thun.“ Urania ist dem Dichter die Muse der Sternkunde: aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen, muß sie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weisen lassen. Sollte der Dichter deshalb etwa sagen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor sich? Hieße das nicht eine übel angebrachte Beschreibung von dem Wesen einer Muse geben, die hier handelnd eingeführt werden soll?

Auch bei der Erwähnung der moralischen Wesen oder Gottheiten, welche die Alten den Tugenden oder der Führung des menschlichen Lebens vorsetzten, hatten die Dichter, nach Spence's Ansicht nicht genug gesagt.

Das ist wieder eine Bemerkung wie für Lessings Beobachtung gemacht. „Wenn der Dichter Abstrakte personificirt, so sind sie durch den Namen und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisirt.“

Eine Frau an eine Säule gelehnt; eine andere mit einem Zaume in der Hand, sind in der Kunst allegorische Wesen. Allein die Standhaftigkeit, die Mäßigung bei dem Dichter sind keine allegorische Wesen, sondern blos personificirte Abstrakte. Der Künstler muß sie durch Sinnbilder beschreiben; die Noth seiner stummen Sprache zwingt ihn dazu.

Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit ist schon weniger allegorisch, denn der Gebrauch derselben ist ein Stück der Gerechtigkeit. Die Flöte in der Hand einer Euterpe, die Lanze des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulkan sind gar keine Sinnbilder, sondern Werkzeuge, die sie zu den ihnen beigelegten Verrichtungen brauchen. Diese Attribute flechten die Dichter etwa noch ein; Lessing nennt sie zum Unterschied von den allegorischen, die poetischen Attribute.

Ein französischer Kunstrichter Graf Caylus hatte ein Werk, über die Kunst geschrieben: „Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Enéide de Virgile." Lessing findet darin Anlaß zu erheblichen Betrachtungen.

Es war Caylus' Absicht gewesen, die Künstler durch sein Werk anzuregen sich mit dem größten malerischen Dichter, mit Homer, näher bekannt zu machen, da dieser ihnen einen noch nie genutzten, reichlichen Stoff zu den trefflichsten Schilderungen aus der griechischen Geschichte biete, die ihnen um so vollkommener gelingen würden, je genauer sie sich an die kleinsten, von den Dichtern bemerkten Umstände halten können. In diesem Vorschlage findet Lessing eine Vermischung der doppelten Nachahmung.

Caylus wollte, daß der Künstler nachahmen, d. h.

in seiner Kunst darstellen solle, was der Dichter schon der Natur nachgeahmt, und daß er es auch in derselben Weise und mit den nämlichen Zügen thun solle.

Da nun Lessing vorher erklärt, daß es für den Vergil verkleinerlich gewesen wäre, wenn er die Laokoonsgruppe nachgeahmt hätte, wie mag es umgekehrt ausfallen? —

„Wie kommt es, daß wir den Beschreibungen zu Bildern keinen höheren Werth beilegen, als den, daß sie Kommentare sind, wogegen wir dem Künstler nichts von unserer Hochachtung entziehen, wenn er schon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Gedichtes mit Figuren und Farben ausdrückt?"

Die Ursache scheint diese. Bei dem Künstler dünkt uns die Ausführung (das Technische, Konkret-Schöpferische, wenn man will) schwerer als die Erfindung (das Geistige, Geniale, Abstrakt-Schöpferische); bei dem Dichter ist es umgekehrt.

Es giebt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters wiedergegeben zu haben, als ohne dasselbe; denn er muß seine Einbildungskraft bei der Reproduktion einer Landschaft, die er bei dem Dichter beschrieben findet, viel mehr anstrengen, als wenn er sie von der Natur kopirt.

„Erfindung und Neuheit des Vorwurfes sind nicht das Vornehmste, was wir von dem Maler verlangen," es soll noch hinzukommen, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst befördert und erleichtert. „Das Bekannte zieht an und erweckt Interesse; der Maler hat besondere Rücksicht zu nehmen, daß seine Idee leicht faßlich ist. Nur wenn ich mir gleich etwas bei einem Bilde denken kann, erregt es meine Aufmerksamkeit."

Hierin sieht Lessing die Ursache, daß dieselben Vorwürfe von den Künstlern wiederholt behandelt worden sind, Vergil mehr benutzt ist als Homer und somit der Rath des Grafen nicht sehr wirksam sein kann, so gut er immerhin sein mag. Aristoteles gab dem Maler, welcher seine Mutter gemalt, einen Rath, der mehr werth war, als andere Zahlung, er rieth ihm Bilder aus der Geschichte des Alexander zu malen. Leider verstand ihn der Künstler nicht.

Unsere modernen Maler, W. von Kaulbach z. B., haben ihn schon besser benutzt, sollte Letzterer dem Umstande nicht seine Popularität verdanken? —

Angenommen indeß, daß der Dichter dem Künstler die Vorwürfe liefert, wie verhält es sich mit den sogenannten unsichtbaren Wesen und Handlungen, welche Homer bearbeitet? Wenn z. B. die über das Schicksal

der Trojaner getheilten Götter endlich handgemein werden, so geht bei dem Dichter der Kampf unsichtbar vor, und die Einbildungskraft erweitert die Scene, denkt sich die Götter über das gemeine Menschliche weit erhaben. Die Malerei muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedene nothwendige Theile der Maßstab für die darauf handelnden Personen werden, so daß nun die höheren Wesen, welche bei dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künstlers ungeheuer erscheinen. Minerva, auf welche Mars den ersten Angriff wagt, tritt zurück und nimmt mit mächtiger Hand einen rauhen, großen Grenzstein von dem Boden auf, den die Hände der stärksten Menschen aus der vorhomerischen Zeit (die noch gewaltigere Kräfte besaßen) dorthin gewälzt haben; Mars fällt und bedeckt sieben Hufen Landes. Dem Dichter entsteht dadurch keine Schwierigkeit; er läßt eben der Phantasie für das Wunderbare, welches er im Auge hat, den freisten Spielraum.

Stellt aber der Künstler den Gott dreimal größer dar als den gewöhnlichen Menschen, so muß er auch einen dreimal größeren Stein schleudern können und das Wunderbare fällt weg. Da jedoch der Maler dem Gott unmöglich diese Gestalt geben kann, so liegt nicht Mars zu Boden, sondern ein gemeiner Krieger. — Somit

würde also in der Malerei die Größe und Erhabenheit der Götter gänzlich schwinden, eine Folgerung, welche Lessing annehmen läßt, daß der Künstler durch die Grenzen seiner Kunst genöthigt sei, die Darstellung des Erhabenen ganz zu vermeiden.

Er hat zwar Recht, daß die griechischen Künstler nie Scenen gemalt haben, in denen sie den Göttern hätten übermenschliche Größe geben müssen, aber trotz alledem wird Niemand die Sixtina oder den Moses betrachten können, ohne von der geistigen Erhabenheit der Figuren ergriffen zu werden. —

Ein anderer Gesichtspunkt. Das Mittel, dessen sich die Malerei bediente, um dem Beschauer anzudeuten, daß Dies und Jenes in ihren Dichtungen als unsichtbar angesehen werden müßte, ist eine dünne Wolke.

Diese Wolke, schließt Lessing, sei dem Homer entlehnt. Denn, wenn im Getümmel der Schlacht einer der wichtigeren Helden in Gefahr kommt, so läßt der Dichter ihn von einer schützenden Göttin in Nebel oder Nacht verhüllen und davon führen; wie z. B. Hektor von dem Apollo geschützt wird.

Caylus empfiehlt diese Wolke.

Lessing sieht sie nur als eine poetische Redensart für Unsichtbarmachen an. „Sie auf Gemälden anbringen heißt aus den Grenzen der Malerei heraus=

gehen, denn die Wolke ist ein bloßes symbolisches Zeichen, das den Helden nicht unsichtbar macht, sondern uns zuruft: ihr müßt ihn euch unsichtbar denken."

So läßt sich Graf Caylus hier durch seinen wohlgemeinten Rathschlag für die Maler zu Fehlern in Betreff der Regeln über die Grenzen ihrer Kunst verleiten.

Lessing zeigt in geistreicher Auseinandersetzung, daß, im Falle die Odyssee verloren gegangen und eine Folge von Gemälden, wie Caylus sie vorschlägt, aufbewahrt geblieben wäre, wir nie im Stande sein würden, uns darnach eine Vorstellung von dem Dichter zu machen. Man nehme eine Schilderung heraus und lasse sie malen, — z. B. die Verheerungen der Pest —, und man vergleiche!

Wie weit bleibt der Maler hinter den Versen des Homer zurück. Der größte Reichthum dieses Gemäldes ist Armuth des Dichters. Wollte man den Homer aus dem Bilde wieder herstellen, es gäbe nur wenige karge Worte. — Umgekehrt finden wir eine Beschreibung der rathgebenden, trinkenden Götter; — vier gute, plane Zeilen bei dem Dichter, die in der Malerei zum entzückendsten Bilde benutzt werden können. Was folgt daraus? Daß ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, aber dennoch selbst nicht malerisch, und umgekehrt ein anderes sehr malerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler

sein kann. Somit ist es um den Einfall des Grafen geschehn, die Brauchbarkeit des Dichters für den Maler zum Probirstein des Ersteren zu machen.

Auf Milton hatte Caylus einen verächtlichen Seitenblick geworfen und gemeint, die Blindheit dürfte die einzige Aehnlichkeit sein, welche dieser Dichter mit Homer gehabt habe. „Miltons Paradies," erwidert ihm Lessing, „füllt keine Gallerien und ist doch das größte Epos nach dem Homer; die Leidensgeschichte Christi ist kein Gedicht, die Evangelisten erzählen sie mit aller trockenen Einfalt, und doch hat keine Geschichte den Künstlern mehr Stoff geliefert als diese."

Es giebt malbare und unmalbare Fakta. Es giebt Vorwürfe für den Dichter, die dem Maler nie passen, und andere sehr fruchtbare für den Künstler, mit denen der Dichter nichts anfangen kann. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt *malerisch*, heißt ein Gemälde. —

Der Maler, welcher dem Dichter Themata entlehnt, hat daher sehr vorsichtig zu wählen, denn „die Malerei gebraucht ganz andere Mittel als die Poesie; jene

bedarf der Figuren und Farben im Raum, diese der artikulirten Töne in der Zeit. Körper d. h. Gegenstände, die nebeneinander existiren, (Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften), sind die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Handlungen, d. h. Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, sind Gegenstände der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein im Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblick ihrer Dauer anders erscheinen, in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite müssen Handlungen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß deshalb den wählen, aus welchem das Vorhergehende und Nachfolgende am leichtesten begreiflich wird.

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht. Hieraus ergiebt sich die Wichtigkeit der schmückenden Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände. Für ein Ding hat Homer gemeiniglich nur einen Zug.

Dieser Erklärung von den Gegenständen der Poesie hielt Herder entgegen, daß Lessing dadurch die Lyrik ausschließe, da sie nur einer einzigen inneren Bewegung Ausdruck verleihe, die keine Handlung genannt werden könne.

Aber Lessing legt das besondere Gewicht auf die Folge der Handlungen und sagt ausdrücklich, daß, da die Worte, — das Material, aus welchem der Dichter sein Werk aufbaue, — einander folgen, so müssen auch die Gegenstände, welche er nachzuahmen hat, einander folgen. Gefühle sind nun aber dem Wechsel unterworfen, haben Vorbedingung und Folge und so ist die Lyrik nicht von der Poesie auszuschließen.

Alle diese Regeln verdankt Lessing seinem aufmerksamen und scharfkritischen Studium der Ilias und Odyssee. Homer zählt nie auf, malt nie. Was er uns

beschreiben will, sehen wir werden; wir stehen als Zuschauer bei dem Künstler oder Meister, oder auch nur augenblicklich thätigen Menschen. Agamemnon bekleidet sich vor unseren Augen, damit wir wissen, wie seine Kleidung beschaffen war; Vulkan schmiedet den Schild des Achill, welchen wir kennen lernen sollen. Den Wagen der Hebe setzt Hera so zusammen, daß wir ihn in ihrer Handlung erkennen.

„Wir sehen bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden und fertig sehen können."

Doch will Lessing nicht mißverstanden werden, als ob er der Sprache die Fähigkeit bestreite, Körper, sowie sie im Raum existiren, auszudrücken, nur will er ein solches Verfahren nicht Poesie genannt wissen. Er scheidet hier Beschreibung und Dichtung. Erstere hat blos verständlich zu werden, letztere will uns die sinnlichen Eindrücke in Geschwindigkeit zur Empfindung bringen.

„Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung derselben und darauf das Ganze." Wieviel langsamer ist dieser Prozeß, wenn wir eine Beschreibung lesen. Der Eindruck der einzelnen Theile ist verflogen, wenn wir zu Ende sind.

„Wenn der poetische Stümper,“ sagt Horaz, „nicht weiter kann, fängt er an, einen Hain, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach ꝛc. zu malen.“ Pope sah auf die malerischen Versuche seiner Kindheit mit Geringschätzung zurück, Kleist bildete sich auf seinen „Frühling“ das wenigste ein.

Zwei nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und dasselbe Gemälde bringen, wie Tizian die ganze Lebensgeschichte des verlorenen Sohnes zusammenstellte, heißt einen Eingriff des Malers in das Gebiet des Dichters machen. Mehrere Theile oder Dinge, die ich in der Natur nothwendig auf einmal übersehen muß, wenn sie ein Ganzes machen sollen, dem Leser nach und nach zu erzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiet des Malers. Beides wird der gute Geschmack nie billigen. Mengs hatte den Raphael gelobt, daß er durch die Draperie seiner Figuren die dem Augenblick der Darstellung vorhergehende Bewegung ausgedrückt. Man sieht an den Falten, ob ein Bein oder ein Arm vor dieser Regung vor oder hinten gestanden, ob das Glied von Krümme zur Ausstreckung gegangen oder geht, ob umgekehrt. Der Künstler bringt durch die allerdings unwahrscheinliche Faltenlage (ein Gewand macht die Bewegung des

Körpers ja sofort mit) zwei getrennte Momente zusammen. Wer wird ihn nicht rühmen, daß er das Herz und den Verstand gehabt, einen kleinen Fehler zu begehen, um eine größere Vollkommenheit des Ausdrucks zu erreichen? Homer bedient sich in seiner großartig malerischen Sprache, hinter der die französische noch viel weiter zurückbleibt als die unsere, oft mehrerer Eigenschaftswörter, drei oder vier aufeinander folgender, obgleich ihm seine Kunst in der fortschreitenden Nachahmung nur immer eines erlaubt; Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm die kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wissen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung sie an wenigen, schicklichen Stellen haben kann? Sowie bei dem Maler die zwei verschiedenen Augenblicke so nahe und unmittelbar an einander grenzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können, so folgen auch bei dem Dichter die mehreren Züge für die verschiedenen Theile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrängten Kürze so schnell auf einander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Ueber Vergil läßt sich ein Lob, wie das dem Homer ertheilte, nicht fällen. Er bringt auf seinem Schilde Dinge an, deren Ausführung zu beobachten uns nicht verstattet war. Wir sehen wie beim Homer

die Anstalten, welche Vulkan zu seiner Arbeit macht, aber anstatt daß wir die Arbeit selbst zu sehen bekommen, läßt Vergil den Vorhang fallen. So kennen wir Hephästos und seine Kyklopen, aber nicht den Schild. Später treffen wir denselben allerdings wieder in den Händen der Venus, die ihn dem Aeneas überbringt, und nun erst beginnt auch die Beschreibung der Waffe, welche mit dem ewigen: „Hier ist“ und „Da ist“, „Nahe bei steht“ ꝛc., äußerst kalt läßt. —

„Homer läßt den Vulkan Zierrathen künsteln, weil und indem er einen Schild machen soll, der seiner würdig ist. Vergil scheint ihn den Schild wegen der Zierrathen machen zu lassen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um sie besonders zu beschreiben, nachdem der Schild lange fertig ist.“

Die Auseinandersetzungen und Vergleichungen der beiden Dichter führen Lessing auf viele darüber geschriebene Abhandlungen, und unter anderen auch auf das, was Pope darüber gesagt. Interessant ist die Ansicht über die Perspektive. Pope hatte beweisen wollen, daß Homer schon einen Begriff davon gehabt. Er beweist nur selbst einen unvollkommenen Begriff davon zu haben. Die Perspektive erfordert einen einzigen Ausgangspunkt, einen natürlichen Gesichtskreis, und dies fehlt den alten Gemälden. Das eigentlich

Perspektivische sei, meint Lessing, nur gelegentlich durch die Scenenmalerei gekommen.

Indeß setzt er den Seitenpfad, welchen er eingeschlagen, und auf dem er uns eine Menge schöner Aussichtspunkte eröffnet hat, nicht fort, weil er, wie er sagt, in Winkelmanns Kunstgeschichte völlige Befriedigung darüber zu erhalten hofft. Er lenkt vielmehr wieder in seinen Weg ein, „wenn," wie er hinzufügt, „ein Spaziergänger anders einen Weg hat."

Was er indeß in seiner Abhandlung von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt, das gilt, wie er erklärt, von körperlich schönen Gegenständen um so mehr. Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen, und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie und nur sie allein körperliche Schönheit nachahmen." —

Der Dichter enthält sich der Schilderung. Auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Seine Ilias ist auf die Schönheit der Helena gebaut und doch ist Alles, was er über dieselbe sagt: „Nireus war schön, Achilles war schöner, Helena besaß eine göttliche Schönheit." —

Wie aber soll die Poesie der Schönheit Ausdruck verleihen, wenn ihr nicht erlaubt ist, Bilder davon zu entwerfen? Lessing hat die Antwort zur Hand.

Wir haben gehört, was Homer über die Helena gesagt und wie sparsam er in der Beschreibung ihrer körperlichen Vorzüge war. Folgen wir ihr jetzt einmal, als sie in die Versammlung der Aeltesten des trojanischen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greise sehen hin und erkennen, daß sie des Krieges werth sei, der so viel Blut und Thränen gekostet. „Malet uns Dichter das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt.“

Daneben bleibt dem Dichter ein zweites, feines Mittel, der Schönheit Ausdruck zu verleihen.

„Reiz ist Schönheit in Bewegung und darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Ersterer kann die Bewegung nur errathen lassen, seine Figuren sind in der That ohne Bewegung, und so wird der Reiz, wenn er ihn nachahmt, zur Grimasse.

Aber in der Poesie bleibt er, was er ist, ein vorübergehendes Schöne, das wir wiederholt zu sehen wünschen. Dazu kommt, daß wir Bewegung besser im Gedächtniß behalten und uns ihrer leichter erinnern.

Jeder Versuch, des Dichters, körperliche Schönheit

zu schildern, dünkt Lessing eine nutzlose Arbeit. Es kommt ihm vor, als sähe er Steine einen Berg hinaufwälzen, aus denen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der anderen Seite von selbst wieder herabrollen.

In dem Bilde, welches Ariosto von der Alcina entwirft, und welches Dowe so sehr empfiehlt, gefällt und rührt nur der Reiz, d. h. die Bewegung der Theile, die er beschreibt. Zeuxis malte eine Helena und hatte das Herz, jene Zeilen des Homer, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen:

„Schelte mir keiner die Troer und wohlumschienten Achäer,
Daß sie um solch ein Weib so lange sich mühen im Elend!
Gleicht sie ja doch an Gestalt unsterblichen Göttinnen."

„Nie sind Malerei und Poesie in einen gleichen Wettstreit gezogen." — Sein Gemälde zeigte nichts als die Figur in Unbekleidetheit.

Selbst Anakreon wollte lieber in die anscheinende Unschicklichkeit verfallen, eine Unthunlichkeit von dem Maler zu verlangen, als das Bild seines Mädchens nicht mit Reiz zu beleben. Er befiehlt dem Künstler, ihm die Geliebte so zu malen, wie er die einzelnen Theile angiebt, so daß der Leser nun das Bild entstehen sieht und sich das Original vorstellen kann, ohne eine aufzählende Beschreibung zu lesen. — „Wenn er dem

Künstler befiehlt, ihren marmornen Nacken alle Grazien umflattern zu lassen, so sehen wir die Wendungen des schönen Nackens, das Spiel der Muskeln, welches Alles freilich der Maler nicht wiedergeben kann.“

Die homerischen Meisterstücke der Poesie waren älter als alle Meisterwerke der Kunst, da Homer die Natur eher mit einem malerischen Auge betrachtet hatte, als Phidias und Apelles, und verschiedene Artisten machten bei dem Homer nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, dieselben in der Natur selbst zu machen.

Phidias selbst bildete seinen olympischen Jupiter nach den berühmten Zeilen:

„Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronien,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.“

Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die anderen Künstler aus seinen Werken.

Hogarth hatte über den Apoll von Belvedere angemerkt, daß, wenn Antinous (der in ebendemselben Palaste zu Rom steht) den Zuschauer mit Bewunderung erfülle, der Apoll ihn in Erstaunen setze, weil einem Jeden das Unverhältnißmäßige in den Schenkeln und Füßen auffallen müsse, die gegen die oberen Theile zu lang und breit seien. Italienische und englische Kunstkenner hatten ihm beigestimmt.

Lessing ist nicht der Ansicht.

„An einer schönen Bildsäule ist ein richtiges Verhältniß eine von ihren wesentlichen Schönheiten. Daher ist zu schließen, daß diese Glieder mit Fleiß müssen sein verlängert worden, sonst würde es leicht haben können vermieden werden.“ Die Höhe der Glieder giebt der stehenden Figur ein Ansehen von Erhabenheit; und dieser Grund gab dem Künstler ohne Zweifel Anlaß, daß er die Figur so darstellte und nicht anders.

Homer läßt den Antinous die Gestalt des Ulysses mit derjenigen des Menelaus vergleichen und dabei sagen:

„Standen sie, ragte hervor Menelaus mit breiteren Schultern;
Saßen sie dann, schien immer Odysseus edler von Anstand.“

Ein Theil kann freilich die Wirkung vieler zur Schönheit stören, doch wird der Gegenstand darum noch nicht häßlich. —

Mit diesem Satz kommt Lessing auf die Darstellung des Häßlichen und wie sich dieselbe zur Poesie verhalte.

Homer schildert den Thersites, das Ideal der Häßlichkeit. Durfte er die Häßlichkeit als Vorwurf benutzen, wo er bei der Schönheit so einsichtsvoll seine Grenzen inne hielt?

Hier gilt die Negative, welche dort hinderte.

Der Dichter schwächt, wie wir sahen, durch Aufzählen der einzelnen Theile den Gesammteindruck; dasselbe wird also auch in Bezug auf die Häßlichkeit der Fall sein; sie wird in der Schilderung zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheit werden, und in der Wirkung schwächer erscheinend, wird der Dichter sie als Mittel gebrauchen, gewisse vermischte Empfindungen, wie das Lächerliche und das Schreckliche, hervorzubringen.

Um die Lächerlichkeit zu erzeugen, wird der Kontrast von Vollkommenheit und Unvollkommenheit erforderlich sein, die äußere Häßlichkeit des Thersites und die Uebereinstimmung derselben mit seinem Charakter, der noch häßlicher durch diese Harmonie wird, der Widerspruch, den beide mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit hegt, kurz, seine unschädliche Bosheit erzeugt die Lächerlichkeit.

Schädliche Häßlichkeit dagegen ist immer schrecklich. Lessing beweist solches durch zwei Figuren aus Shakespeare: Richard III. und Gloster in „König Lear“. „Edmund,“ sagt er, „höre ich wie einen Teufel in Gestalt eines Engels sprechen; Richard höre ich wie einen Teufel reden und sehe ihn auch in der Gestalt eines solchen.“ Das Beispiel erscheint indeß nicht ganz glücklich, denn der Beweis ist nicht schlagend.

Wir sehen somit, daß die Poesie das Häßliche als Ingrediens nützen kann, um andere Empfindungen zu verstärken. Wir müssen jetzt untersuchen, ob der Malerei dasselbe Recht zusteht. Lessing sagt allerdings, er wolle es nicht wagen, so geradezu mit Nein hierauf zu antworten, aber es läßt sich nicht leugnen, daß er es praktisch dennoch thut. —

„Die Malerei als nachahmende Fertigkeit kann die Häßlichkeit ausdrücken," sagt er, „die Malerei als schöne Kunst will es nicht." Und an einer andern Stelle: „wenn wir das Häßliche nicht mit all dem verdienten Mißfallen ansehen, so geschieht das, weil wir das Vermögen haben, davon absehend uns an der Kunst des Malers allein zu erfreuen. „Es ist unleugbar," fährt er fort, „daß unschädliche Häßlichkeit auch in der Malerei lächerlich werden kann, besonders wenn eine Affektation nach Reiz und Ansehen damit verbunden ist." „Ebenso unstreitig erweckt schädliche Häßlichkeit im Gemälde Schrecken; ja beide Eindrücke erlangen durch die Nachahmung noch einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen." „Aber dennoch wirkt die Malerei zumal durch das Bleibende nicht viel schwächer als die Natur. Unschädliche Häßlichkeit kann nicht lange häßlich bleiben, das Possirliche wird zuletzt abscheulich, das Schreckliche verliert sich und das Unförmliche bleibt zurück."

Caylus hatte einen Unterschied zwischen dem Ekel und anderen unangenehmen Leidenschaften der Seele aufgestellt, welche letzteren ihm alle nicht als reine Unlustempfindungen erschienen, sondern gemischt aus Bitterkeit und Lust, wogegen er den Ekel und andere ihm verwandte Empfindungen als nur Mißvergnügen hervorbringend ansieht, und deshalb sich keinen Zustand, weder in der Natur noch in der Nachahmung denken kann, in welchem das Gemüth nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurückweichen sollte. Lessing nahm diese Ansichten als vollkommen richtig an, aber er fand Gelegenheit, in Betreff des Ekels wichtige Bemerkungen zu machen.

Zur Nachahmung verhält sich das Ekelhafte vollkommen so, wie das Häßliche, sagt Lessing; ja es kann, da seine unangenehme Wirkung die heftigere ist, noch weniger als das Häßliche an und für sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie noch der Malerei werden.

Mendelssohn hatte die Theorie aufgestellt, daß wir das Ekelhafte nur durch die dunkelsten Sinne, den Geruch, den Geschmack und das Gefühl empfinden könnten, Lessing behauptet, daß es auch für das Gesicht Gegenstände des Ekels giebt:

Ein Feuermal im Gesicht, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit hervorragenden Löchern sind Häß-

lichkeiten, die weder dem Geruch, noch dem Geschmack, noch dem Gefühl zuwider sein können. Und doch kommt unsere Empfindung dabei dem Ekel viel näher, als derjenigen, welche wir bei einem krummen Fuß, hohen Rücken ꝛc. haben.

Allerdings ist der so erregte Ekel weniger stark, da das Auge mehrere Eindrücke auf einmal hat, sodaß der einzelne gemildert wird.

Mit dem Schrecklichen scheint sich das Ekelhafte noch inniger vermischen zu können, als mit dem Lächerlichen, das dadurch vermehrt werden konnte; das Schreckliche vereint mit dem Ekelhaften wird das Gräßliche.

Philoktet in seiner Höhle, auf dem einsamen Felseneiland ohne Lebensmittel, ohne jegliche Bequemlichkeit, nur ein unförmiger, hölzerner Becher, ein Feuerzeug — das ist traurig, fürchterlich. Aber das Bild vollendet sich durch den Zusatz vom Ekelhaften zum Gräßlichen:

„Ha!“ fährt Neoptolem zusammen, „hier trockene, zerrissene Lappen voller Blut und Eiter.“ —

Aber gerade in dieser Vermischung ist das Ekelhafte erlaubt. Ja, es giebt eine Art des Schrecklichen, zu dem der Weg dem Dichter einzig und allein durch das Ekelhafte offen steht, d. i. das Schreckliche des Hungers.

Die Nachahmung ist nicht im Stande, das Gefühl

dieser Qual in uns zu erregen; sie muß nothwendig zu einem anderen unangenehmen Gefühl greifen, welches wir im Fall der größten Noth als das kleinere Uebel erkennen. Die Beispiele finden sich im Leben ungesucht. Die ekelsten Geschöpfe in der griechischen Mythologie sind die Harpyen, und sie mußten so unflätig sein, damit der Hunger dessen, dem sie die Speisen verdarben, desto schrecklicher würde. . .

Doch die ekelhaften Gegenstände sind unstatthaft für die Malerei.

Auf einem Bilde, welches die Auferweckung des Lazarus vorstellen sollte, eine Vorstellung von der unangenehmsten Geruchsempfindung durch Haltung und Geberden einer der umstehenden Figuren zu erwecken, um den bekannten Worten der Maria Ausdruck zu verleihen, müßte unerträglich sein, und ist ebenso zu tadeln als das Bild des Pardenone von dem Begräbniß Christi, wo der Maler einen der Anwesenden sich die Nase zuhalten läßt. Rubens in seiner „Auferstehung des Lazarus“ in Sanssouci hat den Augenblick genommen, da Lazarus schon lebendig aus dem Grabe heraus kommt. Lessing hält diesen Moment für den einzig richtigen, weil jener Umstand, den Pardenone ausdrücken zu müssen glaubte, damit wegfällt.

Richardson hatte das gemißbilligt, aber nur, weil

Christus erst so kurze Zeit im Grabe gelegen habe; Lessing nimmt es ganz vom ästhetischen Standpunkt und muß es also verwerfen.

Wenn der Dichter eine solche Ceremonie schildert und den Zug beibehält, so kann er das Transitorische des Ekels genugsam hervorheben, und somit ist es ihm gestattet.

II.

Soweit war Lessing gekommen, als Winkelmanns Geschichte der Kunst erschien. Er las das Werk von Anfang bis zu Ende mit dem größten Interesse und ohne eine Pause in seiner Lektüre eintreten zu lassen. Er fand indessen, daß, welche Vortheile Winkelmann auch in Betreff der wirklichen und genauen Vertrautheit mit den Kunstwerken des Alterthums habe, er selbst dagegen eine umfassendere und eingehendere Gelehrsamkeit aufweisen konnte, durch deren Mangel sich Winkelmann zu manchen Irrthümern hatte verleiten lassen.

„Ich wage keinen Schritt mehr," schreibt er im XXVI. Stück, „ohne dies Werk gelesen zu haben, blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über kurz oder lang zu seiner eigenen Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet. Was die alten Künstler gethan, wird mich lehren, was die Künstler überhaupt thun

sollen; und wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Spekulation kühnlich nachtreten.“

Winkelmann hatte sich über das Alter der Laokoonsgruppe ausgelassen; natürlich erregte dies Lessings Aufmerksamkeit in hohem Grade. Hatte er doch gerade an diese Frage seine ganze kritische Auseinandersetzung über den Unterschied der Poesie und Malerei geknüpft. Man staunt über diese Fülle von Wissen, diese Belesenheit, welche ein dreifaches Menschenalter zu erfordern scheint, über die Sichtung der Materialien, mit welchen Lessing den Ansichten damaliger Kunstrichter entgegentritt.

Winkelmann schrieb, wie noch heute gewisse Kritiker thun, die Gruppe dem Zeitalter Alexanders des Großen zu. Er stützte sich dabei auf die Angaben des älteren Plinius, welcher als die Meister des Werkes die Rhodier Agesander, Polydorus und Athenodorus nennt. Lessing dagegen hielt seine in den vorhergehenden Aufsätzen abgegebene Behauptung fest, daß, wenn überhaupt der Bildhauer und Dichter sich beeinflußt haben, der Erstere den Vergil benutzt haben müsse und die Gruppe aus der Zeit der ersten Kaiser stamme.

Seit die Statue im Jahre 1506 von einem römischen Bürger in der Nähe der Bäder des Titus im Beisein des großen Michel Angelo aufgefunden wurde, ist der Streit über Urheber und Entstehungszeit des

Kunstwerkes mit großer Gelehrsamkeit geführt worden; zu verwundern ist, daß der berühmte italienische Bildhauer keinen Werth darauf gelegt zu haben scheint, da wenigstens jede Andeutung fehlt. Die Statue wurde von dem Papste Julius II. angekauft und in den Vatikan gebracht, dessen Belvedere sie noch heute schmückt. Es fehlte, als man das Kunstwerk aus dem Schutt aufgrub, nur der rechte Arm des Laokoon, der rechte Arm des jüngeren und die rechte Hand des älteren Sohnes. Die letztgenannten beiden Theile konnten mit Leichtigkeit ersetzt werden; der Arm des Vaters wurde indeß, wie eine später aufgefundene Kopie zeigt, falsch ergänzt. Der Arm war nämlich nicht gerade emporgestreckt, sondern griff in schmerzlicher Bewegung nach dem Hinterkopf.

Den Tendenzen zufolge, welche die griechische Kunst im Fortschritt der Zeit verfolgt, neigen einzelne Kritiker heute zu der Annahme, daß die berühmte Gruppe der Rhodischen Schule angehöre und also in die Zeit der Nachfolger des großen Alexander zu setzen sei. Man weiß, daß die Künstler dieser Schule für reiche und prachtliebende Städte wie Republiken arbeiteten, und an Stelle der alten großartigen Einfalt schon eine gewisse Schaustellung, sowie ein Suchen nach Effekt trat.

Wie sehr Lessing Winkelmanns Werk trotz der Fehler, welche er darin entdeckte und die er in den vier Schlußsätzen seines „Laokoon" zu berichtigen strebt, respektirte, zeigt die Art und Weise, in der er dasselbe beurtheilte. „Es ist kein geringes Lob, solche Fehler gemacht zu haben, die ein Jeder hätte vermeiden können," sagt er selbst- und neidlos seine Berichtigungen damit verkleinernd. Andere Fehler, die zu verbessern sein Forschersinn und Wahrheitsgefühl ihn zwingen, nennt er „bloße Fehler des Gedächtnisses." Er führt sie bescheiden und mit größtem Anstand auf. „Doch ich enthalte mich," so lauten die Schlußworte, „dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht könnte es zwar nicht scheinen; aber wer meine Hochachtung für Herrn Winkelmann kennt, dürfte es für Krokylegmus (Kleinigkeitskrämerei) halten." —

Winkelmann nahm die Ansicht, welche er sich auf die Nachricht von Lessings „Laokoon" über dieses Werk gebildet hatte, zurück, nachdem er die Aufsätze gelesen, und beschloß, „dem gelehrten Mann," von dem er leider noch nichts gelesen, ja den er zu seinem Bedauern nicht kenne, „in der würdigsten Weise" zu antworten. „Wie es ein Ruhm ist, sich von dazu Befugten loben zu hören, so ist es auch ruhmvoll, ihrer Kritik gewürdigt zu werden. Ich werde dem Verfasser des „Laokoon"

antworten, denn er verdient in den Punkten, wo ich mich vertheidigen kann, eine würdige Antwort." So lauten die Worte Winkelmanns, welche ihm selbst ebenso viel Ehre machen als Lessing. Die Annäherung unterblieb jedoch; Winkelmanns früher und gewaltsamer Tod verhinderte, wie bekannt, seine Rückkehr in das Vaterland, wo dann die beiden, großen Kunstrichter vielleicht mit einander bekannt geworden sein würden. „Ich hätte dem trefflichen Mann gern ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt," schreibt Lessing in seinem Bedauern über den traurigen Fall. Indeß bekam Winkelmann je tiefer er den „Laokoon" studirte, einen desto unheimlicheren Respekt vor dem ihm bedeutend überlegenen philosophischen, klaren Geiste Lessings, der auch an Charakter hoch über dem viel kleinlicheren Winkelmann stand.

Dieser besaß eine große Reizbarkeit und konnte es im Grunde nur schlecht vertragen, wenn ihm Jemand auf einem Gebiet entgegentrat, welches er für das seinige ansah. Er behielt den achtungsvollen Ton nicht immer bei, in welchem jenes Wort geschrieben war. In einem späteren Briefe sprach er von dem „Laokoon" als schön, aber auch nicht ohne leicht zu erkennende Fehler in der Sprache geschrieben. Mehr durfte er doch nicht wagen, nachdem er vorher geäußert: „Lessing schreibe, wie man

geschrieben zu haben wünschen möchte." Er ging aber noch viel weiter, indem er sagte: „Dieser Mann (Lessing) habe so wenig Kenntnisse, daß keine Antwort ihm verständlich sein würde." Dieser Brief fiel Lessing später durch Zufall in die Hände, als er nach Winkelmanns Tode dessen Schriften zur Veröffentlichung durchsehen mußte. Das unliebsame Urtheil änderte nichts in seinen Gesinnungen und Ansichten über Winkelmann, und er selbst veröffentlichte diese wenig günstige Aeußerung.

Es war Lessings Absicht, den „Laokoon", welcher mit dem XXIX. Absatz schließt, weiter zu führen und zumal seine Lieblingsidee, die er seit seinem Jünglingsalter mit sich umhertrug, darin zu verwirklichen, d. h. den hohen und idealen Beruf des Drama in gleicher Weise zu erläutern. Aber das Werk blieb ein Torso. Nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren zahlreiche Anmerkungen, aus denen zu schließen, daß er einen zweiten und dritten Theil im Auge hatte.

Diese Noten, unbearbeitetes Material, enthalten sehr interessante Bemerkungen. Eine derselben betrifft eine Berichtigung der Eintheilung, welche er in Bezug auf Gegenstände der poetischen und eigentlichen Malerei gemacht hatte. „Eine Reihe von Bewegungen ist entweder in demselben Körper, oder in verschiedene Körper

vertheilet, letztere nenne ich kollektive Handlungen und auf diese kann die Malerei Anspruch machen; wogegen die Bewegungen, welche ein Körper nach einander machet, sogenannte einfache Handlungen, einzig und allein der Poesie angehören."

Die Dichtkunst muß Sorge tragen, daß alle Einzelheiten schön sind, denn der Leser hat keinen Gesammtüberblick, der Maler kann die einzelnen Theile vernachlässigen, weil das Ganze auf einmal übersehen werden kann.

Diese doppelte Regel spricht über viele Gemälde des Künstlers und Dichters das Gericht. So hätte Michel Angelo ihr zufolge kein jüngstes Gericht malen sollen. Die vielen Figuren sind keiner schönen Gesammtordnung fähig, obgleich jede einzelne Figur gelehrt, kunstreich und in ihrer Art schön sein kann. Sie ermüden und verwirren, und das Gemälde verliert nach Lessing von der Seite des Erhabenen, da das allergrößte doch noch immer ein jüngstes Gericht en miniature ist.

Eine zweite Bemerkung betrifft die Schnelligkeit als eine Erscheinung zugleich im Raume und der Zeit. Sie ist ein Produkt von der Länge des ersteren und der Kürze der letzteren.

Caylus hatte bei Gelegenheiten, wo in der Iliade

schneller Pferde gedacht wird, dem Künstler sorgfältig empfohlen, alle Kunst aufzuwenden, um diese Schnelligkeit auszudrücken. Lessing meint, man würde in solchen Fällen nur die Ursache derselben, das Anstrengen und den Anfang derselben, den ersten Satz der Pferde zu sehen bekommen. Der Dichter dagegen könne diese Schnelligkeit ungemein sinnlich ausdrücken. „Wenn die Länge des Raums bekannt ist, kann er die Kürze der Zeit wirksam hervorheben. Er kann den Raum unendlich erweitern; oder auch nur der Spuren gedenken, die der bewegte Körper auf seinem Wege zurückläßt.“

„Wenn Juno mit Minerva herabfährt, um dem Mars Einhalt zu thun, welch' einen Raum müssen sie zurücklegen, und dieser Raum ist nur ein Sprung!“

Vergil hatte den Homer glücklich aufgefaßt und läßt deshalb den Merkur, als er von Jupiter zur Kalypso geschickt wird, auf dem Atlas anhalten. Tasso hat in seinem „befreiten Jerusalem“ diesen Zug wieder dem Vergil abgelauscht. Er ist nicht dafür zu tadeln, wie ein italienischer Kritiker es thut. Das Zeichen erklärt Lessing, ist nicht ein Zeichen von Ermüdung des Gottes, als solches würde es unstatthaft sein, sondern die Absicht des Dichters ist die, eine lebhaftere Idee von der Länge des Weges zu geben, indem er ihn in zwei Hälften zerlegt; dabei bekomme ich einen schärferen

Begriff von der Weite der Strecke, denn vom Atlas nach Carthago ist mir geläufiger als die erste Hälfte vom Abgange bis zum Atlas.

Auch die Musik in ihrer Vereinigung mit der Poesie wollte Lessing in dem großen Werke abhandeln, und er ging hier mit derselben Umsicht und Gelehrsamkeit zu Werke, indem er die Tonkunst der Alten studirte.

„Die Vereinigung willkürlicher, auf einander folgender hörbarer Zeichen ist unstreitig unter allen möglichen die vollkommenste. Von dieser Art ist die Verbindung der Poesie und Musik, so daß die Natur sie nicht sowohl zur Verbindung, wie zu ein und derselben Kunst bestimmt zu haben scheint."

Nun beweist er, daß die Künste zu einer Zeit in dieser Verbindung gestanden haben, und er bedauert, daß es nicht mehr der Fall, obgleich er zugiebt, daß die Trennung ganz natürlich vorgegangen und daß, wo man jetzt daran denke, man die eine Kunst nur zur Hilfskunst mache.

In der Oper, der einzig noch existirenden Verbindung, steht die Poesie nur als Hilfskunst da, eine Verbindung, in welcher die Musik die Dienerin wäre, sei, sagt er, noch unbearbeitet gelassen. „Oder zeigt sich vielleicht beides in der Arie und dem Recitativ?"

Wir dürfen annehmen, daß er die kurze Zeit

darauf von Gluck vorgenommene Reformation der Oper mit großer Freude und Genugthuung begrüßt haben würde.

Es ist um so mehr zu beklagen, daß Lessing diesen Theil des „Laokoon“ nicht vollenden konnte, als es ein ganz bedeutendes Interesse haben würde, daran Richard Wagner und die Zukunftsmusiker zu bemessen; zumal es erscheinen will, daß der Komponist des „Tannhäuser“ in Lessings Geist Poesie und Musik verbindet.

Es findet sich in dem Fragment ein sehr schätzbares Urtheil darüber, welche Sprachen sich vorzugsweise für Musik eignen. Lessing entscheidet für die mit langen Wörtern, weil die Musik denselben besser folgen könne.

Auch Musik und Tanzkunst, Poesie und Tanz will er verbinden und alle drei unter einander. Als vierte Verbindung tritt dann noch die Pantomime hinzu.

Der Einfluß, welchen das Werk ausübte, war ein ungeheurer. Das große Grundgesetz der Poesie, welches, wie F. Vischer sagt, damit ein für allemal aufgestellt wurde, ist längst nicht der einzige Erfolg, welchen wir demselben verdanken. Eine Fülle von neuen, anregenden Gedanken ging davon aus, und nun erst lernten die Künstler die unsterblichen Dichtungen des Homer als eine reiche und nie versiegende Quelle kennen und aus derselben schöpfen.

Aus den Bruchstücken des zweiten und dritten Theiles erhellt, daß Lessing einige Irrthümer und Fehler des Winkelmann'schen Werkes darin hervorheben und berichtigen wollte.

Natürlich rief der „Laokoon" eine Menge von absprechenden Kritiken hervor, aber alle Verbesserungen, alle Abänderungen vermochten die Fundamentalsätze, auf denen das Werk beruht, nicht anzugreifen. Der Zustand, in welchem die Alterthumskunde sich damals befand, machte es ihm unmöglich die Wahrheit überall und unbedingt zu treffen, aber wo er dieselbe nicht scharf klarstellt, streift er das Rechte doch immer. Er beförderte den Fortschritt der Archäologie dadurch, daß er die Menge von Hindernissen forträumte, welche der Entwickelung bisher im Wege gestanden hatten. —

Auf den noch jugendlichen Herder machte das Werk einen ungemein großen Eindruck. Er las es dreimal hintereinander in einem Nachmittag und der darauf folgenden Nacht; drei Jahre nachher veröffentlichte er eine Kritik, in welcher er beklagte, daß Lessing die Poesie und Musik nicht verglichen, denn er hatte ja keine Ahnung, daß Lessing schon seine Noten dazu fertig hatte.

Wie genial das Werk angelegt war, davon wußten sie alle nichts, und Lessing konnte mit Recht behaupten, daß keiner, auch nicht Herder sich träumen lasse, wohin

er eigentlich mit dem „Laokoon" habe hinauswollen. „Um Herder," fügt er hinzu, „möchte er mit seinem Krame ganz an den Tag gekommen sein." —

Auch Garve, Gellerts Schüler, der Einzige, welcher das Werk Schritt vor Schritt verfolgte, schrieb eine Kritik. Er tadelte, daß Lessing die Malerei und Plastik nicht scharf genug gesondert habe, und hob mit Herder die Berechtigung der Lyrik in der Poesie hervor.

Lessing antwortete auf keine dieser Kritiken. Auffallend ist, daß der Königsberger Philosoph J. Kant, welcher auf dem Gebiete der Aesthetik eine so achtunggebietende Stellung einnimmt, den „Laokoon" nie gelesen zu haben scheint. Eine desto größere Anziehung übte das Werk auf den damals jugendlichen Göthe aus.

Derselbe hatte Lessing in seiner epochemachenden Stellung schon längst hoch gehalten. Der „Laokoon" mußte das Gefühl des Respektes ohne Zweifel bedeutend heben. Ja der Eindruck, den das Werk auf Göthe machte, war so groß, daß er demselben noch in „Wahrheit und Dichtung" ein warmes anerkennendes Wort zollt:

„Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings „Laokoon" auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Wie vor einem Blitz erleuchteten

sich uns alle Folgen, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst und glaubten mit einigem Mitleid auf das so herrliche sechszehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, sowie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte."

Auch Göthe hat eine Abhandlung über die Laokoonsgruppe geschrieben, worin er beweist, daß der Gegenstand hoch und ideal in größter Schönheit, in Bezug auf das Extrem des physischen wie geistigen Leidens, gefaßt sei. Er machte besonders auf den glücklich gewählten Moment aufmerksam, wobei er von dem Grundsatze ausging, welchen Lessing in Bezug auf das Transitorische angenommen hatte.

Göthe räth dem Beschauer, sich in gehöriger Entfernung und mit geschlossenen Augen vor die Gruppe zu stellen, dieselben zu öffnen und gleich wieder zu schließen: „Man wird," sagt er, „den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden.

Ich möchte sagen, wie sie dasteht, ist sie ein fixirter Blick, eine Welle, versteinert in dem Augenblick, wo sie an das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe Nachts bei Fackelschein sieht."

Ja, wie sehr Lessings Ideen über das Mitleid und die Furcht, den Schrecken und das Tragische Wurzel geschlagen, zeigt eine in derselben Abhandlung von Göthe gemachte Bemerkung: „Der Mensch hat bei eigenen und fremden Leiden nur drei Empfindungen Furcht, Schrecken und Mitleid, das bange Vorhersehen eines sich annähernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtiger Leiden und die Theilnahme an dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt, erregt und zwar in den gehörigen Abstufungen. Für den Vater empfinden wir Schrecken, für den jüngsten Sohn hegen wir Mitleid, für den ältesten ergreift uns Furcht." —

Es ist wohl die Kritik aufgeworfen, daß Lessings „Laokoon" nur eine eigentlich verneinende Tendenz habe, aber hat nicht der Erfolg bewiesen, daß diese Tendenz in der Trennung der Künste und der Richtigstellung ihrer Grenzen den größten Nutzen geschafft hat? —

Lessing stimmte mit Winkelmann darin überein, daß beide die Schönheit zum Losungswort der neuen Bewegung machten; aber er wich bedeutend von ihm ab

in dem Begriff derselben. Winkelmann befriedigte sich mit einem allgemeinen phantastischen Ausdruck der Schönheit als großes Ziel der Kunst, während es Lessing auf die Schönheit der Form ankam.

Wenn jedoch Lessings Ideal von der Schönheit in Schönheit der Form und der Linien bestand, so würde er trotz alledem nie die übertriebene, materialistische Auffassung der Kunst von Seiten heutiger Künstler gebilligt haben: Jene üppige Schule, welche sinnliche Auffassung, blendende Farben und verführerische Formen nebst Zubehör über den wahren künstlerischen Gedanken stellt, würde Lessings Anschauungen nie entsprochen haben und er würde Gelegenheit genug finden und nehmen, seiner Entrüstung in scharfer Kritik Ausdruck zu geben. Auch die Sucht, alle Werke und Gedichte unserer großen Geister zu illustriren, jede Situation auf Holz und Leinwand zu färben, bedürfte eines Lessing, der, den Malern ihre Grenzen und dem Publikum seinen Geschmack rettend, verhütete, daß Schiller, Göthe und Lessing selbst wohl in den Bildermappen auf hübsch geordneten Tischen zu finden sind, in den Bücherschränken aber unberührt stehen.

Daß unsere Künstler die Lessing'schen Gesetze theilweise ganz unbeachtet lassen, daß unser Publikum

dieselben nicht mehr kennt, beklagt Geibel mit Recht in seinem Verse:

„Welch ein Schweifen, welch ein Irren,
Alle Grenzen wild Verwirren;
Unsere Zeit nimmt's für Genie.
Tonkunst will Gedanken klingen,
Dichtkunst eitel Farben bringen,
Malerei malt Poesie."

Lessing war bei all seinem feinen Gefühl für künstlerische Schönheit immer und vor allem der philosophische Kunstrichter, dessen Folgerungen auf einer gelehrten und klaren Einsicht beruhten.

Anders war es mit Winkelmann. Er hatte die ruhmreichen Erfolge der bildenden Kunst, die berühmten Werke alle gesehen und aus der Anschauung derselben leitete er seine Theorien ab. Es war aber Gefahr vorhanden, daß diese den Künstler zu sehr einengten, ihn in die Versuchung führten, „das Mittel zur Absicht zu machen," und in einem hoffnungslosen Jagen nach abstrakter Schönheit alles das zu verlieren, was diese Schönheit erst anziehend macht, nämlich die schöne Wiedergabe der schönen Seele.

Lessings Standpunkt war in seiner Weise ebenfalls begrenzt, aber seine Folgerungen waren alle gesund und lebensvoll; immer stand der kritische Denker bei ihm obenan, er geht in seiner Behandlung der Kunstwerke

stets von den Gedanken und Wahrnehmungen aus, die beim Anschauen der Gegenstände in ihm erweckt werden, und leitet seine Schlüsse folgerichtig davon ab. Nie findet sich, wie bei Winkelmann so häufig, eine Stelle, in welcher er dem Eindruck erlaubt hätte sich in bewundernden Worten kund zu thun, seine Bewunderung für die Meisterwerke der Kunst und Poesie, die er nichts destoweniger in ihrer ganzen Schönheit zu schätzen weiß, äußert sich in anderer und im Grunde anerkennenderer Form.

Man hat in späterer Kritik den Vorwurf geltend gemacht, Lessing habe sich durch sein Gesetz für „die Darstellung des Schönen in idealistischer Form“ nothwendig verleiten lassen müssen, die Landschafts- und Genremalerei ungerechterweise zu unterschätzen.

„Die höchste körperliche Schönheit existirt nur in dem Menschen und auch nur in diesem vermöge des Ideals.“

„Dieses Ideal findet bei den Thieren schon weniger, in der vegetabilischen und leblosen Natur aber gar nicht Statt.“

„Dieses ist es, was dem Blumen- und Landschaftsmaler seinen Rang anweiset. Er ahmt Schönheiten nach, die keines Ideals fähig sind. Er arbeitet nur mit der Hand, und das Genie hat an seinem Werke wenig oder gar keinen Antheil.“ —

Es ist wahr, Lessings Ansicht, wie sie in vorstehenden Worten ausgedrückt steht, ist ungerecht; man möchte wünschen, daß er die Bilder seines berühmten Großneffen C. F. Lessing hätte sehen können.

Natürlich mußte er bei seinem Grundsatz von dem höchsten Ideal die niederländischen Genremaler mit ihren Bildern aus den niederen Volkskreisen, die „Werktagsscenen“ ganz verdammen; wer aber will denselben die Berechtigung absprechen, da sie existiren und zwar in einer Menge und Gestalt existiren, daß man sie schwerlich selbst mit den schlagendsten Gesetzen fortstreiten könnte?

Seine Unterschätzung der Landschaftsmalerei beruht vielleicht auf seiner Gleichgültigkeit gegen Naturscenen und Aussichten. Weder in seinen Tagebüchern, noch in seinen Briefen findet sich eine auf Landschaften bezügliche Bemerkung oder die Kundgabe einer Freude daran.

Man erzählt sogar, daß er, als einer seiner Freunde sich in lautem und erregtem Erguß über den nahen Frühling erging, er demselben entgegnete: „O, die Bäume sind so oft grün geworden, daß ich wollte, sie würden des Wechsels wegen einmal roth.“ — Man muß hier freilich immer seine Neigung zu Paradoxen und seine Abneigung gegen alle langweilige, auch noch heute allzu blühende Sentimentalität berücksichtigen. Er war frei von jeglichem Anflug der vielberühmten deutschen

Schwärmerei, ein Gefühlszustand, für welchen der kühle Engländer nicht einmal ein deckendes Wort besitzt. Einmal als man ihm in dieser Beziehung stärker zusetzte, äußerte er, daß er eine Harzlandschaft lieber sehe, denn eine weite Ebene, daß er aber lieber den Blick auf die letztere haben wolle, als in einem schiefen Zimmer wohnen. Er stand eben in der Färbung seines Geistes und Gemüthes dem klassischen Hellenenthum sehr nahe.

Vielleicht war dieses auch der Grund, daß er den Einfluß des modernen christlichen Geistes auf die darstellenden Künste, besonders die Malerei, nicht genugsam erkannte; ein Mangel, der um so seltsamer scheint, als er in Betreff der Dichtkunst die Verdienste, welche der Romanismus im Gegensatz zu dem Klassicismus hat, vollkommen anerkennt.

Indem er die Zeit des Mittelalters nicht genug beachtete, entging ihm zu bemerken, daß Bilder eine lange Zeit dem Volke Bücher und Schriften ersetzten und daß der Maler jener Zeiten in Hinblick auf diesen Stand der Bildung darnach strebte seinen Empfindungen in Figuren Leben und Anschauung zu verleihen und somit ganz von selbst zur Allegorie neigte. Es wäre die in Bezug darauf von Lessing gemachte Kritik trotzdem vollkommen aufrecht zu erhalten.

Wo Lessings Theorien zu eng und begrenzt sind,

ist dieses seinen zu streng logischen Folgerungen zuzuschreiben. Es ist eben sehr schwierig, Arbeiten des Geistes und Genies den einzelnen Paragraphen einer strengen Klasseneintheilung zu unterwerfen. Dieser Fehler, der heute ein Fehler genannt werden kann, war damals ein großer Vorzug, und man kann die Bedeutung desselben an den Wirkungen ermessen, welche der „Laokoon“ besonders auf dem Gebiet der Poesie, wo ja auch der Schwerpunkt des Werkes zu suchen ist, hervorbrachte. Die aufstrebenden Geister, die „Stürmer und Dränger“ erhoben Lessings Forderung, daß Handlung die Seele aller Dichtung sei, zum Losungswort und schrieben es auf die Fahne, welche sie der neuen Aera vortrugen. Man findet Lessings Einfluß auf allen Blättern der damaligen Literatur. Wieland, damals bei seinem „Agathon“, sagte, er gehe jeder Versuchung zum Beschreiben und Schildern sorgfältig aus dem Wege, weil ihn Lessing am Ohr zupfe.

Es dürfte nun vielleicht nicht unangebracht sein, in Bezug auf das Transitorische hier ein Wort einzuschalten, um durch eine schärfere Fassung des Begriffs Mißverständniß zu vermeiden, oder demselben entgegenzutreten, zumal Lessings Auffassung viel kritisirt ist. Dieser schließt dem Satze von der Unzweckmäßigkeit des Transitorischen für die bildenden Künste sowohl direkt, wie auch im Verlauf

der Abhandlungen eine Erklärung an, woraus erhellt, daß er diejenigen plötzlich ausbrechenden und ebenso plötzlich verschwindenden Erscheinungen meint, welche bei längerer Dauer und Haltung der dadurch erzeugten Muskellage nothwendig in Verzerrung und Krampf übergehen müssen. Ein dauerndes Lachen, ein verlängertes Weinen, Zorn, Verzückung, Grauen, und Entsetzen, selbst lebhafter Schreck und Staunen, — wenn hierbei nicht das Interesse des Beschauers durch die sichtbare Ursache wesentlich abgezogen wird, — müssen verletzen, denn alle sind Ansätze zu stärkeren Affekten und indem sie fortdauern, werden sie zu Paroxismen. Der Zorn muß psychologischen Gesetzen zufolge zur Raserei, die Verzückung zur Faselei, Grauen und Entsetzen zum Wahn werden.

Anders verhält es sich mit transitorischen Stellungen und Bewegungen der Glieder. Die Figuren an vielen Reliefs der Alten, an Friesen und Giebelfeldern, alle in Bewegungen und Stellungen begriffen, welche eiliges Schreiten bekunden, der Diskuswerfer von Myron in dem Moment des Schleudernwollens, die badenden Soldaten des Michel Angelo, welche durch plötzlich erschallenden Allarm zu flüchtiger Bewegung aufgeschreckt sind, erwecken nicht die Vorstellungen wie ein lachendes oder weinendes Gesicht.

Indem wir sie betrachten, denken wir nicht an das jene bewegende Gefühl, welches sich in Affekten äußert, die sich durch Muskelbewegungen kund thun und deren Steigerung uns verletzen muß, weil die nächste Staffel den Exceß mit sich bringt; sondern wir denken vielmehr an die Bewegungen, welche der eingenommenen Stellung folgen müssen, wir sehen im nächsten Augenblick den Reiter vorwärts stürmen, die Scheibe des Diskuswerfers sausend dahinfliegen zc. Mit dieser fortgeschrittenen Vorstellung erreicht der dargestellte Moment in unserer Phantasie sein Ende, wogegen der gesteigerte Affekt immer die gleiche Lage der Muskeln zeigt.

Es möchte hier auch in Lessings Geist eine Kritik der seit W. v. Kaulbachs „Faust und Helena“ unter den Malern beliebt gewordenen Kußscenen Platz finden dürfen. Abgesehen davon, daß es wie eine Verletzung des Gefühls erscheint, Scenen zu malen, welche zwei Menschen doch am liebsten allein durchleben, so bleibt auch der Phantasie nur Spielraum für eine in's Unschöne gehende Fortsetzung.

Alex. Liezen Mayer hat vor kurzem ein Dornröschen gezeichnet; es gebührt ihm der Ruhm den psychologisch und künstlerisch richtigen Moment erfaßt zu haben. Die verzauberte Prinzessin ruht schlafend in ihrem Steinsarg, der Prinz beugt sich über sie

und bringt sein Antlitz dem ihrigen so nah, daß die Lippen sich im nächsten Moment berühren müssen. Er empfindet ein glückliches Verlangen und hat die schöne Ahnung einer nahesten, noch schöneren Befriedigung. Dem Beschauer aber steht für den folgenden Augenblick eine gänzliche Veränderung der lieblichen Scene bevor.

Den „Laokoon" zu studiren wird und muß immer ein Vergnügen sein und bleiben. Die Leichtigkeit und Anmuth des Stils, durch welchen die abstraktesten Abhandlungen anziehend, die schwersten Folgerungen klar werden, übt einen höchst erfrischenden Einfluß aus. Die Sprache ist natürlich. — „Lessings Schreibart," sagt Herder, „ist der Stil eines Poeten, d. i. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet; wir sehen sein Werk werden wie den Schild des Achilles beim Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammen zu setzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß gibt den anderen, der Folgesatz kommt näher: da ist das Produkt der Betrachtung." — Jedes Wort steht an der rechten Stelle, jeder Satz hat seine Bedeutung; nie wird er undeutlich oder verworren. So klar er dachte, so klar gibt er das Ergebniß seiner geistigen Arbeit wieder. Seine Redefiguren sind

bezeichnend und anschaulich, so daß selbst der an derartige Untersuchungen und Abhandlungen nicht gewöhnte Leser ihm folgen und ihn verstehen kann. Dabei liegt eine heitere Ruhe darüber ausgebreitet; die Arbeit ist frei von aller Schärfe seiner anderen polemischen Schriften. Allerdings ist der Stil nicht so lebendig und rasch. Aber dafür bietet der „Laokoon“ eine Fülle der geistreichsten Gesichtspunkte. —

Die Methode der Untersuchung gewährt einen besonderen Reiz. Er selbst vergleicht sie „dem Schlendern eines Spaziergängers, der kaum einen Weg zu haben scheine.“ Darunter ist indessen nicht zu verstehen, daß er den Weg nicht kenne; im Gegentheil er beherrscht jede Biegung, jede Krümmung des Pfades, nur daß der Leser der Langweiligkeit einer nicht abzusehenden planen Landstraße durch des kundigen Führers Geschicklichkeit entgeht. An den Kunstwerken selbst, an Sophokles und Vergil zeigt er die Schönheiten und entwickelt die Gesetze, wie Göthe in seinem Eingang zu den Propyläen als richtig ausspricht: daß über Kunst nur den Kunstwerken gegenüber zu reden sei.

Seine erstaunliche Belesenheit und gründliche Gelehrsamkeit, die aber immer nur in den angenehmen Folgen und Wirkungen zu Tage tritt, erleichtert und ermöglicht es ihm seine Kritiken der bestehenden Irr=

thümer und Fehlgriffe an Beispielen zu erläutern. Er bringt die Kunstrichter sich gleichsam gegenüber und disputirt mit ihnen, als ständen sie vor ihm. So ist Lessings „Laokoon" nach Herders Ausspruch ein Werk, an dem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen, ein Werk, welches man mit der Bildsäule, von welcher es den Namen hat, vergleichen könnte.

Wer immer die Lektüre des „Laokoon" beendet, muß seinen Gesichtskreis erweitert, seine Denkkraft gestärkt, seine Anschauungen von Kunst und Poesie gehoben fühlen; jedesmal, wo wir das Werk wieder zur Hand nehmen, finden wir neue Gesichtspunkte eröffnet, neue Gedanken in uns erweckt; wenn dies nicht der Fall, liegt der Fehler an uns. — Das Werk ist viel mehr anregend als erschöpfend und wird immer eine der herrlichsten Schöpfungen menschlichen Geistes und hoher Bildung bleiben, — ein Kunstwerk der Kritik des genialsten unter den Kritikern.

Druck von Wilh. Riemschneider. Hannover.

